

KIRCHE DER FREIHEIT
IM 21. JAHRHUNDERT



ZUKUNFTSKONGRESS
DER
EVANGELISCHEN KIRCHE
IN DEUTSCHLAND
LUTHERSTADT WITTENBERG
25.-27. JANUAR 2007

Dokumentation des Zukunftskongresses der



ZUKUNFTSKONGRESS
DER
EVANGELISCHEN KIRCHE
IN DEUTSCHLAND
LUTHERSTADT WITTENBERG
25.-27. JANUAR 2007

KIRCHE DER FREIHEIT



Dokumentation des Zukunftskongresses der



INHALTSVERZEICHNIS

Zukunftskongress der Evangelischen Kirche in Deutschland
Lutherstadt Wittenberg
25.–27. Januar 2007

VORWORT	7
Einführung in den Dokumentationsband des Zukunftskongresses Wittenberg 25.–27. Januar 2007: Thies Grundlach, Thomas Begrich, Thorsten Latzel	8
I. ERÖFFNUNGSABEND	13
1. Begrüßung in der Stadtkirche: Dorothea Volkmann	14
2. Drei Hoffnungen für den Reformprozess der Evangelischen Kirche in Deutschland: Tobias Traut	15
3. Eröffnung des Kongresses: Christoph Kähler	16
4. Hauptvortrag: Evangelisch im 21. Jahrhundert: Wolfgang Huber	18
II. STIMMEN ZUM REFORMPROZESS	31
1. 70 Redebeiträge zum Eröffnungsplenum	32
2. „Von anderen lernen“	102
a) Soziale Rahmen des Reformprozesses: Horst W. Opaschowski	
b) Kirche der Freiheit – eine Reaktion: Jan-Gerd Heetderks	
c) Kommunikation und Profilbildung – Marke evangelisch?: Claudia Bender	
d) „Von anderen lernen“: Dagmar Reim	
III. GEISTLICHE VOTEN	119
1. Morgenandacht Freitag, 26. Januar: Oda-Gebbine Holze-Stäblein	120
2. Bibelarbeit Sonnabend, 27. Januar: Eberhard Jüngel	123
3. Predigt im Abschlussgottesdienst: Axel Noack	130
IV. ARBEIT IN DEN FOREN	135
1. Einführende Hinweise zur „Stoffsammlung als Ergebnis der Forenarbeit“	136
2. Stoffsammlung	137

V. SCHLUSSWORT 153

Abschließendes Votum des Vorsitzenden des Rates der EKD: Wolfgang Huber 154

CD-ROM

1. PDF-Dateien:

1. Zukunftskongress der Evangelischen Kirche in Deutschland
Lutherstadt Wittenberg 25. – 27. Januar 2007
Dokumentation des Zukunftskongresses der EKD

2. Kirche der Freiheit – Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert
Ein Impulspapier des Rates der EKD

3. Materialband
Diskussion des Impulspapiers

2. O-Töne:

- a) Andacht:
Oda-Gebbine Holze-Stäblein
- b) Bibelarbeit:
Eberhard Jüngel
- c) Schlusswort:
Wolfgang Huber
- d) Predigt:
Axel Noack

Impressum 160

VORWORT

KIRCHE DER FREIHEIT



Dokumentation des Zukunftskongresses der



VORWORT

Einführung in den Dokumentationsband des Zukunftskongresses Wittenberg 25.–27. Januar 2007

1. Im Januar 2007 trafen sich erstmals in der Geschichte des Protestantismus etwa dreihundert Personen aus allen Teilen der Evangelischen Kirche in Deutschland, um in konzentrierter Form die Anregungen des am 6. Juli 2006 vom Rat der EKD veröffentlichten Impulspapiers „Kirche der Freiheit“ kritisch und konstruktiv zu diskutieren. Neben der Leitungsebene der evangelischen Landeskirchen und den Präsidien der EKD- und Landessynoden waren viele haupt- und ehrenamtliche Vertreter / innen von Reformanstrengungen in den Kirchen eingeladen. Mit der hier vorgelegten Dokumentation des Wittenberger Kongresses haben nun auch alle diejenigen, die an dem Kongress aus Kapazitätsgründen nicht teilnehmen konnten, die Möglichkeit, sich ein umfassendes Bild vom derzeitigen Stand der Reformdiskussion im deutschen Protestantismus zu machen. Im Zuge der Vorbereitung des Zukunftskongresses wurden Prüfsteine zur Frage nach einem möglichen „Erfolg“ des Wittenberger Kongresses definiert. Damals hieß es, dass ein erfolgreicher Kongress dann vorläge, wenn
 - die öffentliche Wahrnehmung erreicht werden kann, dass die Evangelische Kirche in Deutschland gemeinsam und diskursiv einen Weg in die Zukunft sucht.
 - der Übergang „vom Text zum Prozess“ gelingt und die Teilnehmenden des Kongresses Aufbruchatmosphäre und Veränderungszuversicht in ihre jeweiligen Arbeitszusammenhänge transportieren.
 - die Berücksichtigung der im Diskussionsprozess geäußerten konstruktiven Anregungen und Kritikpunkte zum Impulspapier zu einer Weiterentwicklung des notwendigen Reformprozesses beiträgt.
 - im Anschluss an den Kongress auf allen Ebenen und in allen Bereichen der Kirche

„viele kleine Wittenbergs“ angeregt werden, die sich mit den Anregungen und Impulsen des Papiers für ihre Regionen beschäftigen.

- viele Landeskirchen und Institutionen sich bereit erklären, stellvertretend für die Gemeinschaft der Gliedkirchen konkrete Fragen und Perspektiven, die auf dem Kongress und in der Diskussion entwickelt worden sind, zu bearbeiten.

Eine erste Gesamtbewertung des Zukunftskongresses lässt im Blick auf diese selbst gestellten Prüffragen von einem **erfolgreichen Kongress** sprechen:

Die von der Pressestelle der EKD zusammengestellten Pressereaktionen zeigen eine beachtliche, wenn auch nicht durchweg positive Aufmerksamkeit. Die gehaltenen und ungehaltenen 64 Statements als grundlegende Reaktionen auf das Impulspapier (siehe Teil III der Dokumentation) spiegeln ebenso wie die Berichte und Ergebnisse der Forenarbeit (siehe Teil V der Dokumentation) eine erstaunliche Bereitschaft, den **durch das Impulspapier angestoßenen Reformprozess zu konkretisieren, zu differenzieren und zu regionalisieren**. Bis auf ganz wenige Ausnahmen war eine destruktive Haltung gegenüber dem gesamten Prozess nicht zu erkennen. In vielen Reaktionen auf den erlebten Kongress konnten deutliche Signale wahrgenommen werden, dass man den Schwung von Wittenberg nunmehr in den jeweils eigenen Arbeitszusammenhängen weitergeben möchte. Insgesamt wird man daher sagen dürfen: Es gibt Stimmungsumschwung zugunsten der Reformimpulse, ein **„Zurück gibt es nicht mehr“** (W. Huber). Und zugleich ist damit öffentlich deutlich geworden, dass dieser gemeinsame Reformprozess in typisch protestantischer Weise eingeschlagen worden ist, also öffentlich und kritisch, diskursiv und vielfältig, partizipativ und gemeinsam.

2. Für diese Einschätzung sprechen folgende Gesichtspunkte:

a) Von keinem der Beteiligten ist Wittenberg missverstanden worden als Synode oder Kirchentag, als akademisches Oberseminar oder prophetischer Hügel, sondern der Intention des Kongresses gemäß als **Katalysator des Reformprozesses und Beschleuniger der Impulse**. Die auf dem Kongress gefundenen Formen des Sich-einbringen-Könnens haben einen hohen Grad von Beteiligung und Selbstverpflichtung erbracht, der positive Wirkungen in den jeweiligen Arbeitsfeldern erwarten lässt, aus denen die Teilnehmenden gekommen sind. Auch wurde in vielen Statements, aber auch in vielen Reaktionen von Institutionen, Einrichtungen und Kreisen der evangelischen Kirche auf dem Weg nach Wittenberg deutlich, wie groß das Interesse ist, sich an dem Prozess zu beteiligen, ihn für sich selbst wirksam werden zu lassen und das jeweils Eigene dazu beizusteuern. Sichtbarster Beleg für diese Einschätzung ist die schon im November 2006 erklärte Bereitschaft der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, sich auf ihrer nächsten Tagung in Dresden das Thema „Aufbruch in der Kirche“ zu eigen zu machen. Ähnliche Signale kamen und kommen aus dem Bereich der Diakonie, der Bildung, der Öffentlichkeitsarbeit, der Finanzreferenten usw. Durch die vielen Begegnungen unter den Teilnehmenden während des Kongresses ist darüber hinaus eine Atmosphäre der Gemeinsamkeit entstanden, so dass man wohl sagen kann: Mit diesem Zukunftskongress signalisiert der deutsche Protestantismus, dass **er die Herausforderungen der Zukunft gemeinsam bewältigen will**, dass er die Ungleichzeitigkeit der Herausforderungen nicht als Trennungsgrund, sondern als Aufforderung zur gemeinsamen Anstrengung versteht, und dass es eine Fülle

von vergleichbaren Fragestellungen quer durch alle Landeskirchen gibt, die eine stärkere Vernetzung und optimalere Kooperation außerordentlich wünschenswert machen.

b) Durch die Diskussionen im Vorfeld von Wittenberg und durch die Arbeit auf dem Zukunftskongress sind die im Impulspapier des Rates der EKD formulierten „**Leuchtf Feuer**“ **korrigiert, konkretisiert und regionalisiert worden**, – ein unerlässlicher Schritt auf dem Weg vom Text zum Prozess. Die Zahlenangaben, die sich im Impulspapier finden, behalten ihren Charakter als an- und aufregende Richtungsangaben, wenn sie auf die jeweils regional unterschiedlichen Bezugsgrößen hin präzisiert werden. Das Problem der EKD-weiten Durchschnittszahlen ist auf dem Zukunftskongress deutlich wahrgenommen worden. Die Zahl der durchschnittlichen Gottesdienstbesucher / innen oder die Verhältnisbestimmung zwischen Pastoren / innen, Prädikanten / innen und Lektoren / innen müssen in Ost und West, in Nord und Süd, in Stadt und Land unterschiedlich ausfallen und bei Beibehaltung der Gesamtrichtung jeweils sehr spezifisch konkretisiert werden. Zugleich bleibt die im Impulspapier gestellte Frage nach der Relevanz von quantifizierbaren Ergebnissen kirchlicher Arbeit in ihrem Recht bestehen. Darüber hinaus sind durch den Hauptvortrag, durch die Bibelarbeiten, durch die vorgetragenen Statements und die Arbeit in den Foren manche derjenigen **Anfragen aufgenommen worden, die sich im Anschluss an das Impulspapier und im Vorfeld des Zukunftskongresses in Wittenberg aufdrängten**. Dass z. B. die Ökumene ein Querschnittsthema ist, das in vielen Themenbereichen zu berücksichtigen sei, wird nicht bestritten und hat durch die Präsenz ökumenischer Gäste konkrete Gestalt angenommen. Darüber hinaus hat der Eröffnungsvortrag Grundzüge eines evange-

lischen Kirchenverständnisses entfaltet, das auch die Kritik an der vermeintlich „überbordenden Wirtschaftssprache des Impulspapiers“ relativierte. Auch ist die im Vorfeld zu Wittenberg häufig aufgekommene Frage des scheinbaren Gegensatzes zwischen einer Konzentration auf geistliche Kernaufgaben und dem gesellschaftlichen Engagement der Evangelischen Kirche in Deutschland präziser gefasst und intensiv diskutiert worden. Deutlicher als bisher wurde durch die Diskussionen in Wittenberg auch erkennbar, dass alle Anstrengungen im Blick auf Qualität, Erkennbarkeit und Profilierung des Protestantismus die Vielfalt der unterschiedlichen Theologien und Verkündigungsinhalte jeweils stärken, nicht aber vereinheitlichen.

- c) **Der stärkste Konsens** während des Kongresses war wohl die Einsicht in die **Notwendigkeit einer geistlich-inhaltlichen Qualitätsoffensive** im deutschen Protestantismus. Sie ist von allen Gruppen und Foren anerkannt und für alle Gruppen, Kreise und Aufgaben in der evangelischen Kirche ausgesprochen worden. Als Lerngewinn aus Wittenberg lässt sich formulieren, dass es bei der Qualitätsoffensive um die Schlüsselaufgabe der evangelischen Kirche für alle Berufe und für alle Engagierten geht. Es war eine große Bereitschaft auch zur ehrlichen und nüchternen Selbstbeschreibung zu beobachten. Dass aber diese Qualitätsoffensive keineswegs als pauschale Kritik am bestehenden Engagement der unterschiedlichen haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden in der Kirche zu verstehen ist, sondern als Herausforderung, das schon Gelingende noch besser zu machen und das Misslingende zu korrigieren, ist ebenfalls klar ausgesprochen worden. Quer durch alle Foren ist weiterhin deutlich hervorgetreten, dass das Ziel einer Qualitätsoffensive kein „hierarchisches Selektionsvorhaben“ ist, sondern ein Förder-

programm für die vorhandenen Aktivitäten und Arbeitsweisen. Wittenberg hat die Einsicht konsensfähig gemacht, dass das Fördern und Fordern – in dieser Reihenfolge – zusammengehören. Zuletzt ist in Wittenberg erkennbar geworden, dass es in verschiedenen Gliedkirchen und Institutionen bzw. Einrichtungen schon eine ganze Reihe von Erfolg versprechenden und sinnvollen Förderprogrammen gibt, sodass es zu einer der dringlichsten Aufgaben im Anschluss an Wittenberg gehört, diese vorhandenen Formen der Qualitätssteigerung zu sichten, zu sammeln und bekannt zu machen.

- d) Das **Thema Gemeindeformen** und ihre Weiterentwicklung war quer durch die meisten Foren ein bestimmendes Thema. Da weder das Impulspapier noch die in Wittenberg Versammelten die Absicht verfolgten, einen Rückzug der evangelischen Kirche aus der Fläche zu propagieren, rückte die zukunftsweisende Frage ins Zentrum, wie die Kirche unter Berücksichtigung der im Impulspapier beschriebenen Herausforderungen in der Fläche präsent bleiben kann. Als Konsens in Wittenberg lässt sich formulieren, dass die im Impulspapier angedachte Pluralisierung der Gemeindeformen hin zu Profil- bzw. Netzwerkgemeinden nicht als zusätzliche Gemeindetypen auf Kosten der Ortsgemeinden gedacht ist, sondern als Weiterentwicklung der Ortsgemeinden selbst – unbeschadet der bleibenden Aufgabe, auch neue Sammlungsformen um Wort und Sakrament an neuen Orten und für besondere Zeiten zu entwickeln. Damit ist ein innerer Zusammenhang zwischen der Weiterentwicklung der Ortsgemeinden und dem Zuwachs an Personal-, Richtungs- und Netzwerkgemeinden sichtbar geworden. Dass aber die bestehenden Ortsgemeinden durch solche Weiterentwicklung die Chance entwickeln, im

Konzert einer Region ausdifferenzierte Kontaktflächen zu den unterschiedlichen Menschen und Milieus in unserer Gesellschaft herzustellen, ist durchweg nicht mehr bestritten worden.

3. Viele andere anregende und auch aufregende Einsichten, Erwartungen und Hoffnungen zeichnen die Ergebnisse der Foren aus. Sie müssen im Laufe der nächsten Zeit auf ihre Umsetzbarkeit hin geprüft werden. Dabei lag es aber im Duktus des Gesamtereignisses des Zukunftskongresses, dass eine Einsicht alle Teilnehmenden bestimmte: Wer danach fragt, wie der Reformprozess nun nach Wittenberg weitergehe, **der muss zuerst sich selbst und seine jeweiligen Möglichkeiten prüfen**. Das Subjekt der weiteren Reformanstrengungen sind nicht die anderen, sondern bin ich selbst. Dabei wird es zweifellos unerlässlich sein, die Kräfte zu bündeln und sich in den jeweiligen Zusammenhängen auf einige gewichtige Reformanstrengungen zu konzentrieren. Die Bereitschaft dazu aber zeigt sich vielleicht besonders darin, dass bis zum Ende des Zukunftskongresses (27. Januar 2007) 35.500 Impulspapiere im Kirchenamt der EKD angefordert und 264.777 Mal das Impulspapier von der Homepage der EKD heruntergeladen wurden. Ein Einbruch bei diesen Zahlenindikatoren ist seit dem Zukunftskongress nicht zu verzeichnen, sondern die Diskussion scheint durch Wittenberg eher verstärkt worden zu sein. Der Rat der EKD und die Kirchenkonferenz werden dabei diese Umsetzungsprozesse stützen und stärken: der Wille zur Zusammenarbeit zwischen Landeskirchen bzw. Institutionen, die stellvertretend für die Gemeinschaft der Gliedkirchen einige Themenfelder bearbeiten, die Bereitschaft, ausreichend Kapazitäten zur Verfügung zu stellen, um die Transparenz der Ergebnisse für

alle Interessen in der evangelischen Kirche sicherzustellen, und die Offenheit, in einem noch genauer festzulegenden Zeitrahmen die Ergebnisse der Reformanstrengungen gemeinsam vorzustellen und zu würdigen, ist in den Gliedkirchen der EKD sehr ausgeprägt. Es kommt daher nun alles darauf an, dass sich an vielen Orten und auf vielen Ebenen der evangelischen Kirche „viele kleine Wittenbergs“ bilden, die jeweils für ihren Verantwortungsbereich einen gemeinsamen Weg in die Zukunft suchen, der immer auch das spiegelt, was eine evangelische Kirche der Freiheit ist: eine reformfähige, glaubensfeste und zukunftsmutige Gemeinschaft von Christen.

I. ERÖFFNUNGSABEND

KIRCHE DER FREIHEIT



Dokumentation des Zukunftskongresses der



I. ERÖFFNUNGSABEND

1. Begrüßung in der Stadtkirche

Liebe Schwestern und Brüder,
im Namen des Gemeindegemeinderates der Evangelischen Stadtkirchengemeinde Wittenberg begrüße ich Sie herzlich hier in der Stadt- und Pfarrkirche St. Marien, in Martin Luthers Predigtkirche. Wir freuen uns, dass Sie zu Beginn des Zukunftskongresses der EKD an diesen besonderen Ort gekommen sind.

Unsere Kirche ist gewissermaßen die Mutterkirche der Reformation. Von dieser Kirche ist der Geist der Reformation in die Welt ausgegangen. Hier hat Martin Luther mehr als zweitausend Mal gepredigt. Besonders bekannt sind seine so genannten Invokavit-Predigten, die er im Frühjahr 1522 gehalten hat. Er hat immer wieder auf den Grund zurückverwiesen, auf dem unser Glaube fußt. Sein Freund und Beichtvater, der Wittenberger Stadtpfarrer Johannes Bugenhagen, in dessen Haus gleich nebenan gerade ein geistliches Tagungs- und Begegnungszentrum entsteht, und sein Mitstreiter Philipp Melancthon haben ihm darin zur Seite gestanden.

Von der Wurzel unseres Glaubens zeugt das Altarbild, das Luthers Freund, Lucas Cranach d. Ä., zusammen mit seinem Sohn, Lucas Cranach d. J., für diese Kirche geschaffen hat. Man sieht im unteren Teil Martin Luther auf der Kanzel stehen und auf den gekreuzigten Christus weisen. Es ist wie eine bildliche Darstellung des Bibelwortes, das über dem Altarbild steht: „Einen anderen Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“ (1. Korinther 3,11).

Der Altar stellt uns vor Augen, was die evangelische Kirche trägt: Taufe, Abendmahl, Beichte und Predigt. Bis heute spricht das Altarbild auf seine Weise zu den Menschen, die in diese Kirche kommen zu Gottesdienst und Gebet, zu geistlichen Konzerten, als Pilger aus aller Welt.

Heute führt er Ihnen, den Teilnehmern dieses Zukunftskongresses, die Sie darüber nachdenken werden, was „Evangelisch im 21. Jahrhundert“

heißt, die Wurzeln der Reformation vor Augen. Ich möchte Sie darin vergewissern, dass dieser Kongress vom Gebet vieler begleitet wird: aus unseren Gemeinden hier in Wittenberg und aus ganz Deutschland. Denn ganz in Luthers Sinn halten wir daran fest: „Wie ein Schuster einen Schuh macht und ein Schneider einen Rock, also soll ein Christ beten. Eines Christen Handwerk ist Beten.“ Gott sei mit Ihnen!

Dorothea Volkmann, Pfarrerin der Evangelischen Stadtkirchengemeinde Lutherstadt Wittenberg, 25. Januar 2007.

2. Drei Hoffnungen für den Reformprozess der Evangelischen Kirche in Deutschland

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Mitdelegierte,
ganz kurz möchte ich drei persönliche Hoffnungen äußern, die ich als junger Mensch mit dem Reformprozess in der evangelischen Kirche verbinde.

Meine erste Hoffnung ist, dass die evangelische Kirche eine Kirche der Vielfalt bleibt. Oft reden wir ja von unseren Stärken und der Konzentration auf das Wesentliche. Dabei sollten wir jedoch immer darauf achten, dass die Kirche nicht einfarbig und eintönig wird. Nur in der Vielfalt, mit ihren vielen bunten Facetten, kann Kirche die Menschen in einer gelingenden Weise ansprechen. Ein gutes Beispiel ist der Bereich der Jugendarbeit. Wenn hier auch weiterhin eine Vielfalt der Arbeitsformen und Angebote herrscht, dann gelingt es, den ganz unterschiedlichen Interessen und Bedürfnissen von Kindern und Jugendlichen gerecht zu werden und ihnen einen Raum zu geben, den sie als ihren Raum wahrnehmen.

Meine zweite Hoffnung ist, dass wir den Mut zum Blick aufs Ganze haben. Wohl jede und jeder von uns kennt es: Fusionen, Kürzungen, die damit ausstehenden Ängste um das Eigene. Ich wünsche mir, dass wir primär nicht an unsere eigene Organisation oder unsere eigene Landeskirche denken, nicht daran: „wie kann ich meine eigenen Besitzstände bewahren?“, sondern an unser gemeinsames Ziel: Die Botschaft des Evangeliums Jesu Christi in die Welt zu tragen und danach zu handeln. Dass nicht die bestehenden Strukturen der Ausgangspunkt des Nachdenkens sind, sondern Fragen wie die folgenden:

- Was wollen wir erreichen?
- Was sind unsere Ideen? Was sind unsere Themen? Was ist der Auftrag von evangelischer Kirche?
- Wie wollen wir also unsere Arbeit anpacken?

Ich denke, wenn wir auf diese Art und Weise alle offen sind, und fähig sind, von Liebgewordenem und Liebgewonnenem auch mal loszulassen, dann kann etwas Neues, Gutes entstehen.

Meine dritte Hoffnung – für diesen Zukunftskongress und für die kommende Zeit: Dass wir nicht nur diskutieren und reden, sondern dass wir uns konkret daran machen, das Notwendige zu tun. Natürlich können wir nicht alles auf einmal verändern. Aber ich hoffe, dass es uns gelingt, an einigen Punkten anzufangen. Wir sollten also nicht nur diskutieren, was sich verändern muss, sondern wir sollten auch diskutieren: wie, auf welche Art und Weise wollen wir es verändern? Und uns im Anschluss daran an die Umsetzung machen!

Ich bin überzeugt, dass wir, die wir hier in Wittenberg sind, und alle anderen Mitarbeitenden in Kirche, Ehrenamtliche wie Hauptamtliche, dies schaffen können und schaffen werden. Dankeschön.

Tobias Traut, Student, 25. Januar 2007.

3. Eröffnung des Kongresses

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer, liebe Schwestern und Brüder, verehrte Gäste, im Namen des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland heiße ich Sie alle zum Zukunftskongress „Kirche der Freiheit im 21. Jahrhundert“ herzlich willkommen.

Wir sind gespannt und auch etwas aufgeregt, was uns denn dieser Kongress bringen wird, denn – mit einer solchen Veranstaltung haben wir noch keine Erfahrung. Dies ist eine Premiere. Vermutlich wird es damit gehen wie bei vielen großen und kleinen Festen. Am Ende haben die am meisten davon, die sich selbst in der Vorbereitung und Durchführung beteiligt haben.

Das aber darf man mit Fug und Recht sagen: Viel mehr evangelische Christinnen und Christen als möglich hätten sich hier in Wittenberg gern beteiligt. Umfangreich war und ist Debatte um das Impulspapier „Kirche der Freiheit“. In unsere Gespräche werden Überlegungen und Experimente aus allen 23 Landeskirchen eingehen.

Wir versammeln uns hier in Wittenberg in der Stadtkirche und freuen uns zugleich, dass vor einer Woche bei dem schweren Sturmschaden an der Schloßkirche kein Gottesdienstteilnehmer verletzt wurde.

Hier, an der anderen Predigtstätte Martin Luthers, denken wir mit dem Respekt vor den Vätern und Müttern der Reformation über die zukünftigen Wege unserer Kirche nach.

Sie alle, Bischöfinnen und Juristen, Pfarrer und Vikarinnen, Hochschullehrerinnen und Kirchenmusiker, ehrenamtlich Engagierte, Synodale und Kirchenvorsteherinnen, Sie alle werden in den kommenden Tagen fragen: Was können wir tun und gestalten, weil Gott an uns gehandelt hat? Sie nehmen die Diskussion auf, die das Impulspapier „Kirche der Freiheit“ im letzten Jahr angestoßen hat, und bringen Ihre eigenen Erfahrungen und Hoffnungen, die gelungenen Beispiele und Probleme Ihrer eigenen Kirche ein.

Für dieses Engagement und Ihre Offenheit, die Sie mit Ihrer Teilnahme zum Ausdruck bringen, danke ich Ihnen im Namen des Rates der EKD herzlich.

Was ist das Ziel der gemeinsamen Arbeit? Lassen Sie es mich persönlich formulieren: Ich möchte, dass meine Enkel auf ihren Wegen durch Deutschland und Europa immer wieder Gastfreundschaft finden, die für die Menschenfreundlichkeit Gottes transparent ist, und eine Heimat, wo die Botschaft von der freien Gnade Gottes glaubhaft und einladend hörbar ist.

Mit Zuversicht und Mut, mit Neugier und Entschlossenheit wollen wir in Wittenberg Gewachsenes und Bewährtes würdigen und Chancen und Gestaltungsmöglichkeiten wahrnehmen.

Viele Menschen in den Gemeinden schauen mit hohen Erwartungen auf diesen Kongress und begleiten unsere Arbeit mit Aufmerksamkeit und Gebet. Diese Fürbitte in den Gemeinden und das Vertrauen in den Heiligen Geist helfen uns, diese Aufgaben mit barmherzigem Realismus anzugehen.

Wir wollen und wir werden über die Zukunft der Kirche nicht im Verborgenen nachdenken, sondern öffentlich und nachprüfbar. Deswegen gilt ein ganz besonderer Dank allen Gästen des Zukunftskongresses, die Sie durch Ihre Anwesenheit heute Abend und in den kommenden Tagen Ihre Anteilnahme an der Debatte der evangelischen Kirche deutlich machen.

Wir sehen es als unsere Aufgabe an, die ökumenische Offenheit unserer Überlegungen ebenso wie die politische Verantwortung evangelischer Christen deutlich herauszustellen.

Stellvertretend für die zahlreichen Repräsentanten der Bundes-, Landes- und Kommunalpolitik begrüße ich

- den Bundesminister des Innern
Dr. Wolfgang Schäuble,
- den Ministerpräsidenten des Landes Sachsen-Anhalt Prof. Dr. Wolfgang Böhmer

- die Mitglieder des Landeskabinetts, Minister Dr. Reiner Haseloff und Minister Prof. Dr. Jan-Hendrick Olbertz,
- sowie den Oberbürgermeister der Lutherstadt Wittenberg, Herrn Eckhard Naumann.

Für die ökumenischen Geschwister, die an dem Kongress teilnehmen, begrüße ich stellvertretend für alle Gäste und Teilnehmenden aus der Ökumene:

- Karl Kardinal Lehmann, den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz,
- Pfarrer Jean-Arnold de Clermont, den Präsidenten der Konferenz Europäischer Kirchen und Präsidenten der Vereinigung Protestantischer Kirchen in Frankreich,
- Bischof Nikolas Baines, von der Church of England, den Co-Vorsitzenden der Meißner-Kommission,
- Bischof i. R. Dr. Walter Klaiber, den Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland,
- und Pater Dr. Hans Langendörfer, den Sekretär des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz.

Auch dieser Kongress steht unter der Jahreslosung aus Jes 43,19. Wir wollen also sehen lernen, wo Gott selbst Neues schafft, wo es jetzt schon aufwächst und wo er uns durch seinen Geist zur Mitarbeit befähigt.

In diesem Sinne eröffne ich den Zukunftskongress der Evangelischen Kirche in Deutschland und gebe das Wort an den Vorsitzenden des Rates der EKD, Bischof Dr. Wolfgang Huber. Er hat seinen Eröffnungsvortrag unter das Thema gestellt: „Evangelisch im 21. Jahrhundert!“.

Christoph Kähler, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen,
Stellvertretender Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland,
25. Januar 2007.

4. Hauptvortrag: Evangelisch im 21. Jahrhundert

„Unsre Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Netze des Vogelfängers; das Netz ist zerrissen, und wir sind frei!“ (Psalm 124, 7)

„Die Zeit des Schweigens ist vergangen, und die Zeit des Redens ist gekommen.“ Hier in Wittenberg wurde dieser Satz geprägt. Martin Luther richtete ihn im Jahr 1520 „an den christlichen Adel deutscher Nation“ und forderte diesen dazu auf, das Seine für „des christlichen Standes Besserung“ zu tun.

Nun ist die Zeit christlicher Adelsherrschaft vorbei. Zum „christlichen Adel“ gehören alle Getauften; sie alle sind aufgefordert, das Ihre zu „des christlichen Standes Besserung“ zu tun. Sie alle sind zur Antwort auf den Ruf des Evangeliums berufen. Wir kommen deshalb in diesen Tagen in Wittenberg zusammen, weil wir das Gespräch über die Zukunft unserer Kirche stellvertretend voranbringen wollen.

Als durch die allen christlichen Kirchen gemeinsame Taufe „Geadelte“ fragen wir in diesen Tagen und über sie hinaus nach dem Weg unserer Kirche. Wir fragen danach, wie unsere Kirche das Evangelium von der Rettung des gottlosen Menschen durch Gottes Gnade so zu Gehör bringen kann, dass es die Menschen erreicht. Wir fragen deshalb nach der evangelischen Gestalt des christlichen Glaubens im 21. Jahrhundert – „Evangelisch im 21. Jahrhundert“. Christliche Freiheit ist dafür das Losungswort. Als Kirche der Freiheit wollen wir wirken und wahrgenommen werden. „Unsre Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Netze des Vogelfängers; das Netz ist zerrissen, und wir sind frei.“ Dieser Vers aus dem 124. Psalm bildet das biblische Motto für die Überlegungen, die ich an den Anfang unseres Zukunftskongresses stellen möchte.

Ich werde zunächst danach fragen, um welche Freiheit es denn geht, wenn wir von der christlichen Freiheit sprechen. Hier in Wittenberg soll unsere Aufmerksamkeit sodann der Neuent-

deckung dieser Freiheit in der Reformation gelten. Wie wir diese Neuentdeckung im 21. Jahrhundert wahrnehmen und bewahren können, ist anschließend zu bedenken. Schließlich wenden wir uns der Frage zu, was sich aus dieser Konzentration auf die christliche Freiheit für das Verständnis der Kirche ergibt. Dabei will ich ausdrücklich auf die aktuelle Bedeutung eingehen, die in der Forderung nach einer „Kirche für andere“ enthalten ist. Das alles wollen wir in einer Weise bedenken, die zwischen dem Handeln Gottes und dem Handeln der Menschen, zwischen der Zukunft Gottes und der von uns zu gestaltenden Zukunft unterscheidet.

I.

Freiheit ist die Verheißung des Projekts Moderne; sie ist das Versprechen der Neuzeit. Mehr Hoffnungen und Erwartungen, mehr Zuversicht und Veränderungen hat kein anderer Begriff freigesetzt; zugleich hat kein Begriff so viele Ängste und Anmaßungen, so viele Zerstörungen und Überforderungen ausgelöst wie dieser. Das Ansehen der Freiheit ist schillernd: Sie wird heute zwar oft in kleinen Münzen, in kommerzieller Verpackung und in täuschender Verkleidung ausgezahlt, doch sie hat gleichwohl einen guten Ruf.

Unter den drei Leitbegriffen der neuzeitlichen Revolutionen – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – ist vor allem die Freiheit zu einem Schlüsselwort für das Selbstverständnis des modernen Menschen geworden. Seine Berufung zum aufrechten Gang, die ihm anvertraute Fähigkeit, Subjekt des eigenen Handelns, ja der eigenen Lebensgeschichte zu sein, der ihm zugetraute Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, die Erfahrung mit sich selbst in der Erschließung der Welt: all das gibt dem Begriff der Freiheit einen unvergleichlichen Klang. Er ist voller Verheißungen.

Immer wieder jedoch wurde die Freiheits-euphorie mit Enttäuschungen konfrontiert. Aber endgültig beugen ließ sich das Freiheitsbewusst-

sein dadurch nicht. Empirisch lässt es sich nicht beweisen; vielmehr ist es dem Menschen mit seinem Menschsein zugesprochen, zu dem die Möglichkeit gehört, Handlungen von sich aus anzufangen. Doch woher wissen wir, dass unsere Handlungen aus Freiheit geschehen, dass wir selbst ihre Urheber sind? Wir wissen es jedenfalls nicht einfach durch die Beobachtung des Menschen selbst. Aber wir wissen, dass wir den Begriff des Menschen selbst preisgeben würden, rechneten wir ihm seine Handlungen nicht mehr zu.

Freiheit ist ein Schlüsselbegriff schon des biblischen Zeugnisses. Diesem Zeugnis gemäß ist Freiheit die große Gabe Gottes an die Menschen. Ihr wohnt die Verheißung des Gelingens ebenso inne wie die Verführung zum Misslingen. Die ihm als Geschenk anvertraute Freiheit zu bewahren, die in der Befreiung aus der Sünde erneuerte Freiheit verantwortlich zu gebrauchen, ist Gottes Auftrag an den Menschen. In allen großen Traditionsströmen des christlichen Glaubens hat diese Freiheitszusage ihren Ort, weitergegeben von Generation zu Generation.

Dabei waren die christlichen Kirchen keineswegs immer Vertreter und Förderer der Freiheit. Sie haben immer wieder vor den Folgen der Freiheit gewarnt und den Missbrauch der Freiheit beklagt; sie haben die vom christlichen Glauben selbst ausgelösten Freiheitsprozesse auch negiert und problematisiert. Es geht also nicht einfach darum, eine Erfolgsgeschichte zu erzählen. Wohl aber gilt es zu würdigen, dass in allen diesen verschiedenen Haltungen der Mütter und Väter im Glauben immer wieder der Versuch zu erkennen war, das besondere Freiheitsverständnis des christlichen Glaubens zu dem jeweils dominanten weltlichen Freiheitsverständnis als Quelle und kritisches Gegenüber ins Verhältnis zu setzen; es hat dadurch immer wieder zur Präzisierung und zum tieferen Verständnis der Freiheit beigetragen.

Die christliche Theologie hat um das rechte Verständnis der Freiheit gerungen. Sie hat in allen ihren Phasen, Ausgestaltungen, Richtungen und Verästelungen festgehalten, dass das christliche Freiheitsverständnis einen unaufgebbaren Beitrag zum Verständnis und zur Gestaltung der Freiheit leistet. Diese christliche Freiheit wird auch die alleinige und entscheidende Basis sein, die uns als Kirche der Freiheit evangelisch im 21. Jahrhundert sein lässt. Bei aller Ungewissheit über die Wege, die vor uns liegen, werden wir den nötigen Mentalitätswandel nur in der Freiheit finden, die Gott uns in Jesus Christus schenkt und die wir im Glauben für uns gelten lassen. Orientierung finden wir in der Freiheit durch Gott, zu uns selbst und für unsere Nächsten.

Auch eingedenk des 400. Geburtstages Paul Gerhardts, den unsere Kirche in diesem Jahr besonders feiert, will ich an dieser Stelle in das Lied eines anderen, großen Liederdichters einstimmen. Der Erfurter Professor und Mühlhausener Pfarrer Ludwig Helmbold hat eines der schönsten Danklieder unserer evangelischen Tradition gedichtet; Johann Crüger hat ihm wie auch vielen Liedern Paul Gerhardts eine musikalische Gestalt gegeben, durch die es über die Jahrhunderte hin vertraut blieb. Ich meine das Lied „Nun lasst uns Gott dem Herren Dank sagen und ihn ehren“. Das Lied endet mit einem großen Ausblick; als Gebet singen evangelische Gemeinden seit Jahrhunderten diesen Vers: „Erhalt uns in der Wahrheit, gib ewigliche Freiheit, zu preisen deinen Namen durch Jesus Christus. Amen“ (EG 320, 8).

In wenigen Worten wird sie vor uns gestellt: die in der Wahrheit gründende „ewigliche Freiheit“ eines Christenmenschen. Diese Freiheit erhält ihre Bestimmtheit durch den Namen Jesu Christi. Und sie kommt zu ihrer höchsten Erfüllung, wenn sie sich aufschwingt zum Lob Gottes, der in Jesus Christus uns zugute menschliche Gestalt annimmt. Eine in Gottes Menschwerdung

begründete Freiheit, die im Lob Gottes ihre Erfüllung findet – das ist in der Tat eine Freiheit, die der Mensch sich nicht dadurch plausibel machen muss, dass er sie an sich selbst und seinen Taten aufweist. Dies ist keine Freiheit, die dadurch geprägt ist, dass sie alles Mögliche für gleich gültig erklärt. Sondern es ist eine Freiheit, die sich ein Mensch von Gott schenken lässt, um sie im Verhältnis zu sich selbst wie im Eintreten für seinen Nächsten zu bewähren. Sie erhebt sich aus der Gefangenschaft allen Machens und Schaffens. Sie lässt sich nicht durch uns selbst verbürgen, durch unsere Fähigkeiten, Finanzen oder Freunde; sondern sie verdankt sich der Güte Gottes. „Erhalt uns in der Wahrheit, gib ewigliche Freiheit, zu preisen deinen Namen durch Jesus Christus. Amen.“

„Evangelisch im 21. Jahrhundert“ wird diese Erkennungsmelodie auf den Lippen tragen. Diese Melodie wird zum Mitsingen einladen; denn nur in diesem Gesang der Befreiten ist unsere Kirche auch in Zukunft eine Kirche der Freiheit.

II.

Wer im Jahre 2007 zu einem Zukunftskongress nach Wittenberg einlädt, der will mit den Vätern und Müttern der Reformation in die Zukunft gehen; er will erneut in die Schule der Anfänge gehen; er will sich unter die Kanzel Martin Luthers setzen, der hier in der Stadtkirche über die Freiheit eines Christenmenschen predigte und ihren Grund freilegte, indem er, die eine Hand auf dem Bibelbuch, mit der anderen von sich weg auf den Gekreuzigten wies. Worum es in der ewiglichen Freiheit geht, die in der Wahrheit gründet, stand damals auch jedem Einwohner Wittenbergs sehr konkret vor Augen.

Das Jenseits des Diesseits, das Leben vor und bei Gott, war sehr real, ja erschreckend nah. Jeder Mensch, so hieß die Vorstellung, – ob jung oder alt, ob Mann oder Frau, ob arm oder reich – wird sich vor Gott zu verantworten haben für sein Tun und Lassen, für sein Dichten und Trachten, minu-

tiös aufgezeichnet im Buch des Lebens. Auch die Innenwelt der Seele wird notiert, jeder Traum, jede Begierde, jeder dunkle Gedanke wird festgehalten, es gibt kein Täuschen oder Verstecken, das ganze Leben – innen und außen – ist transparent für diese letzte Urteilsinstanz.

„Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von ferne“, heißt es im 139. Psalm, der keineswegs immer als Ausdruck des Vertrauens auf Gott, sondern oft auch als Anleitung zur Selbsterforschung und Selbstprüfung verstanden worden ist. „Was ihr getan habt“ – oder eben: „nicht getan habt“ – „einem von diesen Geringsten, das habt ihr mir getan“ – oder eben: „nicht getan.“ So heißt es im Gleichnis vom Weltgericht (Matthäus 25, 40.45). Es lässt keinen Zweifel daran, dass dem endzeitlichen Richter all unser Tun in einer vollständigen Transparenz vor Augen steht. „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, damit jeder seinen Lohn empfangen für das, was er getan hat bei Lebzeiten, es sei gut oder böse“ – so fasst der Apostel Paulus (2. Korinther 5, 10) das Motiv in Worte, das in vielen christlichen Kirchen an den prominentesten Stellen ins Bild gefasst wurde, die dafür überhaupt nur gewählt werden konnten: im nach Osten ausgerichteten Chor, wo der Blick des Beters auf die *Maiestas Domini*, die Majestät des Weltenherrschers und Weltenrichters Christus fiel, oder an der gegenüberliegenden Westwand, wo in detailfreudigen Gerichtsszenen geschildert wurde, wie alle mit ihren Taten vor dem Richter stehen und ihr Urteil entgegennehmen müssen.

Luther stellte sich – wie die meisten Menschen damals – jene himmlische Beurteilung wie eine weltliche Gerichtsverhandlung vor: mit einem gestrengen Richter, der sich nur an Recht und Gesetz hält; mit einem Ankläger, der alle Taten vorträgt; und mit einem Delinquenten, der schon bald nichts mehr zu seiner Verteidigung vorzubringen vermag. Denn seine guten Taten wirken

nur kläglich gegen alle Schuld und Sünde, die der Ankläger vorzubringen weiß; der Weg in die ewige Hölle ist unabwendbar. Aber gerade da, als alles verloren scheint, tritt dieser Eine auf, Jesus Christus. Er stellt sich zwischen den Delinquenten und den Richter, er nimmt dem Richter gleichsam die Sicht auf die arme Kreatur und sagt: ‚Vater, schau nicht auf ihn, schau auf mich, und dann urteile‘. Angesichts dieses seines Sohnes wird der Mensch „ewiglich frei“ gesprochen, er ist dem Tod entkommen und kann – um Paul Gerhardt doch noch zu Ehren kommen zu lassen – fröhlich singen: „Die Höll und ihre Rotten, die krümmen mir kein Haar; der Sünden kann ich spotten, bleib allzeit ohn Gefahr“ (EG 112,4).

Durch diesen einen Mittler ist der Mensch von der Sünde kraft der Gerechtigkeit Gottes selbst frei gesprochen. Er ist befreit für ein Leben aus Glauben, in dem er dem Nächsten gute Werke tun kann, ohne der Frage ausgesetzt zu sein, ob diese dazu reichen, vor Gott bestehen zu können. Der Mensch ist frei, ewiglich frei, ganz ohne sein Verdienst, ganz ohne seine Werke, allein durch Christus, allein aus Gnade. Und Christus hilft diesem wunderbar Befreiten auf die Beine und führt ihn dorthin, wo er mit allen anderen gemeinsam in „ewiglicher Freiheit“ Gott loben und preisen kann. Weil der Mensch diesen wunderbaren Ausgang im lebendigen Wort Gottes zugesagt erhält und mit ganzem Herzen, ganzer Seele und all seiner Kraft glaubt, mit einem Glauben, „der durch die Liebe tätig ist“ (Galater 5,6), hat er schon in seinem diesseitigen Leben Teil an jener „ewiglichen Freiheit“, allein aus Glauben, allein durch das Wort. Er kann nun schon in dieser Welt singen und sagen: „Meine Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Netze des Vogelfängers; das Netz ist zerrissen, und ich bin frei“.

Dies ist der Kern aller christlichen Glaubensfreiheit: Sie ist Freiheit von der Sünde und Freiheit zum Gotteslob; sie ist in Gottes Gnade und Barmherzigkeit gegründet, in Christi Sterben und Auf-

erstehen offenbar, in der Heiligen Schrift bezeugt und im Glauben ergriffen. Diese Befreiung von Furcht und Zittern enthält eine existenzielle Kraft in sich. Durch sie wird der christliche Glaube zu einer Lebenshaltung, die von Gottvertrauen und Zuversicht geprägt ist und sich deshalb an die Aufforderung des Apostels hält: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!“ (Galater 5,1).

Aus dieser existenziellen Kraft erklärt sich auch die Wirkungsgeschichte der von Wittenberg ausgehenden Reformation. Wie eine Druckwelle breitet sich die wiederentdeckte „Freiheit eines Christenmenschen“ in Europa aus, sie wird weiter erzählt, weitergepredigt, weiterbeschrieben in immer neuen Bildern, in immer neuen Anläufen. Sie wird aufgenommen und abgewandelt, auch missdeutet und missbraucht, sie wird veredelt und verdichtet, auch verhärtet und dogmatisiert, aber sie bleibt der Gründungsakt und die Verfassungsurkunde aller reformatorischen Kirchen. Der in Gottes Barmherzigkeit und ihrer Offenbarung in Christus gegründete freie Blick des Menschen auf Gott und der aufrechte Gang im Glauben machen aus den Kirchen der Reformation „Kirchen der Freiheit“. Aus diesem Impuls entsteht das Beharren auf einer Gewissensfreiheit, die gegenüber den Ansprüchen der Mächtigen eine unantastbare Instanz der Verantwortung vor Gott und der aus ihr folgenden Selbstbestimmung bildet.

Aus diesem Impuls entsteht die Kraft zu einer kulturellen Gestaltung, für die sich die Bezeichnung des Protestantismus eingebürgert hat. Bis zum heutigen Tag ist deutlich, dass der reformatorische Impuls mit diesen kulturellen Wirkungen zusammengehört. Deshalb achten wir auch wieder neu auf lebendige, sich immer wieder erneuernde kulturelle Gestaltungsformen evangelisch geprägter Kultur. Es ist bekannt, in welcher vielfältigen Formen sich die reformatorische Tradition,

auch in Gestalt des evangelischen Pfarrhauses, insbesondere auf Literatur und Musik ausgewirkt hat. Die Erneuerung dieses konstruktiven Verhältnisses zwischen Glaube und Kultur gehört zu den Hoffnungszeichen unserer Gegenwart.

Zugleich kann der reformatorische Impuls so wenig auf einen Kulturprotestantismus reduziert werden, wie es angeht, das Christentum auf ein bloßes Kulturchristentum zu verengen. Ein Kulturchristentum bezieht sich auf die Prägungen, die unsere Lebenswelt bestimmen. Der christliche Glaube aber ist eine Haltung, die unser Leben bestimmt. Ein Kulturprotestantismus beruft sich auf die gesellschaftlichen Folgen, die aus der Wiederentdeckung der christlichen Freiheit erwachsen sind. Evangelischer Glaube aber bekennt sich zu ihrer Quelle: zu der Freiheit, zu der uns Christus befreit. Kulturelle Bedeutung und gesellschaftliche Folgen sind gewiss von großem Gewicht; aber sie sind nicht alles. Wer das Christentum nur als Kultur versteht, sieht seine Aufgabe vor allem darin, eine „Tradition“ zu bewahren und ein „Erbe“ zu verwalten. Wer sich auf die Quelle dieser kulturellen Wirkungen besinnt, fragt nach der lebendigen Kraft, die das eigene Leben ergreift und deren kulturelle Folgen sich deshalb auch zu erneuern vermögen.

Es ist dieses weithin leuchtende Feuer der „ewiglichen Freiheit“, diese Freiheitsglut des christlichen Glaubens, die uns auch im 21. Jahrhundert zu tragen vermag. Alle Veränderungen und Neugestaltungen, die wir uns vornehmen, alle Zielverabredungen und Qualitätsanstrengungen, alle Strukturverbesserungen und Fortbildungsanstrengungen müssen sich als Dienst an dieser Freiheit verstehen lassen, sonst taugen sie nicht. Soweit die evangelische Kirche die von Gott geschenkte Freiheit des Glaubens als ihre Quelle bekennt, aus ihr lebt und sie durch Wort und Tat weitervermittelt, so weit kann und darf sie sich auch in Zukunft eine „Kirche der Freiheit“ nennen.

III.

Wie aber lässt sich dieser Glutkern der christlichen Freiheit für das 21. Jahrhundert beschreiben? Wie lässt sich die Rechtfertigung des Sünders als Wurzelgrund für die Würde des Menschen heute erzählen?

Natürlich haben sich die Konstitutionsbedingungen der Freiheit so dramatisch verändert, dass wir heute neu und anders von der Freiheit erzählen müssen, als es Luther hier in Wittenberg vor bald fünfhundert Jahren tat. „Der Horizont ist weggewischt“, lässt Nietzsche seinen Zarathustra sagen. Richtig ist daran, dass mit der Aufklärung und der Neuzeit das Jenseits jenseitiger und das Diesseits diesseitiger geworden sind. Eine Zeit lang verbreitete sich die Meinung, es könnten rein diesseitige Verheißungen der Freiheit als endgültige Zukunft ausgegeben werden. Daraus gespeiste Utopien haben manche Aufbrüche ausgelöst, aber zugleich Zerrüttungen und Zerstörungen bewirkt.

Heute spüren wir, dass reine Diesseitigkeit ein Verhängnis ohne Ausweg ist. Wer sich ihr unterwirft, lebt unter dem Verhängnis einer doppelten Verschattung. Der Aufblick zu Gott ist ebenso verdunkelt wie der Ausblick auf die Zukunft. Blickt der Mensch über sich selbst hinaus, so stößt er doch nur auf sich selbst; er trifft beim Überschreiten der eigenen Gegenwart nur noch auf die Zukunft, die er selbst machen kann. Weil es dabei nicht bleiben kann, ist ein neues Nachdenken über die christliche Freiheit nötig; weil es dabei aber so oft bleibt, muss dieses neue Nachdenken über die christliche Freiheit wieder (mit Karl Barth zu sprechen) mit dem Anfang anfangen.

Für das reformatorische Denken ist der entscheidende Grundsatz für die „ewigliche Freiheit“ in einem Satz eingefangen, den Martin Luther 1530 an Spalatin schrieb: „Wir sollen Menschen und nicht Gott sein. Das ist die Summa!“ In die Wahrheit gelangt der Mensch, wenn er nicht sich

selbst definiert, sondern sich von Gott definieren lässt – als der Mensch nämlich, der durch Gottes Gnade und durch sie allein zu sich selbst kommt.

Es wäre ein Missverständnis, diese klare Unterscheidung von Mensch und Gott dahingehend aufzulösen, als sei der Mensch von Gott frei geworden und bräuchte ihn nicht mehr. Im Gegenteil: Die Unterscheidung macht bewusst, dass ein Mensch zu sich selbst in ein Verhältnis treten kann, weil ihm dies durch Gott möglich wird. Die Reformation beschrieb das in dem Bild, dass innerer und äußerer Mensch einander gegenüberstehen. Das Selbstsein des Menschen wird unterscheidbar von der Summe seiner Tätigkeiten. Der Mensch, der vor Gott gerecht gesprochen ist, wird dadurch frei von der Knechtschaft des Äußerlichen. Indem er sich durch Gottes Gnade neu wahrnimmt, findet er zu sich selbst. Er hat nun den Rücken frei vom Ballast der Selbstbestätigung. Das selbst gesponnene „Netz ist zerrissen, und wir sind frei“. Der Mensch kann frei und aufrecht gehen. Er macht die Erfahrung, dass die verheißene „ewigliche Freiheit“ etwas anderes ist als die äußere Freiheit. Ohne diese Erfahrung hätten all die Zufälligkeiten unserer äußeren Freiheit geradezustehen für die ungeheure Behauptung, dass sich in ihnen bereits erfüllt, wozu uns Gott berufen hat – nämlich zur Freiheit. Das aber wäre ohne Zweifel, um Eberhard Jüngel zu zitieren, eine „maßlose Behauptung und hypertrophe Versicherung“.

Gewiss hat man bisweilen die Zuwendung zum inwendigen Menschen als Lob einer gemütvollen, ja gemüthlichen Innerlichkeit missverstanden, die sich gegebenenfalls sogar mit äußerer Unfreiheit zu arrangieren weiß, weil sie sich auf einen behaglichen Seelenfrieden zurückzieht. Doch es geht bei dieser Unterscheidung um etwas ganz anderes. Es geht darum, wie sich ein Mensch auf das eine, befreiende Wort Gottes stützen kann, das in Jesus Christus Person ist. Das kann nur in einem radikalen Freiheitsbewusstsein

geschehen, das sich von allen selbst gemachten Bedingungen und Folgen ebenso unabhängig weiß wie von allen äußeren Bedingtheiten und Bestimmtheiten.

Doch die Unterscheidung zwischen innerem und äußerem Menschen nötigt zugleich dazu, deren Zusammengehörigkeit zu bedenken. Wer sich einer Freiheit verdankt, die unverfügbar ist, weiß sich für die Gestaltung von Räumen verantwortlich, in denen diese Freiheit zur Erfahrung kommt. Deshalb interessiert sich der christliche Glaube für die Bedingungen, Voraussetzungen und Folgen im eigenen Handeln ebenso wie für die Bedingtheiten und Bestimmtheiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Er setzt sich leidenschaftlich für Lebensverhältnisse ein, in denen Freiheit erfahrbar wird. Deshalb ist er als Religion der Freiheit eine Religion der Aufklärung und der Vernunft, des freien Dienstes am Nächsten und der politischen Mitverantwortung.

Aus der Erfahrung des inwendigen, also im Innern durch den Glauben vergewisserten Menschen heraus sprechen die Lieder Martin Luthers wie Paul Gerhardts, erklingen die Melodien Johann Crügers wie Johann Sebastian Bachs, speisen sich die Aufbrüche vom Pietismus bis zur Bekennenden Kirche, leben neue geistliche Impulse vom Gemeinsamen Leben Dietrich Bonhoeffers bis zur fröhlichen Auftragsgewissheit von Klaus Peter Hertzsch, nähren sich die Formen geistlichen Lebens von den Bruder- und Schwesternschaften der Diakonie bis zu den evangelischen und ökumenischen Kommunitäten.

Wenn wir heute mit neuem Nachdruck vom inneren Menschen und davon sprechen, dass die Freiheit des Glaubens den Einzelnen ergreift und verwandelt, wenn wir von daher in der so begründeten Freiheit der Person und ihres Gewissens den entscheidenden Beitrag der evangelischen Christenheit zum christlichen Zeugnis in unserer Zeit sehen, dann geschieht das keineswegs, wie auch von katholischen Gesprächspartnern ver-

mutet wird, in einer schlichten Anknüpfung an einen neuprotestantischen Kulturprotestantismus. Vielmehr muss man auch Friedrich Schleiermacher und Adolf von Harnack, die in solchen Zusammenhängen immer wieder genannt werden, zutrauen, dass sie genau an dieser Stelle einen unreformatorischen Impuls aufgenommen haben – einen Impuls also, der nicht erst im Berlin des 19., sondern schon im Wittenberg des 16. Jahrhunderts laut geworden ist. Dieser Impuls liegt eben in der Unterscheidung zwischen dem inneren und dem äußeren Menschen. An ihr wird anschaulich, was es bedeutet, dass der Mensch durch das Geschenk des Glaubens zu sich selbst kommt.

Wo diese Dimension evangelischer Freiheit verkümmert, hat der Baum unserer Kirche zu flache Wurzeln. Tiefe Wurzeln aber braucht dieser Baum auch für alle gesellschaftliche Verantwortung und diakonische Aktivität, für alle Verpflichtung zur weltweiten Ökumene und zum missionarischen Aufbruch.

IV.

Die Reformation hat deshalb bei aller Weite der christlichen Freiheit den Begriff der Kirche ganz konsequent vom Gottesdienst her bestimmt. Denn im gefeierten Gottesdienst vergewissert sich die christliche Gemeinde ihres Grundes: der Erlösung in Jesus Christus. Und im gefeierten Gottesdienst kommt sie ihrer allerersten Pflicht nach: dem Lob Gottes.

Deshalb ist die christliche Kirche nach der Aussage des Augsburgischen Bekenntnisses von 1530 die „Versammlung aller Gläubigen, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden“. Weil der Gottesdienst Grund und Gestalt der Kirche miteinander verbindet, bezeichnet die Barmer Theologische Erklärung von 1934 die christliche Kirche als eine geschwisterliche Gemeinschaft, „in der Jesus Christus in Wort und

Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt“, nämlich als der eine Herr dieser Gemeinschaft von Gleichen. Weil die Feier des Gottesdienstes die Kirche Jesu Christi konstituiert, bindet die Leuenberger Konkordie von 1973 die Möglichkeit der Kirchengemeinschaft an die „gewonnene Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums“; sie ermöglicht es, „einander Gemeinschaft an Wort und Sakrament (zu) gewähren und eine möglichst große Gemeinsamkeit in Zeugnis und Dienst an der Welt (zu) erstreben“. Aber weder die schon erreichte Einheit in Zeugnis und Dienst noch die bereits verwirklichte Einheit in der Gestalt der kirchlichen Ämter wird zur Voraussetzung dafür erklärt, einander Gemeinschaft an Wort und Sakrament zu gewähren. Denn diese Gemeinschaft gründet allein im übereinstimmenden Verständnis des Evangeliums.

Diese Konzentration auf das Evangelium, das uns im Gottesdienst in Wort und Sakrament begegnet, ist das entscheidende Charakteristikum des evangelischen Kirchenbegriffs. Darin liegt zugleich seine ökumenische Weite begründet. Er achtet das Amt in der Kirche hoch; aber er bindet die Möglichkeit der Kirchengemeinschaft nicht exklusiv an eine bestimmte Gestalt dieses Amtes. Er weiß um die Aufgaben geistlicher Leitung und Aufsicht in der Kirche; aber er beschränkt die Episkope nicht auf die eine Form des historischen und hierarchischen Bischofsamtes. Er ist keineswegs gleichgültig gegenüber den Fragen der sichtbaren Gestalt der Kirche; denn ihn prägt die Überzeugung, dass die Kirche auch mit ihrer Gestalt und der sie prägenden Ordnung zu bezeugen hat, dass sie zu Christus gehört und in seinem Dienst steht. Aber dieses evangelische Kirchenverständnis sieht in Ordnung und Gestalt der Kirche menschliche Antworten auf das Evangelium, also Ausdrucksformen verantwortlichen menschlichen Handelns. Es ist gerade diese Unterscheidung und Verbindung zwischen Grund und Gestalt der Kirche, zwischen Konzentration und Weite, zwischen

göttlichem Wirken und menschlicher Verantwortung, welche die evangelische Kirche in einem spezifischen Sinn zu einer Kirche der Freiheit macht.

Denn auch im Blick auf die Kirche kann der Glaube an Gott vor der Versuchung bewahren, die Dinge des Diesseits jenseitig aufzuladen. Die Achtung des Ersten Gebots hat unmittelbare Folgen für das Verständnis der Kirche. Als Gemeinschaft der Glaubenden hat sie allein Gott die Ehre zu geben. Sie hat in gemeinsamer Verantwortung Sorge dafür zu tragen, dass sie „mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder“ Kirche Jesu Christi ist, wie dies die Barmer Theologische Erklärung formuliert.

Eine in solcher Nüchternheit verstandene Kirche der Freiheit hat sich gemäß ihrem Auftrag und gemäß verantwortlicher Einsicht über ihre Gestalt Rechenschaft abzulegen und diese wo nötig umzugestalten. Sie befindet sich ständig im Prozess der Erneuerung. Damit sind nicht eine pauschale Kritik am Überkommenen und ein Zwang zur Veränderung um ihrer selbst willen gemeint. Gemeint ist die dieser Kirche von ihrem Grund her innewohnende Freiheit dazu, ihre Strukturen immer wieder neu auf ihre Auftragsgemäßheit hin zu prüfen, dasjenige zu bewahren, was der Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat dient, und zugleich neue Wege dafür zu suchen. Auch in Zukunft wird dies nicht einfach ein Weg sein. Die Vielfalt protestantischer Gestaltungsformen bleibt auch im 21. Jahrhundert ein mit dem evangelischen Kirchenverständnis gegebener und geschenkter Reichtum und in sich selbst ein Ausdruck evangelischer Freiheit. Die Ermutigung zu unterschiedlichen Formen und Profilen von Gemeinden ist ein konkretes Beispiel dafür.

In der Konzentration des evangelischen Kirchenverständnisses auf den Gottesdienst als das Geschehen, in dem die Kirche ihres Grundes wie ihres Auftrags gewiss wird, liegt der entschei-

dende Grund dafür, dass alle Reformprozesse in unserer Kirche sich zuallererst auf die kirchlichen Kernaufgaben und auf eine Profilierung der geistlichen Grundlagen und Grundvollzüge kirchlichen Lebens richten und richten müssen. Aus dieser Konzentration ergibt sich auch die besondere Wertschätzung all der beruflichen und ehrenamtlichen Tätigkeiten, die der um Wort und Sakrament versammelten Gemeinde zugute kommen. Unser gemeinsames Ziel sollte es sein, dass dieser Einsatz wachsende Resonanz findet, ja dass von ihm eine missionarische Ausstrahlung ausgeht. Wir wollen den öffentlichen, nach außen gewandten Charakter des Gottesdienstes neu zur Geltung kommen lassen. Dafür wollen wir an seiner inneren Kraft und Qualität, an der Anmut und dem Glanz unserer Gottesdienste arbeiten. Dass Gottesdienste zum Lob Gottes gefeiert werden, dass sie Glauben wecken und im Glauben stärken, soll neu zum Bewusstsein kommen.

Deshalb sprechen wir von einem geistlichen Mentalitätswandel. Alle Rede von der Konzentration auf Kernaufgaben, von der Profilierung des Evangelischen, von der qualitätvollen Arbeit in der Vielfalt kirchlicher Handlungsfelder verweist auf diesen Grundgedanken. Zukunft hat die evangelische Kirche durch ihre geistliche Kraft. Alle äußeren Gestaltungen und Umgestaltungen unserer Kirche müssen hiervon ausgehen und darauf hinwirken.

Wenn in solchen Zusammenhängen von der Stärkung des evangelischen Profils die Rede ist, dann entspringt dies weder einer Lust an der Abgrenzung gegenüber anderen Kirchen und Konfessionen noch gar der Absicht, die Vielfalt und Pluralität in den Gestaltungsformen des Protestantischen einzugrenzen. Sondern es geht zentral darum, sich der eigenen Wurzeln neu bewusst zu werden und den spezifischen Glaubensschatz der evangelischen Kirchen aufs Neue zu heben. Es geht in diesem Sinn, wie Walter Kasper zu Recht hervorgehoben hat, um die Frage

nach der eigenen Identität. Die reformatorische Orientierung an Gottes lebendigem Wort, die evangelische Treue zum Reichtum der biblischen Botschaft, die Konzentration auf eine gute Predigt in einem liturgisch bewusst und qualitativ gestaltetem Gottesdienst, die Hochschätzung der Bildung und des persönlich angeeigneten Glaubens, die Betonung von kultureller Kraft und gesellschaftlicher Verantwortung, die möglichst breite Ausrichtung auf eine große Beteiligung von Frauen und Männern, von Jungen und Alten, Armen und Reichen – all das sind zugleich Konsequenzen reformatorischer Einsichten und Erkennungszeichen evangelischer Kirchen.

Die Erinnerung an dieses besondere reformatorische Profil unserer Kirche ist die wichtigste Begründung für den mit unserem Selbstverständnis unmittelbar verknüpften ökumenischen Geist. Gerade weil wir wissen, dass wir die Fülle der christlichen Wahrheit und den Kosmos der christlichen Einsichten nicht allein vertreten, sind wir von Haus aus ökumenisch ausgerichtet. Die besonderen reformatorischen Entdeckungen weiten unseren Blick für die Wahrheit, die sich in anderen christlichen Konfessionen und Kirchen findet. Wenn wir feststellen, dass sie sich dort besser findet, erkennen wir das an und geben dadurch Gott die Ehre. Deswegen meint die Rede von einer „Ökumene der Profile“ nicht nur die Stärkung der eigenen Identität. Sie richtet sich vielmehr zugleich auf die Stärkung der christlichen Gemeinschaft. Uns bestimmt die ökumenische Hoffnung, dass alle christlichen Kirchen sich berufen wissen, die Wahrheit des christlichen Geheimnisses zu bezeugen, das größer ist als die immer nur unvollkommene und fragmentarische Wahrheitserkenntnis jeder einzelnen Kirche. Uns bestimmt die ökumenische Hoffnung, dass alle christlichen Kirchen sich berufen wissen, den Frieden zu bezeugen, der höher ist als alles, was eine einzelne Kirche vermag, und zu dem wir doch unermüdlich beitragen wollen, auf dass die Welt glaube.

V.

Das Geschenk des Glaubens befreit uns von Gott her zu uns selbst; und es richtet unseren Blick von uns weg auf den Nächsten; denn ihm wendet sich der Glaube zu, der durch die Liebe tätig ist.

Eine Kirche, die im Gottesdienst ihres Grundes gewiss wird, ist deshalb in einem präzisen Sinn eine Kirche für andere. Dietrich Bonhoeffers Ortsbestimmung der Kirche Jesu Christi als einer „Kirche für andere“ ist für evangelisches Kirchenverständnis von unaufgebbarer Bedeutung. „Christus befreit – darum Kirche für andere“ – diese 1972 von Heino Falcke geprägte Formel behält auch unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts ihre Gültigkeit. Die Freiheit eines Christenmenschen kommt erst dann zu sich selbst, wenn sie in der Verantwortung für andere konkret wird. Dass der Christenmensch ein freier Herr aller Dinge ist, bewährt sich gerade darin, dass er aus freien Stücken allen ein Diener sein kann.

Wenn der christliche Glaube auch darin der Freiheit die Treue hält, dass er aufmerksam ist für die Bedingungen, unter denen diese Freiheit erfahren werden kann, und wachsam ist gegenüber Umständen, die dieser Freiheit den Entfaltungsraum verweigern, dann gilt dies keineswegs nur für die jeweils eigene Freiheit, sondern gerade auch für die Freiheit des andern. Dass die Freiheit eines Christenmenschen den vor Gott stehenden und durch ihn aufgerichteten Menschen meint, relativiert doch die gesellschaftliche, politische und kirchliche Verantwortung der Christen nicht, sondern präzisiert sie.

Ich halte es deshalb nicht für zutreffend, wenn die These, die Kernkompetenz der Kirche liege in ihrem gottesdienstlichen Handeln und geistlichen Leben, so verstanden wird, als werde diese Kernkompetenz damit „unpolitisch“ ausgelegt. Vielmehr ergibt sich doch die Verantwortung für Gerechtigkeit und Frieden, für die Würde des Menschen und die Bewahrung der Natur aus dem

gottesdienstlichen Handeln und geistlichen Leben der Kirche selbst: aus dem Lob Gottes, der es gut mit seiner Welt meint und ihren Frieden will; aus der Perspektive Jesu, der auf die Seite der Leidenden tritt; aus der Hoffnung auf das Reich Gottes, in dem Friede und Gerechtigkeit sich küssen. Unser Eintreten für eine Reform unserer Kirche von innen heraus und unser Eintreten für gerechte Teilhabe in unserer Gesellschaft wie in der einen Welt gehören unmittelbar zusammen. Wir wollen das eine nicht ohne das andere. Eine „selbstgenügsame Kirche“ wäre ein Widerspruch in sich selbst.

Auch für das Evangelischsein im 21. Jahrhundert gilt, dass das Evangelium in Wort und Tat, in Verkündigung und Diakonie bezeugt wird. Die evangelische Kirche sieht in der Solidarität mit dem hilfsbedürftigen Nächsten eine zentrale Lebensäußerung der Kirche. Sie macht sich die Klage über Unfrieden und Ungerechtigkeit zu eigen und sucht nach Wegen dazu, wie die vorrangige Option für die Armen und die vorrangige Option für gewaltfreies Handeln Gestalt gewinnen können. Deshalb bleibt es ihr wichtig, dass das Christentum nicht nur eine kirchliche und eine persönliche, sondern auch eine öffentliche Gestalt annimmt.

Wenn vom „öffentlichen Christentum“ die Rede ist, dann ist dabei nicht nur das Verhältnis von Kirche und Staat im Blick; gemeint ist damit vielmehr vor allem die Bedeutung von Glauben und Kirche für die Zivilgesellschaft. Der christliche Glaube, das Zeugnis der Freiheit, lässt sich nicht in die Mauern der Kirche einsperren. Dass sie in ihrer kritischen und orientierenden Bedeutung für die Gesellschaft zur Geltung kommen, ist für Zeugnis und Dienst der Kirche unentbehrlich. Wir wollen, dass die evangelische Stimme im kritischen Diskurs unserer Gesellschaft gehört wird.

Die evangelische Kirche will auch im 21. Jahrhundert eine gesellschaftlich engagierte und wache Kirche sein. Es bleibt ihre Aufgabe, die

Freiheit zu stärken und Abhängigkeiten anzuklagen. Sie erhofft die nötige Kraft dafür, für die unantastbare Würde eines jeden Menschen einzutreten und die Gerechtigkeit zu fördern, die allen Menschen faire Beteiligungschancen eröffnet. Wir bitten Gott darum, dass er uns vor Trägheit bewahrt und uns dabei hilft, unsere gesellschaftliche Verantwortung auch künftig nachdrücklich und überzeugt wahrzunehmen.

„Kirche für andere“: diese Grundformel evangelischen Kirchenverständnisses ist mit dem gleichen Nachdruck auf unsere missionarische Situation anzuwenden. Der Auftrag, „die Botschaft von Gottes Gnade auszurichten an alles Volk“, von dem die sechste These der Barmer Theologischen Erklärung spricht, verlangt heute eine neue Orientierung hin zu den Menschen, denen diese Botschaft fremd und unbekannt ist. Sie erwarten ein klares Zeugnis des christlichen Glaubens in Wort und Tat. Für sie kann der christliche Glaube dann überzeugende Kraft gewinnen, wenn sie im Alltag ihres Lebens Menschen begegnen, die aus Glauben leben. Für sie ist es entscheidend, dass Christen darüber Auskunft geben können, was ihnen an ihrem Glauben wichtig ist. Außenorientierung des kirchlichen Handelns und Auskunftsfähigkeit der Christen im Alltag sind die beiden wichtigsten Grundelemente der missionarischen Ausrichtung, die heute an der Zeit ist. Auch in dieser Hinsicht gilt: Eine „selbstgenügsame Kirche“ wäre ein Widerspruch in sich selbst.

VI.

Zuletzt: Eine Kirche der Freiheit ist im Blick auf ihre eigene Zukunft in einem präzisen Sinn eine sorglose Kirche; sie macht sich nicht Sorgen um sich selbst. Denn eine Kirche, die sich in Gottes Wort gegründet und von der Barmherzigkeit Gottes gehalten weiß, muss sich nicht um ihre Existenz und ihre Zukunft sorgen.

Die Freiheit des Glaubens bestimmt auch den Umgang mit der Sorge um unsere Kirche. Für uns

gilt heute ebenso wie für alle anderen Generationen vor uns und nach uns die Feststellung Martin Luthers: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten, unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen, unsere Nachkommen werden's auch nicht sein, sondern der ist's gewesen, ist's noch und wird's sein, der da spricht: ‚Siehe, ich bin bei euch bis an der Welt Ende.‘“

Die Kirche Jesu Christi, die im Glaubensbekenntnis von allen Christen bezeugte und bekannte „eine, heilige, allgemeine und apostolische Kirche“, diese von Gottes heiligem Geist erhaltene und durch die Zeiten geführte Gemeinschaft der Glaubenden hängt nicht davon ab, ob wir eine große oder kleine, eine glanzvolle oder klägliche, eine mutige oder ängstliche, eine einladende oder verschlossene evangelische Kirche gestalten oder nicht. Aber gerade weil dies so ist, weil wir den Rücken frei haben und entlastet sind von falschen Sorgen, können und sollen wir mit all unserem theologischen Verstand, mit unseren intellektuellen Kräften, mit unserem nüchternen Weltwissen und einem emphatischen Hoffen unserem Auftrag folgen und ihn nach bestem Wissen und Gewissen erfüllen. Befreit von der Sorge um uns selbst können wir auch heute und morgen einstimmen in den großen Gesang der Freiheit und rufen: „Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel dem Netze des Vogelfängers; das Netz ist zerissen, und wir sind frei.“ In unserem Zusammenhang ist es nicht allein die Sorge um uns selbst, aus deren Netz wir befreit werden. Frei sollen wir auch werden von der Sorge um die Zukunft unserer Kirche, von jenem Sorgengeist, der mehr auf unsere schwachen Kräfte setzt als auf den Geist Gottes, von dem wir bekennen: „Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2. Korinther 3, 17).

Dass wir den Sorgengeist hinter uns lassen und uns dem Geist der Freiheit anvertrauen, ist das Wichtigste, was zu Beginn dieses Zukunftskongresses überhaupt geschehen kann. Dazu

kann uns auch Martin Luther ermutigen, der am 27. Juni 1530 an Melanchthon schrieb: „Deine elenden Sorgen, von denen Du, wie Du schreibst, verzehrt wirst, hasse ich von Herzen. Dass sie in Deinem Herzen regieren, ist nicht der großen Sache, sondern unseres großen Unglaubens Schuld. ... Was marterst Du Dich selbst so ohne Unterlass? ... Ich bete wahrlich mit Fleiß für Dich, und es tut mir weh, dass Du unverbesserlicher Sorgen-Blutegel meine Gebete so vergeblich machst. Ich bin wenigstens, was die Sache angeht – ob es Dummheit ist oder der Geist, mag Christus sehen – nicht sonderlich beunruhigt, vielmehr besserer Hoffnung, als ich zu sein gehofft hatte.“

In dieser Freiheit von der Sorge wollen wir, wie Wolf Krötke unlängst formuliert hat, „der Zukunft das Wort geben“. Damit ist mehr gemeint, als dass wir uns dem Diktat zurückgehender Zahlen unterwerfen und, ihm Rechnung tragend, „der Vergangenheit durch Konzentration der Kräfte noch etwas abtrotzen“. Es ist damit auch mehr gemeint, als dass wir in kühler Rechenhaftigkeit die Kräfte abschätzen, die wir selbst in die Gestaltung der Zukunft einbringen können.

Gewiss. Die Zukunft kommt im Ablauf der Zeiten. Diese Zukunft erwarten wir, so gut wir das auf der Grundlage bisheriger Erfahrungen können, und stellen uns planend auf sie ein. Doch für den Glauben ist die Zukunft mehr als das, was wir voraussagen können; sie ist der Raum des Unerwartbaren und Überraschenden. Gewiss kann sie auch an Schrecken mehr in sich bergen, als wir zu antizipieren vermögen. Aber ihre Überraschungen können auch in ihrer Güte über das hinausgehen, was wir für möglich hielten, und uns alle miteinander des Kleinglaubens überführen. Wer nur auf den möglichen Schrecken schaut, begegnet dieser Zukunft mit Furcht. Der christliche Glaube begegnet ihr mit der Hoffnung, dass „das Morgen sich zu unseren Gunsten ereignet“ (W. Krötke).

Wir sind gut beraten, wenn wir unser Nachdenken über die Zukunft von dem bestimmen

lassen, was wir hoffen. Denn die Hoffnung ist ebenso ein Wesensmerkmal des Glaubens wie die Liebe. Ebenso wie vom Glauben zu sagen ist, dass er durch die Liebe tätig ist, so ist von ihm auch zu sagen, dass er an der Hoffnung nicht irre wird. Die Kirche ist eine Gemeinschaft leidenschaftlicher Hoffnung; im Auf und Ab der Geschichte hält sie Kurs auf das Reich Gottes, in dem Gottes Zukunft sich zu unser aller Gunsten ereignet.

Mit leidenschaftlicher Hoffnung auf Gottes Wirken richten wir den Blick auf den Weg unserer Kirche und auf ihr Tun. Deshalb sind wir zu diesem Kongress zusammengekommen. Es geht uns darum, gemeinsam einen Weg in die Zukunft zu finden und unsere Kirche so zu verändern, dass sie ihrem Auftrag besser gerecht wird. Dafür brauchen wir gute Ideen, einflussreiche Anregungen, weiterführende Hinweise, ermutigende Ziele, gemeinsame Verabredungen, realistische Umsetzungen. Wenn wir dabei unseren Verstand nach Kräften anstrengen, tun wir es in der Hoffnung, der Heilige Geist möge sich, wie Karl Barth einmal sagte, als ein „Freund des gesunden Menschenverstandes“ erweisen; und wir tun es mit der Bitte Martin Luthers an den Heiligen Geist: „Zünd uns ein Licht an im Verstand“.

Wir wissen: Dieser Geist wirkt, wo und wann er will. Wir wollen ihn nicht auf das begrenzen, was uns in diesen Tagen durch den Sinn geht. Aber wir wollen ihm zutrauen, dass er uns beflügelt. Wir können ihn nicht herbeizwingen, wir können und wollen ihn aber erbitten: Veni Creator Spiritus – „Komm, Gott Schöpfer, Heiliger Geist“.

Wolfgang Huber, Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, 25. Januar 2007

**II. STIMMEN ZUM
REFORMPROZESS**

KIRCHE DER FREIHEIT



Dokumentation des Zukunftskongresses der



II. STIMMEN ZUM REFORMPROZESS

1. 70 Redebeiträge zum Eröffnungsplenum

Dr. Hans-Jürgen Abromeit

Bischof, Pommersche Evangelische Kirche, Greifswald

Das Impulspapier fordert durchgängig einen Paradigmen- und Mentalitätswechsel innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland. Dieser Mentalitätswechsel bezieht sich auf die Einstellung zum Auftrag der Kirche. Die Kirche ist unzufrieden mit ihrem gegenwärtigen Zustand. Sie begnügt sich nicht damit, jährlich zu schrumpfen, sondern sie will „gegen den Trend wachsen“. Das Schicksal vieler getaufter, aber heute nicht mehr zur Kirche gehörender Menschen ist ihr eine Anfechtung. Sie möchte sich besonders den Ausgetretenen und den schon immer Konfessionslosen zuwenden. Dementsprechend wird die „kybernetisch-missionarische Kompetenz“ hochgeschätzt.

1. *Kybernetisch-missionarische Kompetenz*

Diese vom Impulspapier hochgeschätzte Kompetenz, Menschen für den christlichen Glauben zu gewinnen, müsste in der theologischen Ausbildung entwickelt und gefördert werden. Die Mehrheit auch der heutigen jüngeren Pfarrerschaft sieht in der Ausbreitung des christlichen Glaubens nicht ihre eigentliche Aufgabe.

Was der Kirchenpräsident von Hessen und Nassau, Peter Steinacker, aus einer Begegnung mit einem Vikarkurs seiner Kirche erzählt, ist durchaus nicht nur für Hessen und Nassau typisch. Auf die Frage, ob die jungen Theologinnen und Theologen andere Menschen vom christlichen Glauben überzeugen möchten, konnten sich nur zwei oder drei aus einem Vikarkurs mit dieser Zielstellung identifizieren. Wenn wir nicht auch in der theologischen Aus- und Fortbildung einen entsprechenden Paradigmen- und Mentalitätswechsel einzuleiten bereit sind, wird es auch im Jahre 2030 an dem „Willen der evangelischen Kirche“ mangeln, „gegen den Trend zu wachsen und die eigenen Mitglieder wie Menschen, die noch außerhalb der evangelischen Kirche stehen,

durch die Qualität ihrer Kernangebote zu überzeugen.“ (52)

2. *Der dreifach differenzierte Gemeindebegriff*
Das Impulspapier fordert dazu auf, „die Vielfalt evangelischer Gemeindeformen [zu] bejahen“ (53). Die Gemeinde, bisher eher denunziert als Hort eines „Vereinschristentums“, gerät in ihrem ekklesiologisch unhintergehbaren Sinn in den Blick. Die biblisch-theologischen Argumente stehen auf der Seite der Gemeinde. Sie ist Repräsentantin Jesu Christi auf dieser Erde. Aber auch soziologischen Argumenten wird Rechnung getragen. Es gibt Gemeinde nicht ohne eine entsprechende Sozialform. Diese haben sich im Zeitalter der funktionalen Differenzierung eben auch differenziert. Zu Recht unterscheidet das Impulspapier Parochialgemeinden, Profildgemeinden und Netzwerkgemeinden.

Der christliche Glaube kann sich nicht nur in einer Einstellung niederschlagen. Er braucht soziale Bezüge, an denen er sich entzündet und in denen er sich bewährt. Gemeinden sind aus theologischen wie aus soziologischen Gründen die adäquate Plausibilitätsstruktur für den christlichen Glauben. Dass das Impulspapier so positiv und so hoch von der Gemeinde redet, ist hilfreich und weiterführend. Was allerdings fehlt, ist eine Begründung dessen, was eine Gemeinde ist. Besonders bei den Netzwerkgemeinden, auch Passantengemeinden genannt, muss noch beschrieben werden, was sie von der reinen passiven Teilnahme an Veranstaltungen kirchlicher Träger und Dienste unterscheidet. Was qualifiziert die Netzwerkgemeinde als Gemeinde? Ich frage dies nicht etwa, um ihr Gemeindesein infrage zu stellen, sondern um ihren besonderen Gemeindecharakter für die Postmoderne nutzbar machen zu können.

Insgesamt ist zu resümieren, dass das Impulspapier die wirklich wichtigen Fragen zur Bearbei-

tung vorlegt. Die spannende Frage ist, ob der Protestantismus in Deutschland noch genügend gemeinsamen theologischen Vorrat hat, um für diese Fragen auch überzeugende Antworten zu finden.

Dr. Jochen M. Arnold

Direktor des Arbeitsbereiches Gottesdienst und Kirchenmusik, Hildesheim

„54, 74, 90, 2006, ja wir stimmen alle ein. Mit dem Herz in der Hand und der Leidenschaft im Bein, werden wir Weltmeister sein.“ Haben Sie ihn noch im Ohr, liebe Schwestern und Brüder, diesen Ohrwurm von der WM letzten Sommer? Sicherlich. Er hat mich angeregt, darüber nachzudenken, was der Fußball eigentlich mit dem Evangelium zu tun hat. Auf den ersten Blick ja scheinbar nicht sehr viel. Beim zweiten Hinsehen jedoch einiges:

In beiden Fällen geht es nämlich um eine Herzenssache. Um eine Sache, die begeistern will und begeistern kann, besonders dann, wenn sie in einem ansteckenden Lied ihren Ausdruck findet.

Was den Fußball angeht, so leuchtet das spätestens seit dem letzten Sommer ein:

Wenn man diesen Hit hört, ihn – womöglich mit Tausenden von Fans – mitsingt und dabei eine Gänsehaut bekommt, spürt man: Wer mit Herz und Leidenschaft singt und auch andere dazu anstiften kann, gehört zu den Siegern. Selbst dann, wenn es (wie im Halbfinale gegen Italien) zwischendurch ganz bitter wird und am Ende nicht für den erhofften Titel reicht. Wer so singt, hat nicht nur Chancen auf den nächsten Titel, nein, der bekommt ein neues, ein andersartiges Prädikat zugesprochen: „Weltmeister der Herzen“.

Sind wir auch Weltmeister der Herzen? Können wir, meine sehr geehrten Damen und Herren, als Kirche auch Menschen erreichen mit dem, was

wir sagen und tun? Haben wir womöglich auch einen solchen Song, der mitreißt und das Entscheidende – unsere Herzenssache eben! – auf den Punkt bringt? Damit bin ich bei unserem Jubilar, Paul Gerhardt. Er dichtete ein Kirchlied, das zum Motto unserer Arbeit im Michaeliskloster Hildesheim geworden ist:

Ich singe dir mit Herz und Mund,
Herr, meines Herzens Lust.
Ich sing und mach auf Erden kund,
was mir von Dir bewusst.

In diesen vier Zeilen steckt fast alles drin, was uns trägt:

1. „Ich singe dir ...“ Das beste und höchste Ziel ist: Gott loben und ihm die Ehre geben. Dies ist der hymnische, der spirituelle Aspekt des Singens. Menschen erheben ihre Herzen und machen mit bewegenden Klängen und inspirierten Rhythmen Gott groß. Es gilt also immer noch und immer wieder, was Augustin sagte: Wer singt, betet doppelt! Also bitte: kein Gottesdienst ohne die spirituellen Impulse traditioneller und neuer Kirchenmusik.
2. „Herr, meines Herzens Lust!“ Wenn ein Mensch singt und sich freut, dann tut er das aus innerer Begeisterung heraus mit Leib und Seele, nicht nur mit dem Kopf oder der Stimme. Der ganze Mensch kommt zum Klingen, summt, lacht, jubelt und klatscht, groovt, hüpfert und tanzt. Singen darf Spaß machen, im besten Sinne des Wortes lustvoll sein. Solche Sätze kann man in einer Kirche, die an 2030 denkt, gar nicht oft und laut genug sagen. Also bitte: keine Gemeindepädagogik ohne kirchenmusikalische Impulse.
3. „Ich sing und mach auf Erden kund!“ Eine am Evangelium ausgerichtete Kirchenmusik hat auch eine missionarische Dimension. Sie bleibt nicht für sich im stillen Kämmerlein, sie wird öffentlich, schallt hinaus ins Land,

geniert sich angesichts des „frommen“ Inhalts nicht vor der Welt. Sie besitzt ein besonderes, zuweilen auch anstößiges Profil, das Salz der Erde und Licht für die Welt ist. Und genau darin ist sie attraktiv! Also bitte: Keine Verkündigung und Mission ohne kirchenmusikalisches Amt.

4. „Was mir von dir bewusst.“ Geistliches Singen eröffnet uns neue Zugänge zu dem, was uns trägt. Im Singen geschieht Vergewisserung und „Bewusstseins-Bildung“, da wird unsere Person (von per-sonare = durchklingen) von Klängen ergriffen, die uns geistlich und geistig weiterbringen. Also: Keine Bildungsarbeit ohne professionelle Kirchenmusik!

Dies, liebe Schwestern und Brüder, steckt nur in einer einzigen Strophe von Paul Gerhardt. Sie ist damit – so meine ich – nicht nur Programm für ein kirchenmusikalisches Kompetenzzentrum, sondern auch für eine zukunftsfähige Kirche: Verzicht auf inspirierte Klänge und kraftvolle Rhythmen und besonders nicht auf die Menschen, die sie unters Volk bringen.

Anna-Maria aus der Wiesche
Pfarrerin / Ordensschwester, Selbitz

Zu Leuchtf Feuer 1:

1. Ich danke dem Team, das die Perspektiven für eine evangelische Kirche im 21. Jh. entwickelt hat. Die Stärke des Papiers ist das Ernstnehmen der wahrscheinlich auf uns zukommenden Veränderungen und die Ansätze für ein frühzeitiges Reagieren. Darin wird eine qualitative geistliche und theologische Verankerung als vordringlich in allen Bereichen gesehen. Die Anfragen, die ich grundsätzlich theologisch an das Papier habe, möchte ich hier nicht entfalten, sondern jetzt nur auf das Leuchtf Feuer 1 eingehen.

2. „Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten“ – dass Vertrauen mit geistlicher Beheimatung zu tun hat, wird in der Situationsbeschreibung dargelegt. Sie fordern qualitative Standards im theologischen, liturgischen und seelsorgerlichen Handeln. Dies wird anhand der Kasualien exemplarisch dargelegt. „Zum Wesen evangelisch verstandener Freiheit gehört es, für wiedererkennbare Formen, beheimatende Rituale und erwartbare Standards einzustehen.“ Sie machen zu Recht auf den Mangel unter uns Pfarrern und Pfarrern aufmerksamer, uns gegenseitig für eine faire kritische Beurteilung zu öffnen.
3. Diesem allen stimme ich zu, es gehört aber dem Wesen der Kirche entsprechend noch ein anderer Aspekt dazu: Das Vertrauen zu Gott wächst durch das Vertrauen in die Kraft seines Wortes und durch das Gebet. Dann bleibt die uns geschenkte Gottesbeziehung kein Abstraktum oder verkehrt sich zur unerfüllbaren Forderung, sondern wird zum inneren Ort der Beheimatung. Der tiefste Wurzelgrund der Beheimatung ist in der Beziehung Gottes zu uns und unserer zu Gott gegeben.
4. Wir Pfarrer und Pfarrern, die wir Träger des erlösenden Wortes Gottes an die Welt sind, brauchen selbst die Beheimatung im Wort, damit wir auch anderen den Weg in diese Beheimatung öffnen können. „Denn Gottes Wort kann nicht ohne Gottes Volk sein, und umgekehrt kann Gottes Volk nicht ohne Gottes Wort sein. ... Und was könnte oder wollte Gottes Volk glauben, wo Gottes Wort nicht da wäre? Und dies ist das Stück, das alle Wunder tut, alles zurecht bringt, alles erhält, alles ausrichtet, alles tut, alle Teufel austreibt“ (Luther, Von den Konzilien und der Kirche 1520, in: Hg. K. Aland, Luther deutsch, Bd. 6, S. 35).
5. Eine Hilfe unter vielen anderen zur Beheimatung in Gott ist durch die Fortbildung zur geistlichen Begleitung gegeben. In evange-

lischer Freiheit wird hier gelehrt und geübt: Gebet, Betrachtung des Wortes Gottes, Lebensgestaltung aus dem Glauben, Umgang mit Zweifel und Anfechtung, Begleitung und Anleitung von anderen in diesen Bereichen. Die Kirche sollte für ein verlässliches Qualitätsmanagement diesen Fortbildungsbereich stärken.

Ich schließe mit einem Zitat Bonhoeffers: „Aber nicht wir sollen bauen, sondern er alleine will bauen. Kein Mensch baut die Kirche, sondern Christus allein. Wir sollen bekennen – er baut. Wir sollen verkündigen – er baut. Wir sollen zu ihm beten – er baut. Wir kennen seinen Plan nicht. Wir sehen nicht, ob er baut oder einreißt. Es mag sein, dass die Zeiten, die nach menschlichem Ermessen Zeiten des Einsturzes sind, für ihn die großen Zeiten des Bauens sind. Es mag sein, dass die, menschlich gesehen, großen Zeiten der Kirche Zeiten des Einreißens sind. Es ist ein großer Trost, den Christus seiner Kirche gibt: Du bekenne, verkündige, zeuge von mir, ich allein aber will bauen, wo es mir gefällt.“ (Dietrich Bonhoeffer, Predigt am Kirchwahlsonntag, in ders., *Gesammelte Schriften*, Band IV, S. 134 f.)

PD Dr. Dieter Beese
Superintendent, Münster

Versöhnung mit der praktischen Vernunft

Zehn Jahre haben wir noch Zeit, dann sind die ersten fünfhundert Jahre der Reformation vorbei. Wie stehen wir Protestanten dann da? Angefangen haben wir als die größte Kirchenaustrittsbewegung der frühen Neuzeit. Frei aus Glauben – das war der Ertrag der Reformation.

Leider sind wir über die Freiheit später allzu häufig gestolpert. Vor allem demokratisch, emanzipiert und international durfte sie uns nicht kommen: Zum vierten Jahrhundertjubiläum

waren wir bewusst national, autoritär und antisemitisch, mit dem Brückenbau zur nationalsozialistischen Diktatur beschäftigt.

Das soll in zehn Jahren anders sein: Wir erinnern uns wieder an die Freiheit. Gut so! „Kirche der Freiheit“ greift offensiv und ambitioniert das zentrale Thema des Protestantismus auf. Während aber bei Luther und Barmen die Freiheit von Sünde, Tod und Teufel oder von den gottlosen Bindungen dieser Welt in eine Haltung der Dankbarkeit und Zuversicht führt, kommt uns aus dem Impulspapier eine gewisse Angestrengtheit, eben eine regelrechte „Bündelung“ von Anstrengungen entgegen.

Woran liegt das?

Das Impulspapier atmet etwas von der Angst im Sinne Sören Kierkegaards: Die evangelische Kirche des Impulspapiers will verzweifelt nicht sie selbst sein. Alles, was sie ist und hat und kann, dient nur dem einen Zweck: Anders und besser zu werden. Zugleich will sie verzweifelt sie selbst sein. Alle vierfach gebündelten Anstrengungen müssen zu einem Paradigmen- und Mentalitätswechsel führen. Und was, wenn das nicht gelingt?

Die evangelische Kirche sagt von sich selbst, sie sei unten. Sie will nach oben. Deshalb braucht sie eine Aufwärtsagenda. Dabei ist doch evangelische Kirche nicht unten, jedenfalls nicht in dem Sinne, dass sie sich wieder nach oben arbeiten müsste.

Weil Christus in ihrer Mitte lebt, ist sie schon jetzt, in ihrer irdischen Gestalt oben, im Himmel, nämlich bei Gott. (Der Glaube weiß das, nur die Augen sehen es noch nicht.) Aber auch empirisch ist sie nicht allein deshalb unten, weil sie sich seit vierzig Jahren ständig selbst öffentlich als eine Kirche in der Krise beschreibt. Die vielen positiven Aspekte, die das Papier nennt, machen es ja deutlich.

Es ist gerade ein Ausdruck der Freiheit der Kirche, dass sie bereit und in der Lage ist, sich dem Lauf der Welt entsprechend in Freiheit aus Glauben eine stets wechselnde soziale Gestalt zu ge-

ben, die ihrer Botschaft dient. Zurzeit hat das neu zu schneidernde Gewand eine niedrigere Konfektionsgröße als das bisherige, aber die Hauptsache ist doch, dass es passt. Wen das Zu- oder Abnehmen ängstigt, ist nicht frei, das wissen wir aus der Beratung von Essgestörten.

Frei ist, wer aus Glauben auf Gottes Wort hin verantwortlich handelt, weil er sich geliebt und gehalten weiß.

Soweit die Kirche in der Freiheit des Glaubens und nicht aus Furcht (zum Beispiel vor dem Kleinerwerden) handelt, ist sie gut beraten, wenn sie sich die Erkenntnisse zunutze macht, über die wir heute durch die Human- und Sozialwissenschaften verfügen. Da sollten uns auch betriebswirtschaftlich entwickelte Argumentationsreihen und Handlungsformen nicht schrecken.

Vor der historisch-kritischen Schriftauslegung fürchtet sich heute niemand mehr. Psychologische Theorieansätze können heute angstfrei in die Seelsorge integriert werden. Einen ähnlich kritisch entspannten Umgang mit organisationssoziologischen und ökonomischen Methoden und Verfahren sollten wir uns, in aller Freiheit eben, nicht versagen. Der unternehmensberaterische Jargon wird sich schon auswachsen.

Zielprojektionen bis 2030? Solange sie nicht die Funktion von Heilmitteln bekommen, die allein vor dem drohenden Untergang zu bewahren in der Lage sind, dienen sie einem guten Zweck: Sie helfen uns zu erklären, was wir vorhaben, worauf wir uns ansprechen lassen und wozu wir auch die uns anvertrauten Gaben einsetzen wollen. Weil wir gegenüber den Menschen rechenschaftspflichtig sind, sollten wir auch auskunftsfähig in Bezug auf unsere Mittel und Wege sein.

Auskunftsfähigkeit allein tut es natürlich nicht. Das tatsächliche Handeln, individuell und institutionell-organisatorisch folgt der Planung wie die Werke dem Glauben.

Deshalb bedarf es in der Tat „zur Gestaltung des Weges in die Zukunft eine[r] neuen Bereit-

schaft, aus Freiheit Verbindlichkeiten wachsen zu lassen.“ Wenn allerdings die Verbindlichkeiten aus der Freiheit herauswachsen, ist darauf zu achten, dass die Verbindlichkeiten die Freiheit, nachdem sie aus ihr herausgewachsen sind, nicht zurücklassen. Dann würde die Kirche der Zukunft nicht eine Kirche der Freiheit, sondern eine Kirche der Verbindlichkeit sein. Dies könnte alle Christen, die auf Gottes Wort hören, veranlassen, sich an die Anfänge des Protestantismus als einer großen Kirchenaustrittsbewegung zu erinnern, um aus einer Kirche der Verbindlichkeiten wieder zu einer Kirche der Freiheit zu gelangen.

Sehr zu Recht sagt das Impulspapier, dass die Kraft, die in den Schwachen mächtig ist (2. Kor 12,9), etwas über Gottes Freiheit aussagt, und uns nicht davon entbindet, Kirche nach bestem Wissen und Gewissen einladend zu gestalten.

Gottes Kraft, die in den Schwachen mächtig ist, wirkt, wo niemand mit ihr rechnet. Wir vertrauen darauf, dass Gott wirklich dort ist, wo das Evangelium verkündigt und die Sakramente verwaltet werden. Dies legt ihn nicht fest, gibt uns allerdings die Gewissheit seiner Gegenwart. Dem EKD-Impuls dürfte etwas mehr von dieser Gewissheit gut tun.

Was uns diese Gewissheit nicht gibt, ist die Reklamation besonderer „geistlicher“ Eigenschaften, Zustände, Ämter, Praktiken oder Tätigkeiten. Der seltsam diffuse Gebrauch des Wortes „geistlich“ im Impulspapier lässt aufmerken. Die bisweilen betauernde und beschwörende Verwendung dieses Begriffs lässt fragen: Ist dieses verbale Absichern und Verankern des „Geistlichen“ womöglich ein Symptom dafür, dass die Furcht (anstelle der Freiheit) nach zusätzlichen, nicht verheißenen anthropologischen Haftpunkten des Göttlichen in der empirischen Kirche verlangt?

Warum etwa genügt es nicht, wenn wir aus Glauben frei und verantwortlich die Kirche leiten? Was haben wir unter „geistlicher“ Leitung zu

verstehen? Sie müsste sich nachvollziehbar von ungeistlicher oder weltlicher Leitung unterscheiden. Wenn Leitung frei und verantwortlich geschieht, ist sie innerhalb oder außerhalb der Kirche genauso geistlich wie das Treppputzen der Magd zu Luthers Zeiten. Wenn Leitung unverantwortlich wahrgenommen wird, hilft es auch niemandem, wenn ein sogenannter „Geistlicher“ Subjekt der Handlung ist. (Es handelt sich dann auch nicht um Leitung, sondern um Willkür.)

Dem Zukunftskongress ist zu wünschen, dass er etwas von der in Gottes Gegenwart gegründeten Gewissheit ausstrahlt, die dem Papier noch fehlt, zugleich aber auch die Selbstbindung stärkt, für die der Impuls wirbt, damit in gemeinsamem, abgestimmtem Handeln in aller Freiheit die evangelische Kirche sich als Antwort auf das von ihr gehörte Wort, eine ihr angemessene Gestalt gibt, die Menschen gewinnt.

Stefan Böltz

Student, Marburg

Navigieren in der Reformdekade

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder,
ich komme aus dem Oldenburgischen, einer der – noch – selbstständigen Kirchen. Wir sind oben an der Nordseeküste beheimatet und sollten eigentlich mit Leuchttürmen vertraut sein. Über diese Bilder aus dem Impulspapier haben sich bereits viele in Stellungnahmen und Reaktionen ausgelassen und so möchte ich Sie auch nicht mit Detailausführungen über Baken oder Heulbojen langweilen. Aber gestatten Sie mir einige Anmerkungen:

1. Leuchtturm aller Art und Funktion dienen nicht dazu, bis zuletzt auf ein Einzelnes loszusteuern und dieses sodann umzufahren. Wer aber den Abstand zu groß wählt, läuft Gefahr, den

Heimathafen zu verpassen. Die Kunst der Nautik liegt darin, sich an all diesen Punkten zu orientieren und mit deren Hilfestellung nötige Kurskorrekturen vorzunehmen.

2. Um unterschiedlichen Herausforderungen gerecht zu werden, gibt es ein buntes Spektrum an Seezeichen. Alle markieren je nach örtlicher Gegebenheit die Fahrrinne, die sie aber nicht aus dem Blick verlieren dürfen.
3. Gut positionierte Leuchttürme haben eine Reichweite von mehreren Kilometern und können dennoch ausreichend Orientierung bieten.
4. Für eine sichere Navigation müssen Fachkräfte regelmäßig geschult werden und konzentriert arbeiten können. Ohne qualitative Wertschätzung können sich bequeme Gewohnheiten & Unaufmerksamkeiten als Fehlerquellen in unreflektierte Routineabläufe einschleichen.
5. Das Schiff, das sich Gemeinde nennt, braucht viele verschiedene Gaben in vielen verschiedenen Bereichen. Jeder ist gefragt, jeder kann sich einbringen, jeder wird gebraucht und sollte auch Würdigung und Anerkennung finden.
6. Auch Offiziere gehören zur Mannschaft und nur gemeinsam kann diese die Herausforderung anpacken. Die harten Fakten der Unternehmung sollten anknüpfungsfähig zur Theologie der geistlichen Gemeinschaft sein, irdische und geistliche Gestalt sind dabei aber nicht zu verwechseln und beide sind ernst und wahrzunehmen.
7. Die Seefahrt lebt von tradierten Werten. Für eine Kultur (auch der europäischen) sind sie sogar überlebenswichtig.
8. Im viel befahrenen Fahrwasser sollten sie klare Positionen beziehen und erkennbare Positionslichter verwenden.
9. Um eine Hafeneinfahrt zu markieren, müssen sie ausgewählte Signale setzen. Wer alle erdenklichen Toppzeichen auf einmal setzt, verfehlt den nötigen Impuls und sorgt nur für Verwirrung.

10. Die Zeit, in der Piraten falsche Öllampen in die Klippen hängten, um aus gestrandeten Seglern große Kirchensteuerschätze zu plündern, ist spätestens seit GPS vorbei.
11. Im Zeitalter von Cyberspace und globaler Verantwortung ist die Seetüchtigkeit und der Verwaltungsaufwand alter Lastensegler vom Baujahr 1815 zu überprüfen. Schiffe dienen zum Transport und Über-Setzen. Wer das Schiff selbst zum Leuchtfeuer erklärt, tauscht die ausstrahlende Leuchtkraft des lebendigen Evangeliums mit der Unbeweglichkeit von Feuerschiffen.
12. Glaubwürdigkeit und Vertrauen in Richtfeuer hängen maßgeblich von der Vereinbarung gemeinsamer Signale ab. Ein Gemenge von 23 verschiedenen Lateralsystemen ist für die internationale Seefahrt unbrauchbar und für die Binnenschiffahrt mehr als optimierungshemmend.

(Richtfeuer bestehen dabei aus dem sog. Oberfeuer und dem Unterfeuer. Analog habe ich einige Vorschläge für die Reformdekade entwickelt; mehr unter: www.reformdekade.de; Kontakt: stefan-boelts@kirche-von-morgen.de)

Dr. Gert Ulrich Brinkmann

Pfarrer, Ratingen

Vernetzungen und profilierte Kirchengemeinden vor Ort entwickeln – Votum zum „Aufbruch in den kirchlichen Kernangeboten“

Wie verhalten sich Kirche vor Ort und Kirche im Raum bzw. Parochie, Region und Funktion zueinander? Das ist eine Schlüsselfrage für die Struktur der „Kirche der Freiheit“ im Blick auf die nächsten Jahrzehnte. Das Impulspapier gibt als strukturelle Zielmarke „50–25–25“ vor. Nur noch die Hälfte der Geistlichen wird in der Parochie arbeiten, die

andere Hälfte verteilt sich zu gleichen Teilen auf Profil- und Passantengemeinden. So sollen Milieuerengungen und missionarische Stagnation in den Parochien überwunden werden und die gesellschaftlich Mobilen erreicht werden, bei denen der Wohnort nicht mehr Lebensort ist und die sich auch von der Kirche entfernt haben. Kirche, so die Vision, bewegt sich auf ihre distanzierten Mitglieder, auf die Ausgetretenen und auf interessierte Nichtmitglieder, auf Großstädter und Singles zu, die keinen Zugang zu ihrer Ortsgemeinde finden oder suchen.

Der Impuls trifft damit auf ein zentrales Problem der evangelischen Kirche, insofern sie sich als Volkskirche versteht. Sie erreicht mit ihrer Verkündigung, ihren Angeboten und Initiativen nur bestimmte Teile und Milieus des (Kirchen-) Volkes. „Gehet hin in die Gemeindehäuser und machet zu Jüngern die traditionellen, geselligkeitsorientierten und hochkulturellen Milieus.“ So erfüllt Kirche heute weitgehend den Missionsauftrag Matthäus 28. Aus dieser Verengung muss die „Kirche der Freiheit“ aufbrechen. Darum ist der Impuls der Sache nach zukunftsweisend.

Die kritische Rückfrage lautet: Wird der Impuls mit der Umstrukturierung der Kirche auf „50–25–25“ auch zukunftsweisend aufgenommen?

- Die neue Struktur führt zu einem Nebeneinander von Parochie-, Funktions-, Profil- und Passantenpfarrstellen und -gemeinden.
- Durch den in Kauf genommenen teilweisen Rückzug aus der Parochie wird die Bindung zu den Kirchenmitgliedern in der betroffenen Region gelöst.
- Auch Funktions-, Profil- und Passantengemeinden brauchen (Versammlungs-)Orte. Sie handeln lokal. Die Gewinnung von Ehrenamtlichen für diese Aufgaben ist ohne Bezug zu deren Lebensort schwer vorstellbar.
- Funktions-, Profil- und Passantengemeinden wachsen Aufgaben wie Kasualien zu, die klas-

sischerweise in der Parochie beheimatet sind. Die neue Struktur schafft eine Überparochie.

- Die synodale Repräsentanz der nicht-parochialen Dienste und Gemeinden ist unklar. Wie bestimmen Fernseh- und Internetgemeinden ihre synodalen Vertreter? Welche Zukunft hat die auf breite Mitwirkung angelegte synodale Verfassung der evangelischen Kirche?
- Wo findet die Einheit einer so strukturierten Landeskirche ihre Darstellung? Welker spricht zugespitzt von einer „Mehrklassenkirche“ (Zeitzeichen 12 / 2006, S. 8–11).
- Werden sich die zu erwartenden innerkirchlichen Verteilungskämpfe um Macht und Geld zwischen den Organisationsformen nicht als Wachstumshemmer erweisen? Entscheidend für den „Mentalitätswandel“ dürfte doch sein, dass möglichst viele mitziehen.

Schon heute arbeiten Kirchengemeinden, kirchliche Dienste und Einrichtungen, beklagenswerterweise, mehr neben- als miteinander, was mit den Milieuerengungen gemeindlicher Arbeit zu tun hat. Hier sollte der Impuls des Papiers zuerst wirken: Die Arbeit von Schulen, Gemeinden, kirchlichen Diensten, Sonderpfarrämtern, diakonischen Einrichtungen usw. in einer Region ist zu vernetzen. Vielleicht so, dass die Hauptamtlichen einen kleinen Teil ihrer Arbeitszeit in einem anderen Arbeitsfeld vor Ort verrichten. Zum avisierten Mentalitätswechsel würde dann eine Kultur gegenseitiger Wertschätzung und innerkirchlicher Verbundenheit gehören – mit den entsprechenden Außenwirkungen. Daraus kann sich das zukunftssträchtige Modell entwickeln, die parochialen Gemeinden einer Region unter Aufnahme der „50–25–25-Idee“ zu verpflichten, etwa ein Drittel ihrer personellen und finanziellen Ressourcen für milieuffördernde und profilierte Projekte zu verwenden: Im Sauerland für Urlauberseelsorge, in Köln für Citykirchenarbeit, usw. Die Stellungnahme der Ev. Kirchen-

gemeinde Trier im Materialband weist zum Beispiel in diese Richtung. M. a. W.: Die Profil- und Passantengemeinden nicht neben den parochialen Gemeinden etablieren, sondern milieuffördernde und missionarische Projekte (mit allem, was dazugehört: landeskirchliche Personalsteuerung, finanzielle Anreize, Weiterbildung, Qualitätssicherung, Controlling, ...) zur verpflichtenden Aufgabe für die Parochie zu machen.

Alfred Buß

Präses, Evangelische Kirche von Westfalen, Bielefeld

Es ist in jedem von uns. Das Nein zur Kirche. Es ist ein Erbe der Reformation. Liebe Schwestern und Brüder, prüfen wir uns selber: In jedem Protestanten und in jeder Protestantin stecken Anteile dieses Neins zur Kirche als Institution. Wie kann nun aus dem Nein zur Institution ein Ja zur Gestaltung der sichtbaren Kirche werden?

Der Titel weist den Weg: Unsere Kirche ist eine Kirche der Freiheit. Doch geht es um geschenkte Freiheit. Wir können sie uns nicht schaffen, wohl aber ergreifen. Aus dieser Freiheit heraus können wir gestalten. Sie ist die Triebfeder der Veränderung. Folgen wir dem Ruf der Freiheit des Evangeliums von Jesus Christus, dann müssen wir nicht ängstlich sein.

Eine unterschwellige Angst aber schwingt mit im Impulspapier „Kirche der Freiheit“. Angst um unseren Fortbestand als evangelische Kirche. Ängstliche Anstrengung: Wir müssen bündeln und fördern, wir müssen tun und machen, vertrauen und gestalten. Wir müssen angestrengt wir selbst sein. Eine bedrohliche Alternative tut sich auf, die Druck erzeugt: Wehe uns, wenn nicht ...

Eine Kirche der Freiheit unterscheidet sauber zwischen dem, was wir leisten können, und dem, was wir Gott überlassen müssen. Was aber können – und sollen – wir leisten? Zum Beispiel dies: Wir stellen Maßstäbe auf für Qualität, wir er-

arbeiten uns aussagekräftiges statistisches Material, um unser Handeln daran zu orientieren. Wir setzen uns messbare Ziele. Das ist ein hohes Verdienst des Impulspapiers. Doch schon regt sich Widerspruch: Wer so handelt, vernachlässigt die Theologie! Wir sind Kirche und kein Wirtschaftsunternehmen! Wo bleibt das Vertrauen in den Heiligen Geist? Neigt sich aber die Waage auf die andere Seite, lauten die Vorwürfe: Das ist blauäugig, lässt gegen jede Vernunft die Wirklichkeit mit ihren absehbaren Entwicklungen außer Acht, ist leichtfertig, am Ende verantwortungslos.

Wie können wir aus dieser Spannung herauskommen? Indem wir sauberer unterscheiden. Zum Beispiel im Leitsatz eines jeden Leuchtfeuers: Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten geht nicht in einem Atemzug. Gottvertrauen ist keine Möglichkeit des Menschen, die er sich vornehmen könnte; es ist vielmehr Gottes unverfügbares Geschenk. Das Vertrauen kommt aus dem Hören. Es kommt schon auf diese Reihenfolge an: Hören – Vertrauen – Gestalten (vgl. Barmen 1). Aus der Anrede Gottes erwächst ein Vertrauen, das uns fröhlich gestalten statt ängstlich verwalten lässt. Im Licht geschenkter Freiheit wird klar: Christliche Gemeinde ist durch das definiert, was in ihr geschieht, nicht durch soziale oder räumliche Grenzen. Evangelische Orte, stark an Ausstrahlung, können auch beweglich sein. Zum Gestalten gehört auch: Wir sind auf verlässliche Zahlen, auch Vergleichszahlen, angewiesen, auf Klarheit und Transparenz. Das führt zu mehr Sicherheit bei Finanzentscheidungen.

Die äußere Ordnung der Kirche ist für verschiedene Formen und Strukturen offen – sie müssen allein auf das Ziel ausgerichtet sein, dass Menschen von dem Zuspruch und dem Anspruch des Evangeliums berührt werden. Die Ordnung der Kirche muss ihrem Auftrag entsprechen (vgl. Barmen 3).

Darum gilt: Nicht, was auf eine lange Tradition verweisen kann, sondern was künftigen Heraus-

forderungen besser gerecht wird, hat in unserer Kirche Priorität. Dazu zählen auch die Dimensionen von Ökumene und Weltverantwortung. Partikularinteressen müssen sich Gesamtinteressen zu- und unterordnen. Unser westfälischer Reformprozess „Kirche mit Zukunft“, den wir vor sieben Jahren begonnen haben, lehrte uns: Wir neigen dazu, viel Zeit, Kraft und Energie für alles Widerständige aufzuwenden – und darüber die Lokomotiven zu vernachlässigen, die der Solidarität bedürfen, damit der Zug nicht stecken bleibt. Ich wünsche uns eine Kirche, die ihre Zukunft in klarer Unterscheidung von Verfügbarem und Unverfügbarem gleichermaßen kühn und gelassen gestaltet.

Dr. Christoph Ehrlich

Oberkonsistorialrat, Greifswald

Leuchtfeuer 8

Die Impulse und Anregungen aus dem 8. Leuchtfeuer haben eine intensive Diskussion in der pommerschen Diakonie ausgelöst. Das ist sehr erfreulich und dankbar zu registrieren. Einige Anliegen und Gesichtspunkte für die Weiterarbeit:

Die Außenwahrnehmung der Diakonie ist jedenfalls im Osten eigenartig spannungsvoll. Einerseits wird in Öffentlichkeit und Medien Diakonie mit Kirche gleichgesetzt. Andererseits hat zum Beispiel eine Umfrage unter Langzeitarbeitslosen, die regelmäßig Betreuungs- und Beratungsangebote eines Arbeitslosenzentrums in diakonischer Trägerschaft in Vorpommern wahrnehmen, ergeben, dass dieser Personenkreis von „der Kirche“ nichts erwartet.

Diese Spannung findet sich auch im Selbstverständnis von Mitarbeitenden der Diakonie wieder. Sie wird dort gefährlich verstärkt, wo sie das Gefühl haben, von der Kirche oder von der Ortsgemeinde nicht beachtet oder nicht gewollt zu werden. Der Impuls zur kirchlichen Profilierung

der Diakonie muss daher unmissverständlich und eindeutig in beide Richtungen gehen.

Jedenfalls im Osten Deutschlands, wo viele Arbeitsfelder erst seit 16 Jahren in diakonischer Verantwortung wahrgenommen werden können und wo nicht wenige Mitarbeitende ohne eine spezifisch diakonische Vorbildung oder traditionelle kirchliche Prägung tätig sind, muss die Bemühung um kirchliche Profilierung mit Behutsamkeit und Geduld einhergehen, wenn Demotivation oder frustrierte Gegenreaktionen vermieden werden sollen.

Die Breite des Spektrums diakonischer Angebote muss differenzierter wahrgenommen werden. Ihr Beitrag zur Förderung von Ehrenamtlichkeit und bürgerschaftlichem Engagement ist sehr hoch einzuschätzen. Neben den herkömmlichen Handlungsfeldern hat sich in den letzten Jahren ein inzwischen unverzichtbarer Schwerpunkt in der Bildungsarbeit ergeben.

Die Erfahrungen diakonischer Träger in den Bereichen Kinder- und Jugendhilfe, Frühförderung und integrativer Vorschulpädagogik erweisen sich als gute Voraussetzung für die Stärkung einer evangelisch profilierten Schullandschaft.

Hier und an anderen Stellen zeigt sich, dass der vermeintliche Gegensatz von Unternehmensdiakonie und anwaltschaftlicher oder gemeindlicher Diakonie fruchtlos ist und der Wirklichkeit kaum gerecht wird. Die Stimme der Diakonie, ihr Eintreten für Benachteiligte und Hilfsbedürftige, ihre Mitwirkung am Umbau des Sozialstaats und ihre Mitverantwortung für einen zivilgesellschaftlichen Grundkonsens bei Bildungszielen und Wertorientierung werden wirkungsvoll nur eingebracht werden, wenn die Diakonie selber auch als kompetenter und verlässlicher Akteur in Erscheinung tritt. Die Gefahren, von denen das Impulspapier spricht, bestehen eher in Entwicklungen, denen Kirche und Diakonie gemeinsam entgegenzutreten müssen. Die Erosion des Subsidiaritätsprinzips geht einher mit einem Verlust von sozialer Solidarität in der Gesellschaft. Wenn die Men-

schenswürde unantastbar sein soll, dürfen ihre elementaren Bestandteile nicht den Gesetzen von Markt und Wettbewerb ausgeliefert werden. Eine stärkere finanzielle Unabhängigkeit durch Erhöhung der Eigenfinanzierung aus kirchlichen Mitteln ist sehr zu wünschen.

Armin Felten

*Leiter der Gemeindeakademie Rummelsberg,
Schwarzenbruck*

Die EKD-Ebene hat einerseits das „Ganze“ im Blick und sie wird andererseits für viele Prozesse innerhalb des deutschen Protestantismus wichtige Dienste leisten; viel mehr noch als sie es im Moment schon tut. Entscheidend für das Gelingen dieses Dienstes wird sein, nach welchem Muster das Miteinander der einzelnen Teile organisiert werden wird. Ich möchte hier vor allem auf den Vorschlag der Schaffung von Dienstleistungs- und Kompetenzzentren eingehen.

Angelehnt an die Computersprache könnte man das, was dort geschehen soll, auch als Arbeit am Betriebssystem des deutschen Protestantismus bezeichnen. Hier geht es nicht ums Anwenderprogramm, sondern um das Programm, das alle anderen zusammenhält bzw. aufeinander bezieht. Seit der beispiellosen Erfolgsgeschichte von Bill Gates' Microsoft wissen wir, welche Marktmacht hinter Betriebssystemen steckt. Windows definiert in seinen verschiedenen Versionen Standards und Zugänge. Weiterentwickeln, verändern und „mitdenken“ darf nur ein kleiner Kreis, der den Geheimcode kennt. Das garantiert den Erhalt von Einfluss und Definitionsmacht.

Seit den 90er-Jahren lehrt eine Gegenbewegung die Definitionsmachthaber von Microsoft das Fürchten. Die Linux-Bewegung setzt auf eine offen zugängliche Entwicklung des Betriebssystems. Fachleute können nicht nur mitschreiben und mitdefinieren, sie sind dazu eingeladen!

Die Microsoft-Strategie hat eine große Faszination: Alles aus einer Hand, alles ist gut aufeinander bezogen, immer auf dem neuesten Stand und alle anderen haben es auch (auf ihrem Rechner). Die Schattenseiten eines solchen Systems kennt auch jeder, der seit vielen Jahren mit unterschiedlichen Gates-Produkten gearbeitet hat. Ich favorisiere trotzdem das mentale Modell, das hinter Linux steht, obwohl die „Open-source-Idee“ vielen immer noch suspekt ist. Es ist in gewisser Weise „anstrengender“, denn es verlangt eigene Initiative und Übernahme der Verantwortung fürs Ganze.

Wir können für die Rolle der EKD aus diesem Beispiel ein paar Dinge übertragen. Die Verantwortlichen für Weiterentwicklung der EKD-Ebene sollten jeweils gut abwägen zwischen zentraler „Definitionsmacht“ (z.B. im Bereich der öffentlichen Äußerungen zu gesellschaftlichen und politischen Themen) und der Organisation von sinnvollen Synergien aus der Vielfalt der Gliedkirchen, ihren jeweiligen Gaben und Kompetenzen und „gewachsenen“ Profilen. Im letzteren Bereich sind funktionierende Netzwerke, sorgfältig aufgesetzte Projekte und Verdichtungen z.B. in Kompetenzzentren auf Zeit die angemessenen Arbeitsformen. Die Organisation der Gemeindeberatung und kirchlichen Organisationsentwicklung auf EKD-Ebene ist dafür ein gelungenes Beispiel. An dem, was Beratung im Bereich von Kirche und ihrer Strukturen und Einrichtung braucht und deshalb angeboten wird, „schreiben“ viele in einem transparenten und offenen Prozess mit. So entstehen Standards, die aber immer wieder überprüft und neuen Gegebenheiten angepasst werden.

Die Organisationsform dieses Prozesses ist flach, effizient und flexibel. Die „Großen“ und Leistungsfähigeren übernehmen mehr Verantwortung im Sinne von Ressourceneinsatz. Das ermöglicht es den anderen, an den entscheidenden Stellen mitzuarbeiten und zum Gelingen

beizutragen, ohne befürchten zu müssen, von den „Großen“ dominiert oder gar einverleibt zu werden. Die Organisation und Entwicklung der Kompetenzzentren könnte sich daran anlehnen. Die Rede von jeweils einem (!) Kompetenzzentrum (S. 100) lässt allerdings den Eindruck entstehen, dass hier für die Gliedkirchen zentral für bestimmte Bereiche Kompetenz entwickelt und gebündelt wird. Die Kompetenzentwicklung in den genannten Bereichen ist aber eben solch eine Arbeit am „Betriebssystem der Evangelischen Kirche in Deutschland“. Deshalb muss darauf geachtet werden, dass hinter der notwendigen Konzentration von Fähigkeiten (Zentrum) auch ein Netzwerk hinterlegt wird, das aus den Gliedkirchen und ihren vielfältigen Arbeitsfeldern einen freien Zugang zur Weiterentwicklung in den verschiedenen Bereichen ermöglicht.

Dr. Ulrich Fischer

Landesbischof, Evangelische Landeskirche in Baden, Karlsruhe

Wenn ich jetzt rede, dann spreche ich zugleich für meinen württembergischen Bischofsbruder July, aber nicht zu dem Thema, das Sie jetzt erwarten.

Zunächst und mit Nachdruck unterstützen wir, dass die EKD mit dem Impulspapier ein Zukunftsszenario für den gesamten deutschen Protestantismus entworfen hat. So befürworten wir auch ausdrücklich, dass die Situationsanalyse schonungslos vorgenommen wurde und gerade hinsichtlich künftiger Risiken auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Auf ein Problem aber, das die EKD in einem solchen Papier nicht selbst angemessen bearbeiten kann, möchten wir hinweisen, nämlich auf das Problem der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.

Wir haben in Deutschland ein beträchtliches Ost-West- und Nord-Süd-Gefälle und bekanntlich liegen die Landeskirchen von Baden und Würt-

temberg in Deutschlands Südwesten. Viele der prognostizierten Entwicklungen werden uns entweder überhaupt nicht, nur sehr vermindert oder stark verzögert ereilen. Das heißt: Hinsichtlich der Dringlichkeit des Handelns gibt es in unseren Landeskirchen einen gänzlich anderen Überzeugungsbedarf als in anderen Gliedkirchen. Wir sehen darin aber einigen Sprengstoff. Wenn nämlich Entwicklungen in den einzelnen Regionen Deutschlands sehr unterschiedlich schnell und stark oder gar gänzlich anders ablaufen, dann wird die Gemeinschaft der Gliedkirchen vor große Zerreißproben gestellt.

Folgende Fragestellungen gilt es im Miteinander der Gliedkirchen zu bearbeiten:

Welches Reformtempo können wir gemeinsam absprechen oder einander zumuten? Welche Maßnahmen können wir vereinbaren, wenn notwendige Reformschritte in bestimmten Regionen nicht im angemessenen Tempo erfolgen oder wenn einige Gliedkirchen hinsichtlich ihres Reformtempos weit vorausseilen? Wie können wir sehr unterschiedliche Ziel- und Messgrößen miteinander kommunizieren? In welchem Maße kann die Solidarität von Gliedkirchen eingefordert werden, wenn finanzpolitische Hausaufgaben in einzelnen Gliedkirchen nicht gemacht werden? Was bedeutet all dies für den landeskirchlichen Finanzausgleich?

Wie können wir bei künftig unterschiedlichen Entwicklungen die Einheit des Protestantismus in Deutschland wahren und die Stärkung der EKD weiter vorantreiben? Welche Möglichkeiten werden wir haben, uns als eine Evangelische Kirche in Deutschland zu erfahren und diese Einheit auch organisatorisch zu gestalten wie theologisch zu verantworten? Wir werden diese Fragen, die sich aus der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen ergeben, nur befriedigend beantworten können, wenn wir ein Höchstmaß an Transparenz und Ehrlichkeit gegenüber der EKD wie unter den Gliedkirchen vereinbaren.

Dr. Johannes Friedrich

Landesbischof, Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Mitglied des Rates der EKD, München

Thema: Ökumene

Liebe Schwestern und Brüder,
ich freue mich – und ich spreche hier auch als Leitender Bischof der VELKD – dass es zu diesem Zukunftskongress hier in Wittenberg gekommen ist. Ich freue mich über das Impulspapier, das eine breite Diskussion über viele wichtige Fragen angeregt hat. Und das ist für unsere Kirche wichtig, ist auch für unser Verhältnis von EKD und VELKD wichtig. Denn wir können uns verständigen über das, was uns wichtig ist.

Und da möchte ich – gerade auch aus Sicht der VELKD etwas benennen, was uns sehr wichtig ist: das ist die Ökumene. Sie kommt im Impulspapier zu wenig vor.

Kirche wird hier fast ausschließlich in ihrem deutschen Kontext gesehen. Es fehlt die Einbindung in die ökumenische Gemeinschaft mit ihren unterschiedlichen Ausformungen.

1. Nach lutherischem Verständnis ist aber Ökumene nicht eine von der Kirche zu leistende Aufgabe, sondern ein Wesensmerkmal der Kirche. Im Vollzug der Wesensmerkmale der Kirche, Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung, steht jede Gemeinde in Beziehung zum gesamten Leib Christi, indem auf die grundlegende Heilstat Gottes in Jesus Christus und die diese Heilstat bezeugende apostolische Tradition Bezug genommen wird. Einheit – und damit Ökumene – ist nicht ein durch die Kirchen anzustrebender zukünftiger Zustand, sondern sie ist vorgegeben und hat im Handeln der Kirche Gestalt zu gewinnen.
2. Damit ergeben sich für das Handeln der Kirche bis zum Jahr 2030 u. a. folgende Bestimmungen und Aufgaben:
 - 2.1. Keine Gemeinde und keine Kirche ist sich selbst genug, sondern strebt, um ihrem Wesen zu entsprechen, vielfältige Gemeinschaft an.

- 2.2. Kirchen und Gemeinden schauen über den Tellerrand, interessieren sich für Gestalten des Christseins, die anders sind als ihre eigene, und gehen Schritte aufeinander zu.
- 2.3. Kirchen und Gemeinden üben vielfältige internationale Kontakte zu Kirchen derselben Tradition, durch Partnerschaften auf allen Ebenen, über das DNK, den LWB ... Für ihre Gliedkirchen ist dabei die VELKD eine unverzichtbare Brücke.
- 2.4. Kirchen und Gemeinden üben vielfältige Kontakte zu Kirchen anderer Traditionen in Deutschland etwa im Dialog mit der römisch-katholischen Kirche, mit den orthodoxen Kirchen und in der KEK, dem ÖRK. Hier hat neben der VELKD die EKD ihre Bedeutung für die Gliedkirchen. In diesen Arbeitsbereichen gilt es, sowohl in der eigenen konfessionellen Gemeinschaft einander zu stärken und zu fördern wie auch konfessionell übergreifend der Welt das christliche Zeugnis zu bekunden.

Darum meine Vision:

1. Die Kirchen sind im Jahr 2030 auf dem Weg zur Kirchengemeinschaft mit Kirchen anderer Traditionen einige Schritte weiter. Es gibt ein Netz von ökumenischen Partnergemeinden mit einer lebendigen Partnerschaftsarbeit, ökumenische Kirchentage sind die Regel, und es gibt doch noch eine gemeinsame Bibelübersetzung.
2. Die Kirchen sind institutionell engagiert in Missions- und Hilfswerken und bündeln dort gezielt und verantwortlich ihre Kräfte.

Dr. Kerstin Gäfgen-Track

Oberlandeskirchenrätin, Hannover

Den kirchlichen Verfassungsauftrag erweitern

Der kirchliche Auftrag, der nach den Verfassungen unserer Landeskirchen als Verkündigung,

Mission und Diakonie beschrieben wird, gelingt ohne Bildung nur partiell. Diese Feststellung gilt gerade in einer sich als aufgeklärt, säkular oder religiös „unmusikalisch“ verstehenden Gesellschaft. Der kirchliche Bildungsauftrag zielt dabei nicht nur auf ein „Erinnern“ der grundlegenden Texte, Ausdrucksformen und Ereignisse des Glaubens, auf eine „Vergewisserung“ und „Beheimatung in der evangelischen Kirche“ im Sinne fragloser Zugehörigkeiten und Sicherheiten, sondern auch auf die Heranbildung einer „Sprachfähigkeit im Glauben“. Erst diese Sprachfähigkeit ermöglicht, das sola scriptura für sich gelten zu lassen, sich selbst gegenüber Rechenschaft abzulegen und mit anderen in den Dialog um den Glauben und seine Interpretation einzutreten. Die Verbindung von Glauben und das durch Bildung erschlossene Wort ist somit ein konstitutives Merkmal des kirchlichen Auftrags.

Der Glaube will durchdacht sein, denn nur durch Interpretation und Verstehen wird das, was mir widerfährt, zu einer Gotteserfahrung, die in meinem Leben tragen will und kann. Nur das, was ich durchdacht und verstanden habe, kann ich angemessen zur Sprache bringen. Die evangelische Glaubensstradition bedarf der ständigen Übersetzung in die sich fortlaufend verändernde Welt, damit sie lebensdienlich, sinnstiftend und orientierend gelesen und gestaltet werden kann. Es geht dabei um die Vermittlung von Wissen über die Zugänge zum Glauben, von Kenntnissen über die Ausdrucksformen des Glaubens, von Kompetenzen über die Buchstabierung des Glaubens im Alltag. Was hat Glauben mit Vernunft, mit Erkenntnis, mit Wahrheit, mit Gut und Böse, aber auch mit Lachen und Weinen, mit Leben und Sterben, mit Scheitern und Gelingen zu tun?

Verantwortete Freiheit im Glauben kann ohne Bildung nicht wirklich wahrgenommen werden. Handelnder Glaube gründet sich auf Bildung, denn nur aus dem Wissen darum, dass zum Glauben das Gebot der Nächstenliebe und der

Missionsauftrag gehört, erwächst die Bereitschaft, missionarisch und diakonisch zu handeln. Nur durch einen Glauben, der sich auf Bildung gründet, kann evangelische Kirche ihren vom Evangelium her gegebenen Öffentlichkeitsauftrag im gesellschaftlichen Dialog kompetent wahrnehmen, wenn dieser Öffentlichkeitsauftrag mehr sein soll als „agenda setting“.

Damit werden auch die Dimensionen der Mission und Ökumene sowie des zunehmend wichtiger werdenden interreligiösen Dialogs in den Prozess eingetragen. „Geht hin in alle Welt und lehret sie“ (Matthäus 28,9.20) zielt auf die Weitergabe des Glaubens, auf die Reflexion über den Glauben und damit auf ein Mündigsein im Glauben. Glauben ist zwingend angewiesen auf religiöses Wissen (Kanon), aber auch auf Auseinandersetzung, auf Begründungen, auf Kritik und auf Zweifel. Dies gilt unbeschadet der Tatsache, dass das Zum-Glauben-Kommen und das Leben aus Glauben immer ein unverfügbares Wirken des Heiligen Geistes ist.

Die evangelische Kirche versteht sich somit immer auch als Gemeinschaft, die aus dem Glauben an den trinitarischen Gott heraus das Evangelium verkündet und die Sakramente ordnungsgemäß verwaltet (CA 7). Diese in der Confessio Augustana festgeschriebenen Mindestvoraussetzungen von Kirche beinhalten die ausdifferenzierenden Aufgaben Verkündigung, Mission, Diakonie – und Bildung. Denn als Sprach- und Interpretationsgemeinschaft bringt sie das Verstehen und das Vertrauen auf das Wort zu Gehör, sonst kann das Evangelium nicht weitergegeben werden. Gott, Mensch und Welt müssen aus der Perspektive des sola scriptura immer wieder neu gelesen und buchstabiert werden. Insoweit gehört Bildung existenziell zum Auftrag von Kirche. Deshalb plädiere ich dafür, den Bildungsauftrag als für die Kirche konstitutiv in die Verfassungen aller Gliedkirchen der EKD ergänzend aufzunehmen.

Katrin Göring-Eckhardt, MdB

Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, Berlin

Liebe Schwestern und Brüder, die Erwartungen an Wittenberg sind hoch. Nichts weniger als reformatorischer Geist möge uns umwehen und uns, die wir aus allen Ecken Deutschlands zusammengekommen sind und alle Ebenen unserer Kirche repräsentieren, werden Weichenstellungen für die Zukunft zugetraut. Damit das gelingt, sollten wir uns nicht auseinanderdividieren in Strukturfragen und nicht erst einmal klarstellen, wer wem nichts vorzuschreiben hat. Sondern wir sollen von den Ideen sprechen, die wir gemeinsam haben. Wir müssen als Kirche Antworten geben können, welche Rolle Religion und Glaube spielen soll in der Gesellschaft. Viele Menschen suchen und fragen, da müssen wir klar sein, weit über die eigenen Kirchgemeinden hinaus. Deswegen brauchen wir Reformen und einen neuen Aufbruch, nicht vordergründig, weil wir weniger werden und das Geld knapp wird. Wer Leidenschaft für das Evangelium hat, der will verändern und wird nicht unbedingt an alten Strukturen festhalten.

Mit gutem protestantischem Selbstverständnis sollen wir sagen, was wir sind und was wir sein wollen. Welche Leuchtkraft unsere Kirche 2030 hat, wird davon abhängen, wie überzeugend wir Gemeinde sind, welche Ausstrahlungskraft unsere Gemeinschaft hat. Reicht es, dazugehören, zu versuchen, ein guter Mensch zu sein – oder braucht es mehr, um das Evangelium in die Welt hinauszutragen?

Wir müssen ein protestantisches Netzwerk knüpfen, durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch – besonders enge Maschen muss das Netz unten haben, bei den sozial Schwachen und bei denen, die draußen sind. Aber wir brauchen auch ein Netzwerk in alle Bereiche hinein, in Wissenschaft, Kultur, Medien und Politik. Nur so sind wir eine lebendige Kirche, die in der Welt wirkt.

Bei allen Veränderungen müssen wir immer die ganze Kirche im Blick behalten. Auch im ländlichen Raum muss es Gotteslob und Seelsorge weiter geben, auch wenn am 4. Sonntag nach Trinitatis nur noch zwölf Menschen in der Kirche zusammenkommen. Das wird nur gelingen, wenn die Gemeinden der Region zusammenarbeiten, nicht jeder alles macht und wenn Schwerpunkte gesetzt werden. Wer zur Gemeinde gehört, wird sich ganz sicher in Zukunft nicht mehr nur am Wohnort festmachen. Die Kirche im Dorf kann ebenso gut zur Kirche auf dem Dorf werden, ländliche Strukturen aufnehmen und zugleich Mobilität und unterschiedliche Interessen ernst nehmen. Die Sorge, dass Schwerpunkte gleich Ausdünnen hieße, teile ich nicht. Wenn mehr Menschen zu meiner Gemeinde gehören, wenn ich weiß, wer Christin ist oder Christ auch in den Nachbardörfern – das wird das Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl erhöhen. Was in der Stadt längst üblich ist, kann auf dem Dorf zur Chance werden. Mit Pfarrerinnen und Pfarrern, kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die gemeinsam in einer Region Gemeinde bauen, Talente und Erfahrungen tauschen, kommt mehr Leben in die Kirche. Schließlich ist Kirche mehr als Kirchengemeinde, darauf können wir bauen. Und neue Form der Zusammenarbeit kann auch sein, dass der eine Pfarrer beim Gottesdienst „Gemeinde ist“ und mitfeiert, während die Kollegin für Predigt und Liturgie sorgt.

Wir müssen genau hinsehen, was vor Ort gut ist und was gebraucht wird. Ja, die Situation in der badischen Kirche ist eine andere als in der sächsischen. Was kann die eine von der anderen lernen? Niemand soll sagen, bei ihm sei nichts weiter zu tun. Genauso wenig muss ein anderer befürchten, nun breche alles zusammen.

Und eines noch zur Sprache des Impulspapiers. Man kann da ja aus guten Gründen geschmacklich und inhaltlich verschiedener Auffas-

sung sein. Aber der Provokation und Klarheit hat sie gedient. Und wir sollen auch mit unserer Rede Kirche in der Welt und nicht neben der Welt sein.

Hören wir also aufeinander, seien wir wahrhaftig, seien wir mutig und leidenschaftlich. Beweisen wir, dass Reform und Protestantismus zusammengehören. Und vertrauen wir auf Gottes Geist.

Dr. Dorothea Greiner

Oberkirchenrätin, München

Das Impulspapier markiert zu Recht die Verantwortung der Pfarrer und Pfarrerinnen in ihrer Leitungsaufgabe für unsere Kirchen. Mehr noch: Sie haben eine geistliche Leitungsaufgabe, sind leitende Geistliche.

Als Personalreferentin der Bayerischen Landeskirche begrüße ich diesen Akzent des Impulspapiers. Zugleich frage ich danach, wie wir die Pfarrer und Pfarrerinnen in dieser Aufgabe fördern können. Ich will bei diesem kurzen Statement nicht das ganze Spektrum der Fördermöglichkeiten ausbreiten, das wir eh schon kennen – Jahresgespräche, Visitationen, Coaching, fachliche Fortbildungen und vieles mehr – sondern eine Möglichkeit der Unterstützung für die geistliche Leitungsaufgabe benennen, die mir immens zukunftsweisend für unsere Kirchen zu sein scheint: die geistliche Begleitung. In unserer Landeskirche wird zurzeit in Selbitz und auf dem Schwanberg, also in unseren beiden evangelischen Klöstern zur geistlichen Begleitung ausgebildet. Orte, um das Angebot der „Geistlichen Begleitung“ anzunehmen, gibt es wesentlich mehr.

Wenn Pfarrer oder Pfarrerinnen und auch andere theologisch-pädagogische Mitarbeitende in unserer Landeskirche den Antrag stellen auf Bezuschussung einer Maßnahme der geistlichen Begleitung, seien es Exerzitien oder berufs- und

lebensbegleitende geistliche Begleitung, werden sie nicht nach ihrem Grund gefragt. Jeder Grund ist es wert, dass eine solche Maßnahme durch zeitliche Freistellung und finanzielle Unterstützung gefördert wird. Deziert meine ich: Wir sollten in unseren Landeskirchen geistliche Begleitung als Ausbildung und als Angebot zu den förderfähigen Fortbildungsmaßnahmen rechnen.

Viele Gründe lassen sich benennen, warum ich unter den Personalentwicklungsinstrumenten besonders auf die geistliche Begleitung verweise. Auch hier nenne ich – anlässlich unseres Zukunftskongresses – nur den ekklesiologischen und rede dabei bewusst persönlich: Ich selbst bin in meinem theologischen Denken und in meiner Frömmigkeit bereichert worden durch Menschen unterschiedlichster Prägung: pietistische, evangelikale, charismatische, hochliturgische, sozial-diakonische, feministische, konservative und liberale. Ich empfinde alle diese Richtungen als bereichernd und sehr wichtig für unsere Kirche, solange sie sich nicht selbst in Widerspruch bringen zu Schrift und Bekenntnis und sich elitär gerieren. Von allen können wir lernen, und jede hat ihre spezifischen Gefährdungen. Am dankbarsten aber bin ich, dass ich dabei gelehrt wurde zu beten, meinen Glauben in der Schrift zu gründen und Gemeinschaft mit anderen Christen zu suchen.

Geistliche Begleitung dient der Kirche Jesu Christi und damit den vorfindlichen Kirchen. Sie fördert keine spezifische Richtung, sondern richtet jeweils aus auf Schrift und Bekenntnis. Sie fördert in allen Richtungen und Prägungen die christliche Gottesbeziehung und dadurch die Gemeinschaft mit anderen Christen. Sie achtet die Richtungen und Prägungen und relativiert sie zugleich durch die Stärkung der Christusrelation. Aus der gestärkten Verbindung mit Gott und anderen Christen wächst neue Verantwortung für die Kirche und Sendung in die Welt.

Für unsere geistlichen Leitungspersonen brauchen wir nicht nur Förderung im Bereich von

Kommunikation und Kooperation, Fachlichkeit, theologischer Vermittlungsfähigkeit und Leitungskompetenz. Personen, die geistlich leiten, brauchen auch Förderung im geistlichen Bereich. Die Sorge für Seele braucht Raum und Zeit. Das geht nicht nebenbei. Personalentwicklung muss die christliche Spiritualität mutig und bewusst und sensibel in den Blick nehmen.

Gerade im Bereich der christlichen Spiritualität besteht ein großer Bedarf an Förderung. Mit dem Bedarf meine ich auch hier nicht ein Defizit. Im Gegenteil sehe ich es als Stärke an – vielleicht sogar der Kraft des Heiligen Geistes zu verdanken –, wenn ein Pfarrer, eine Religionspädagogin, eine Ehrenamtliche, ein Diakon der Sehnsucht nachgeht, die geistliche Dimension zu vertiefen. Diese Vertiefung kann sich darauf beziehen, im täglichen Leben stärker im Bewusstsein zu leben, dass Gott gegenwärtig ist, sie kann sich darauf beziehen, eine passende Form täglichen Bibellesens und der Stille vor Gott zu finden und auf vieles mehr. Eine Mitarbeiter/in nimmt sich die Zeit, sich vor Gott zu fragen, wie es beruflich weitergehen soll, wo Gott ihn/sie braucht. Sie achtet darauf, dass Karrierefragen dabei bedacht werden, aber den Prozess nicht dominieren. Viele Beispiele der Sehnsucht nach Vertiefung und Klärung, nach Leben aus der Fülle Gottes könnten hier aufgeführt werden. In der geistlichen Begleitung geht es eben nicht nur um Lösung von Problemen und Aufarbeitung von Defiziten. Vielmehr setzt geistliche Begleitung grundlegend bei dem Überschuss an, der in Gott ist. Freilich ist das Angebot „Geistliche Begleitung“ auch in vielen Situationen hilfreich, in denen ein Problem bearbeitet werden muss, das primär geistlicher Natur ist oder auch in Konstellationen, in denen ein Defizit deutlich wird:

Da sagt eine Religionspädagogin: „Ich habe nie gelernt zu beten. Ich spreche Gebete, ich lese sie vor, formuliere sie wie ein schönes Gedicht, aber ich weiß nicht, was Beten eigentlich ist. Ich habe keinen Zugang zu diesem Geschehen.“

Da spürt ein Diakon: Ich wusste mich vor 20 Jahren von Gott gerufen, in Kirche und Diakonie seine Liebe weiterzugeben in Wort und Tat. Der Ruf von damals ist verhallt. Ich trotte jeden Tag in das Heim, für das ich zuständig bin. Aber ich fühle mich leer dabei; und dieses Gefühl wird stärker von Jahr zu Jahr. Da sitzt ein Pfarrer in einer Anhörung, weil er bei bestehender Ehe ein Verhältnis zu einer anderen Frau begonnen hat. Er hätte in den Anfängen dieser Beziehung nie gedacht, wie sehr sie ihn irritieren wird, wenn er auf der Kanzel steht. Er ist verunsichert in seiner beruflichen Identität.

Keines dieser drei Beispiele hat Seltenheitswert. Die Berufsgruppen sind diesbezüglich untereinander austauschbar. Die Krisen, in denen Menschen in theologisch-pädagogischen Berufen sind, haben – gerade wenn sie schwer sind – fast immer eine geistliche Seite, die auch nur geistlich bearbeitet werden kann. Nicht selten ist auch mangelnde persönliche geistliche Einübung ein wesentlicher Grund für das Auftreten des Problems. Das Münchhausensyndrom feiert merkwürdigerweise gerade im Bereich geistlicher Krisen fröhliche Urstände. Dabei wissen wir theologisch, dass wir uns das Wort, „das tröstet und befreit und das uns führt, in Deinen großen Frieden“ nicht selbst sagen können!

Den Grund für den Bedarf an geistlicher Begleitung kann man sich nicht weit genug vorstellen, er reicht vom grundsätzlichen Fortbildungsbedarf im Bereich der spirituellen Grundkompetenz über die Sehnsucht nach geistlicher Vertiefung und Klärung bis hin zu existenziellen geistlichen Krisensituationen.

Das Impulspapier benennt und betont die Anforderungen an Pfarrer und Pfarrerinnen in ihrem geistlichen Leitungsamt. Dies unterstütze ich und füge hinzu: Unterstützen wir auch die Pfarrer und Pfarrerinnen und unsere theologisch-pädagogischen Mitarbeitenden, auch die Ehrenamtlichen, gezielt in diesem Bereich. Geistliche

Begleitung ist kein Allheilmittel, aber ich bin überzeugt, es ist ein Mittel der Personalentwicklung, das unserer Kirche und ihren Leitungspersonen sehr förderlich sein kann auf ihrem Weg in die Zukunft. Leitung bedarf der Begleitung. Geistliches bedarf geschützter Räume und der Übung.

Sabine Habighorst

Pfarrerinnen, Zell unter Aichelberg

Plädoyer für eine seelsorgliche Haltung

Der Perspektivkommission ist ein Wurf gelungen. Die Impulse ziehen Kreise. In meiner württembergischen Landeskirche wird das Papier in Bezirkssynoden, Kirchengemeinden und kirchlich-theologischen Arbeitsgemeinschaften, im Pfarrverein und im Diakonischen Werk, in den Kollegien von Pfarrseminar, PTZ, diakonischer Fortbildungsstätte und evangelischer Akademie diskutiert. Aber auch im Arbeitskreis evangelischer Unternehmer. Vermutlich hat das mit der Sprache des Papiers zu tun. Es ist verständlich. Es spricht nicht die Sprache Kanaans, sondern die unserer Zeitgenossen. Dabei ist es in seinen aufgeworfenen Perspektiven so anstößig, dass niemand daran vorbei kann. So gibt es gemeinsame Sitzungen der badischen und der württembergischen Kirchenleitung zu den einzelnen Leuchtuern.

Eine derart breite Rezeption und Diskussion, das hat vermutlich kaum je zuvor eine EKD-Denkschrift erreicht.

Neben angeregten Diskussionen über die Zielvorgaben und Richtgrößen, die das Papier benennt, erlebe ich leidenschaftliche Debatten über die theologischen Grundlegungen des Papiers und erlebe positiv, dass ekklesiologische Grundfragen diskutiert werden; Fragestellungen, die längst schon im Kontext der Mitgliedschaftsstudien auf die Agenda gehört hätten.

Offenbar braucht es erst die Infragestellung von Gewordenem und Besitzständen, damit die Organisation in Wallung – und Bewegung – gerät.

Was mir in den Diskussionen auffällt, ist die starke Färbung des Tonfalls in Richtung Kränkung, sowohl bei Pfarrerinnen und Pfarrern, die sich in ihrer Arbeit nicht wertgeschätzt sehen, als auch bei Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen anderer kirchlicher Berufsgruppen. Zum Teil sehe ich das im Impulspapier begründet. Da wird aus der „Schlüsselfigur“¹, die Pfarrerinnen und Pfarrer in den Augen der Kirchenmitglieder für den Kontakt zur Kirche darstellen, im Impulspapier der „Schlüsselberuf“² des Pfarrers / der Pfarrerin. Das düpiert Vertreter / Vertreterinnen anderer Berufsgruppen innerhalb der Kirche ebenso wie die unexplizierte Übernahme des Professionsgedankens für den Pfarrberuf, der automatisch alle anderen Berufe im kirchlichen Kontext einschließlich Diakoninnen und Diakonen zu Semi-professionellen macht.³

Auffallend ist im Impulspapier die beinahe völlige Abwesenheit einer Erwähnung von Seelsorge. Seelsorge als Dimension kirchlichen, nicht nur pastoralen Handelns, wird nicht entfaltet. Wohl ist Seelsorge bei Isolde Karle der Profession des Pfarrberufs implizit gedacht. Sie umfasst m. E. aber weit mehr als „Takt“, „Höflichkeit“⁴ und Stilsicherheit, mehr auch als nur „seelsorgerliches Einfühlungsvermögen“⁵.

Seelsorge als Haltung möchte ich stark verkürzt entfalten, da ich mir von einer entsprechenden Grundhaltung eine konstruktive Weiterarbeit an den sehr bedenkenwerten Impulsen verspreche.

Wenn die gemeinsame Aufgabe lautet: Kommunikation des Evangeliums in der Welt des 21. Jahrhunderts, dann ist Seelsorge eine Weise dieser Kommunikation und geschieht in vielerlei Ausformungen und an unterschiedlichen Orten, immer in Relation zu einem Gegenüber. Dieses ist der / die ganz Andere / Fremde. Wer sich im Raum der Seelsorge trifft, ist je Gottes geliebtes Ge-

schöpf, in aller Bruchstückhaftigkeit der Lebensgestaltung und -entwürfe gerechtfertigt, und mit einer ihm / ihr selbst nicht verfügbaren Potenzialität begabt. Seelsorge sieht das Gegenüber in seiner / ihrer Kontextualität, als leib-seelische Ganzheit, systemisch verflochten, bestimmt von Lebenslagen, lebensweltlich sich interpretierend.

Zu einer seelsorglichen Haltung gehört Respekt und Achtsamkeit dem / der anderen gegenüber mit ihren Lebens-, Glaubens- und Deutungsmustern. Die Begegnung kann in der Unverfügbarkeit des schöpferischen und erneuernden Wirkens des Heiligen Geistes die Entwicklung von Perspektiven, vielleicht sogar denkbaren neuen Schritten eröffnen. Es ereignet sich zukunfts-offene Begegnung. Die Begegnung verändert die daran Beteiligten, denn sie wirft zum einen im Licht des Evangeliums Fragen und Anfragen auf und stellt infrage, zum andern vergewissert sie auf dem Grund des Glaubens.

Wie gesagt: stark verkürzt. Diese Haltung wünsche ich mir für den Prozess. Keine Weltvergessenheit nach außen und nach innen. Genaues Hinsehen, Achtsamkeit und präzises Aufeinander-Hören. Den anderen, auch Berufsgruppen und organisatorische Ausprägungen innerhalb, als den ganz Anderen / Fremden mit Respekt begegnen, fragen und sich anfragen lassen, offen sein für das Unverfügbare. Im besten Sinn voneinander lernen. Zukunfts-offen.

Dazu braucht es viel mehr Begegnung von viel mehr Menschen über Berufs- und Landeskirchen- und ganz andere Grenzen hinweg. Das wünsche ich mir für den weiteren Prozess. Deshalb freue ich mich auf diesen Kongress und nehme ihn in diesem Sinn als ermutigenden Auftakt.

¹ Isolde Karle, Der Pfarrberuf als Profession, S. 53.

² Impulspapier, S. 71.

³ Karle, a. a. O., S. 49.

⁴ ebd., S. 26.

⁵ Impulspapier, S. 71.

Dr. Wilfried Härle

em. Professor für Systematische Theologie, Heidelberg

Ich möchte in der gebotenen Kürze zu zwei unterschiedlichen Punkten des Impulspapiers „Kirche der Freiheit“ Stellung nehmen:

1. Mentalitätswandel

Einer der Leitbegriffe des Impulspapiers ist „Mentalitätswandel“. So heißt es schon gleich am Anfang: „Die vor uns liegenden Gestaltungsaufgaben erfordern organisatorische Kompetenz und haushalterischen Umgang mit den verfügbaren Ressourcen. Sie erfordern aber noch mehr: einen Mentalitätswandel in den evangelischen Kirchen“ (S. 12). Dabei wird immer wieder betont, dass wir den Wandel „gestalten“ müssen. Aber wie gestaltet man einen Mentalitätswandel? Können wir den überhaupt gestalten? Ist er nicht die Voraussetzung für alles menschliche Gestalten? Ist der Mentalitätswandel nicht etwas, was an uns geschehen muss und zwar durch das Wirken des Geistes Gottes?

Ich stimme dem Impulspapier ausdrücklich darin zu, dass ein Mentalitätswandel (von Kleinmut und Verzagttheit zu Vertrauen, Hoffnung, Mut und Zuversicht) eine der entscheidenden Voraussetzungen dafür ist, dass eine Erneuerung und Belebung der (evangelischen) Kirchen stattfindet, aber ich vermisse Überlegungen darüber, wie ein solcher Mentalitätswandel zustande kommen kann. Auf S. 32 f. gibt es wichtige Aussagen darüber, wie aus reformatorischer Sicht die Entstehung des Glaubens beschrieben werden muss. Diese Aussagen über das Zusammenspiel von „äußerlichem Wort“ und „innerem Zeugnis des Heiligen Geistes“ müssten ausdrücklich auch auf den erhofften und geplanten Veränderungsprozess angewandt werden. Dabei wird sich z. B. die Frage stellen, welche Rolle das Gebet und die darin zum Ausdruck kommende Hoffnung auf

Gottes Wirken spielen kann und muss. Das wird sich vielleicht schon auf diesem Zukunftskongress selbst zeigen, der zwar nicht mit einem Gottesdienst beginnt, aber – erfreulicherweise – mit einem Gottesdienst endet. Das muss sich aber auch bei allen einzelnen Aktionen zeigen. Davon wird einerseits abhängen, ob es sich um geistliches Qualitätsmanagement handelt, und andererseits, was wir anderen und uns selbst als Hoffnung auf Gott und sein Wirken glaubwürdig zu verkündigen haben.

2. Kirche und Wirtschaft

Unter den auf S. 100 genannten „Kompetenzzentren“ vermisse ich eines für „Kirche und Wirtschaft“. Ein solches Zentrum müsste zwei Aufgaben miteinander verbinden: Die Ausbildung und „Entsendung“ von ökonomisch gebildeten Theologinnen und Theologen in die Wirtschaft und die Bereitstellung und Vermittlung von ökonomischem Sachverstand in der Kirche. Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, dass es sowohl einen Bedarf an (guter) Theologie in der Wirtschaft gibt, die insbesondere einen Beitrag zur Verarbeitung und Gestaltung der zahlreichen, großen und tiefgreifenden Veränderungsprozesse leisten kann, als auch einen Bedarf an (guter) Ökonomie, die den Kirchen zu einem professionellen, verantwortlichen Umgang mit knappen und knapper werdenden Ressourcen verhilft. Je enger beides miteinander verzahnt und verbunden ist, umso geringer wird die Gefahr sein, dass Theologie und Ökonomie auseinanderfallen oder beziehungslos nebeneinanderstehen.

Die evangelische Kirche verfügt inzwischen über eine relativ große Zahl gut ausgebildeter Menschen, die eine hohe theologische und ökonomische Kompetenz mitbringen. Ihnen sollte eine attraktive Betätigungsmöglichkeit im Sinne des kirchlichen Auftrags zur Verfügung gestellt werden. Wenn ein solches Kompetenzzentrum für

„Kirche und Wirtschaft“ seinen Namen verdient, wird es wahrscheinlich bald ein Zentrum sein, das sich finanziell (weitgehend) selbst trägt. Dazu könnten die Erarbeitung von Gutachten (für Unternehmen und kirchliche Einrichtungen), die Vermittlung von Referenten (in Wirtschaft und Kirche) sowie Angebote der geistlichen Einkehr („spirituelle Raststätten“) wichtige Beiträge sein.

Dr. Martin Hein

Bischof, Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck, Kassel

Statement zum Stichwort „Mentalitätswandel“

Der Begriff des „Mentalitätswandels“ (an einigen Stellen auch „Mentalitätswechsel“ genannt) spielt im Impulspapier „Kirche der Freiheit“ eine herausgehobene Rolle. Insgesamt siebzehn Mal wird er verwendet. Er soll die umfassende Dimension der anstehenden Aufgabe beschreiben: Es geht bei den notwendigen Veränderungen und Reformüberlegungen nicht ausschließlich um die Frage sachgemäßer Organisationsformen, sondern um Einstellungen und Haltungen. Diese tieferen Schichten lassen sich aber erheblich langsamer verändern als organisatorische Strukturen.

Das Impulspapier greift einen Trend auf, der in anderen Lebensbereichen Bedeutung gewinnt: „Change-Management“ gehört gegenwärtig zum Portfolio aller Beratungsagenturen (459.000.000 Treffer bei Google!). Allerdings besteht das Kernproblem für die Kirche darin, die angemessenen „Instrumente“ zu wählen, um den angestrebten Mentalitätswandel in Gang zu setzen und in Gang zu halten. Denn Einstellungen und Haltungen von Menschen verändern sich weder durch bloße Appelle noch durch rationale Erklärungen. Trotz der Einsicht in die Reformbedürftigkeit der evangelischen Kirche fehlt auf manchen Entscheidungsebenen der Wille, sich dem Verän-

derungsprozess zu stellen und ihn bewusst anzugehen. Wie wandeln sich Mentalitäten? Eine Antwort lautet: durch einen ausreichend hohen Leidensdruck, der zu der Einsicht zwingt: So wie bisher geht es nicht mehr weiter. Die Neuordnung Europas nach den Erfahrungen zweier Weltkriege ist ein großes historisches Beispiel für solch einen Mentalitätswandel durch Leidenserfahrungen. Hierbei sind freilich immer die „Nebenwirkungen“ zu bedenken, die unter gegenwärtigen Bedingungen oft genug in kopflosen Überlebensstrategien bestehen. Der Weg, über die als bedrohlich empfundene Wirklichkeit zu einem Mentalitätswandel zu gelangen, schüchtert eher ein und wirkt kaum motivierend.

Aussichtsreicher ist es, den Mentalitätswandel auf positive Weise durch Faszination zu provozieren. Mit einem Wahrnehmungswandel (im Sinn der Jahreslosung 2007 aus Jes 43,19) fängt es an: Wer sagt denn, dass die kirchliche Entwicklung der vergangenen Jahre und Jahrzehnte sich zwangsläufig linear fortsetzen muss! Das ist Ausdruck von Kleinglauben. Der gegenwärtige Zustand steht in mancher Hinsicht hinter der Verheißung zurück, die der Kirche gilt. Aber es gibt zahlreiche Beispiele, was durchaus schon jetzt möglich ist. Die gilt es konkret zu benennen. Gefragt sind die verlockenden Perspektiven, die Mut zum Experiment machen – und Kirchenleitungen Mut machen, Experimente zuzulassen. Das setzt Fantasie und Kräfte frei.

Als evangelische Kirche brauchen wir Menschen, die sich von einer faszinierenden Aussicht begeistern lassen. Am besten gelingt das, wenn die Perspektiven klar sind. Worauf es also jetzt und künftig ankommt: Wir sollten zu einer präzisen Beschreibung dessen gelangen, was die evangelische Kirche sein soll – und uns dabei nicht zu bescheiden auf eine bestimmte Anzahl „Leuchtfelder“ zurückziehen! Die Leuchtfelder ihrerseits zeigen vielmehr wie Scheinwerfer den vor uns liegenden Weg, markieren aber nicht schon das

Ziel! Das darf umfassender und weiter sein! So verliert der Mentalitätswandel seinen Charakter als bloße Forderung und wird zu einer spannenden Angelegenheit. „Ecclesia semper reformanda“ – dazu ist die evangelische Kirche tatsächlich in der Lage!

Dr. Jan Hermelink,

Professor für Praktische Theologie, Göttingen

„Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge“

Zu den Impulsen, die den Rat der EKD vor gut zwei Jahren veranlassten, das Impulspapier in Auftrag zu geben, zu jenen Texten gehörten die ersten Ergebnisse der IV. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Das freut mich – habe ich doch als Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirates jene Mitgliederbefragung zu fördern versucht. Inzwischen liegen unsere Ergebnisse in zwei umfänglichen Bänden vor: „Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge“. Ich will die Gelegenheit nutzen, aus dieser Untersuchung drei Einsichten zur Diskussion zu stellen – als Impulse für die Weiterarbeit und als Werbung dafür, sich mit diesen Bänden weiter zu beschäftigen.

1. Das Verhältnis der Einzelnen zur kirchlichen Institution wandelt sich nur langsam. Umfragen wie Gespräche, auch Gruppeninterviews zeigen: Es sind nicht so sehr persönliche Erfahrungen, die von der Kirche distanzieren; eigene negative Eindrücke von der Pfarrerin werden selten als Austrittsgrund genannt. Prägend ist vielmehr das Bild, das Eltern oder Großeltern von der Kirche vermittelt haben; die eigenen – oft positiven – Begegnungen mit der Institution kommen gegen familiäre Überzeugung nur allmählich zur Wirkung. – Ich folgere: Wir sollten die Reformanstrengung nicht verringern – ihre erhoffte Wirkung jedoch: ein

klares, ein einladendes Bild von der Freiheit des Glaubens, für das die Kirche steht – dieses Bild wird die Menschen erst ganz allmählich prägen und faszinieren. Die Kirche, die wir jetzt reformieren, wird bei vielen Menschen – gerade den sogenannten Distanzierten – erst in der nächsten Generation ankommen: eher 2030 als 2010. Das mag uns gelassener machen, wenn die raschen Missionserfolge ausbleiben.

2. In den Gruppengesprächen, die wir in vielen Regionen, mit unterschiedlichen Gruppen und Milieus geführt haben, wird immer wieder deutlich: Es sind gerade die kirchlich hoch Engagierten, die den aktuellen Umbrüchen mit viel Ambivalenz gegenüberstehen. Dass die Kirche auf den wirtschaftlichen Druck reagieren, mit knappen Ressourcen rationaler umgehen muss: das wird weithin akzeptiert – zugleich erscheint die Art und Weise, wie die Großorganisation jetzt agiert (vielleicht agieren muss), so unendlich weit weg von den eigenen Lebensbezügen, dass gerade kirchlich Hochverbundene sich als passive, ohnmächtige Randsiedler der neuen Kirche erleben. Es fällt ihnen erkennbar schwer, ihr Engagement positiv, gar mit Blick auf die Gesamtkirche zu begründen. – Ich folgere: Hier stehen Kirchenleitungen vor der großen Aufgabe, gerade intern, in den Gremien und lebendigen Gruppen vor Ort davon zu überzeugen, dass der gegenwärtige Wandel das Leben in und mit der Kirche befördern soll.
3. „Die Kirche hat den Zahn der Zeit verschlafen“ – so formulierte es ein Jugendlicher in einer Gruppendiskussion. Dieser Satz, gerade in seiner unfreiwilligen Spannung, markiert eine Grundtendenz vieler Auskünfte, die wir – von Nahen wie Fernen, auch von Ausgetretenen – zu ihrem Kirchenbild bekommen haben. „Die Kirche hat den Zahn der Zeit verschlafen“ – das markiert den Wunsch, die Institution möge moderner, weltoffener, gegenwärtiger

werden – und zugleich lässt der Satz ahnen, wie bedrohlich diese Modernität eben auch ist, wie sehr der Zahn der Zeit alle individuelle Gewissheit annagt – und wie gut es darum ist, dass die Kirche distanziert bleibt, weltfremd – und gerade so im Wandel der Zeit „beheimatet“. Diese Spannung – die Kirche soll mich im Alltag ansprechen und zugleich auf Abstand bringen, sie soll Gewissheit vermitteln und zugleich den Zweifel nähren – diese Ambivalenz gehört zur kirchlichen Bindung offenbar wesentlich hinzu. – Ich folgere: Eine Kirchenreform wird nur gelingen, wenn sie die wesentliche Spannung hält, die das Verhältnis zu dieser Institution – und zwar theologisch begründet – prägt: Die Kirche muss beheimaten, in dieser Zeit und über die Gegenwart hinaus – und sie muss eben darum auch befremden; sie lädt in eine Gemeinschaft des Glaubens ein – und sie wird immer wieder zum Aufbruch ermutigen. Eine Kirche, die auf diese Weise Bindung und Freiheit des Glaubens darstellt, die wird sich um das Interesse der Menschen nicht sorgen müssen.

Karen Hinrichs

Oberkirchenrätin, Karlsruhe

Wir brauchen eine theologische Diskussion der Kernfragen!

„Das also ist des Pudels Kern!“, ruft Faust, als er den Grund einer seltsamen Unruhe erkennt. An Kernigem entzündet sich auch meine theologische Kritik am Impulspapier. Ich mache meine Anfragen fest an der Art und Weise, wie hier von den Kernaufgaben, den Kernangeboten, den Kernkompetenzen der evangelischen Kirche gesprochen wird. Ein Beispiel vorneweg: Da werden in der Gliederung des zweiten Teils die sogenannten „kirchlichen Kernangebote“ – Gottesdienste und

Kasualien – in den Leuchtfuern 1–3 unterschieden von dem „Kirchlichen Handeln in der Welt“ in den Leuchtfuern 6–8. Damit zählen dann Aufgabenbereiche, die der Kirche aus ihrer Verantwortung für die Welt erwachsen, nicht mehr zu den Kernangeboten. Die Diakonie und das sozialpolitische Engagement, die Bildungsarbeit und in gewisser Weise sogar die Seelsorge sind verwiesen auf hintere Plätze. Nur am Rand erwähnt werden die Ökumene und die Arbeit für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Meine These ist: Dies hat zu tun mit der Unbestimmtheit des Kirchenbegriffs im Impulspapier. Darum sind auch das hier beschriebene Kirchenbild, das Gemeindebild und das Pfarrerbild an vielen Stellen ergänzungsbedürftig. Wir brauchen, so meine ich, dringend eine theologische Diskussion, die sich dieser Kernfragen annimmt.

Das Impulspapier atme „badischen Geist“ ist im Materialheft zu lesen. Nun, es darf gern ein bisschen mehr sein! In der Grundordnung meiner Landeskirche heißt es nämlich:

„Die evangelische Landeskirche in Baden bekennt sich mit allen ihren Gliedern und Gemeinden als Kirche Jesu Christi. In der Gemeinschaft der gesamten Christenheit bezeugt sie das Evangelium allen Menschen dadurch, dass sie das Wort Gottes verkündigt, die Sakramente verwaltet und mit der Tat der Liebe dient.“

Wo bleibt im Impulspapier die Einsicht, dass die „diakonia“ ein Kennzeichen von Kirche und die Tat der Liebe eine der Wortverkündigung gleichwertige Form der Verkündigung des Evangeliums ist? Wo bleibt – neben der nahezu erdrückenden Aufmerksamkeit für den Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer – die Wertschätzung der vielen ehrenamtlichen und hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den gemeindlichen, regionalen oder landeskirchlichen diakonischen Einrichtungen und in den evangelischen und ökumenischen Initiativen? Wie arm wären wir – wäre unsere Gesellschaft! – ohne kirchliche Altenheime,

Jugendgruppen und Kindergärten, ohne Hospizgruppen und Besuchsdienstkreise, ohne Asylkreise und Arbeitsloseninitiativen, ohne Vesperkirchenteams und Eine-Welt-Läden! Wie arm wären wir ohne die evangelischen Beratungseinrichtungen, die Bildungsangebote, die ökumenischen Verbindungen in alle Welt! Was für ein Bild von Kirche wird transportiert, wenn das Impulspapier diese engagierte Arbeit, die aus der Hoffnung auf das Reich Gottes lebt, nicht ebenso zu den kirchlichen Kernangeboten rechnet, wie die Gottesdienste und die Begleitung von Menschen bei Kasualien?

Bevor wir weiter über kirchliche Strukturen und ihre Veränderung nachdenken, brauchen wir eine vertiefte ekklesiologische Diskussion. Diese sollte auch danach fragen, inwieweit die Rede von den Kernaufgaben mit ihrer vorausgesetzten Unterscheidung von Zentrum und Peripherie, von Kern und Rand, eigentlich hilfreich ist. Wir müssen über theologische Grundfragen ins Gespräch kommen und die Spannung zwischen dem Kirchenbegriff lutherischer und reformierter Tradition klären. Wir müssen neu danach fragen, was unsere Kirche zur Kirche Jesu Christi macht, welchen Auftrag sie von unserem Herrn bekommen hat und wie wir diesen Auftrag in der heutigen Zeit angemessen erfüllen können. Wir müssen von Neuem fragen nach dem richtigen Verhältnis von Glaube und Tat, Glaube und Gehorsam, von Rechtfertigung und Heiligung, von priesterlichem und prophetischem Amt. Wir müssen fragen nach den Kennzeichen der Kirche und danach, wie der Gottesdienst und die Gemeinschaft im Alltag, wie Liturgie und Diakonie, wie das Abendmahl und die Aktion Brot für die Welt, wie Gemeindeaufbau, Mission und kirchlicher Entwicklungsdienst zusammengehören. Wir müssen neu nachdenken darüber, was es für die Bestimmung kirchlicher Zukunftsaufgaben heißt, dass wir unter dem Zuspruch und zugleich unter dem Anspruch Jesu stehen, Salz der Erde zu sein und Licht der Welt.

Almuth Jürgensen

Pastorin, Siebenbäumen

Im zweiten Leuchtfeuer wird die Vielfalt der Gemeindeformen in der evangelischen Kirche favorisiert. Dies begrüße ich – ebenso wie die Herausforderung, die das ganze Impulspapier für unsere Kirche darstellt!

Die Unterscheidung zwischen „Ortsgemeinde“ und „Profilgemeinde“ ist jedoch nicht plausibel. Jede Ortsgemeinde ist Profilgemeinde. Solange in einer Kirche bzw. Kirchengemeinde das Licht auf dem Berge – oder auch in einem Stall – leuchtet, gibt es ein Profil. Jede Ortsgemeinde muss sich anstrengen, ihr Profil zu schärfen – und freut sich dabei über Gemeindeberatung und über Förderung von außen.

Ich bin Pastorin in zwei Dorfgemeinden in Sichtweite der Lübecker Kirchtürme. Diese Dorfgemeinden unterscheiden sich in den Bereichen der traditionellen Arbeit wenig: Gottesdienst, Seelsorge, Traditionsvermittlung, also Arbeit mit Kindern und Konfirmanden / Konfirmandinnen. Dennoch haben sie unterschiedliche Gesichter, die durchaus wahrzunehmen sind: hier vermehrt Feste im schönen Kirchraum oder unterm Walnussbaum im Pastoratsgarten, ein familienorientiertes Angebot – dort eine ausgeprägte sozialräumliche Perspektive, eine enge Zusammenarbeit mit den Vereinen vor Ort.

Die Reduzierung klassischer ortsgemeindlicher Angebote (durch weniger Geld) würde der Ausstrahlung der Ortsgemeinde schaden: weniger Konfirmandenfreizeiten, weniger Gottesdienstvariationen usw. Dieser Prozess ist in manchen Gegenden ja schon deutlich spürbar.

Jede Kirchengemeinde hat ihr eigenes Gesicht – und die vielen unterschiedlichen Gesichter von Gemeinden prägen das eine Gesicht von Kirche. „Ortsgemeinden“ und „Profilgemeinden“ lassen sich nicht gegeneinander ausspielen. Sie sind keine Alternativen oder zwei Grundformen (S. 54),

von denen nur die eine „Qualitätsoffensive“ bedeutet. „Stellvertretende Aufgabenwahrnehmung“ gibt es nicht (S. 55). Denn kirchliche Arbeit definiert sich nicht durch den Bezug aufeinander, sie ist bezogen auf den einen Gott, auf Jesus Christus, der von sich sagt: „Ich bin das Licht der Welt.“

Es könnte sein, dass der Versuch vermessen ist, alle Erscheinungen (Lichter) christlicher Gemeindeformen immer aufeinander beziehen und unter den einen Hut der Großkirche bringen zu wollen. Könnten die für das Jahr 2030 angestrebten Prozentzahlen: 50 (Ortsgemeinde) zu 25 (Profilgemeinden) zu 25 (netzwerkorientierte Angebote; S. 57), vielleicht gerade der Akt sein, vor dem uns Jesus, unser Herr und Meister, schützen will? (Mt 5,14 f.) Jesus traut es uns doch zu, Licht in die Welt zu bringen – in unserer Stadt, in unserem Dorf. Wo wir aber alle Lichter unter einen Scheffel oder einen Eimer stellen, laufen wir Gefahr, die Leuchtkraft, die von Ortsgemeinden ausgeht, stark zu mindern.

Seit meiner eigenen Kindergottesdienstzeit auf der Nordseeinsel Nordstrand begleitet mich das adventliche Lied „Tragt in die Welt nun ein Licht“.

Tragt in die Welt nun ein Licht: zu Konfirmanden, zu Kindern, zu Alten, zu Kranken, in Häuser und auf Plätze – eben in die Welt. So verstehe ich meinen Auftrag – und freue mich immer, wenn ich viele andere Lichter leuchten sehe.

Dr. Isolde Karle

Professorin für Praktische Theologie, Bochum

Kirche der Freiheit oder Kirche der Distanz?

Das Reformpapier ist gekennzeichnet durch einen Geist, der gezielt dem Geist der Mutlosigkeit und Verzagtheit entgegenwirken und die Chancen und Möglichkeiten der Kirche beherzt ausloten möchte. Es ist ein Papier, das voller Ungeduld, voller Ehrgeiz und mit viel Fantasie der Kirche Entwicklungsmöglichkeiten in schwie-

rigen Zeiten aufzeigen will. Der immer wieder eingeforderte Mentalitätswandel soll zu einem „Wachsen gegen den Trend“ führen und imaginiert Wege, die die Kirche, die in den letzten Jahrzehnten eine kontinuierliche Mitgliederschwächung erfahren hat, aus der Krise in eine gute Zukunft führen sollen. Diese Leitintention ist ausdrücklich zu begrüßen und zu würdigen.

Vor diesem Hintergrund will ich drei kritische Punkte im Hinblick auf den konkreten Inhalt des Impulspapiers benennen.

1. Kirche der Distanz

Das Papier fokussiert sich fast ausschließlich auf passagere Begegnungsmöglichkeiten mit Kirche und wirkt von daher wie eine Kirche, die sich nicht nur an den Distanzierten orientiert, sondern selbst auf Distanz zu ihren Mitgliedern geht. Das Potenzial alltäglicher Kontaktmöglichkeiten vor Ort, die das Gefühl von Zugehörigkeit, von Vertrautheit und Beheimatung ermöglichen, wird nicht reflektiert und überdies durch eine ausgeprägte Tendenz zu Zentralisierung und Regionalisierung noch weiter zurückgedrängt. Die Kirche in Deutschland leidet im Vergleich zu vielen anderen Kirchen in der Welt daran, zu wenig Offenheit für gesellige und niedrigschwellige Kontakte zu kultivieren. Eine Kirche der Zukunft müsste gerade an dieser Stelle sehr viel mehr Fantasie entwickeln, wie Menschen sich in Gemeinden beheimaten können, wie sie Kontakte knüpfen, sich als Fremde wahrgenommen, willkommen und schließlich auch zugehörig fühlen können.

2. Veränderungspathos

Das Papier ist durch ein ausgeprägtes Veränderungspathos nicht in der Lage, das Bewährte ausreichend zu würdigen und darüber hinaus realistische Zielangaben zu machen. Die letzte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung bestätigt,

dass in der Kirche vieles gut läuft. Überdies sind bei jeder angestrebten Reform auch paradoxe Effekte zu erwarten. Deshalb ist Behutsamkeit und Umsicht gefragt. Nicht behutsam ist es zu nennen, wenn eine seit 2000 Jahren bewährte Gemeindestruktur radikal umgebaut werden soll und mit dem Versuch, die Zahl der Ortsgemeinden von 80 auf 50 Prozent drastisch zu reduzieren und dafür diffuse Netzwerkgemeinden von 5 auf 25 Prozent zu steigern, Modernisierungsvorstellungen der 1970er- Jahre, die sich aus gutem Grund nicht umsetzen ließen, nun doch noch realisiert werden sollen. Die Kirche lebt als Leib Christi zentral von den vielen überschaubaren personalen Gemeinschaften vor Ort und von der Vertrautheit von Gesichtern und Räumen, die nachgewiesenermaßen die Bindung an die Kirche am nachhaltigsten stärken. Das mangelnde Bewusstsein für die Geschichte der Kirche Jesu Christi zeigt sich im Übrigen auch daran, dass modischen Trends ungebührlich viel Bedeutung zugeschrieben wird. So wichtig die Citykirchenarbeit ist, so wenig ist absehbar, wie sich der Citykirchenboom in 25 Jahren darstellen wird oder ob nicht schon demnächst ein Sättigungsgrad im Hinblick auf seine Möglichkeiten erreicht ist.

3. Die Krise der Kirche – ein Managementproblem?

Das Management, die Personalentwicklung und Personalführung in der Kirche zu verbessern ist ganz gewiss ein nicht zu unterschätzendes Anliegen auf dem Weg der Kirche in die Zukunft, aber es löst nicht das Zentralproblem der evangelischen Kirche. Das Zentralproblem der Kirche ist eine geistliche Orientierungskrise, es ist das Problem, das die Kirche Mitteleuropas seit der Aufklärung belastet und das sich in den letzten Jahrzehnten durch die zunehmenden Säkularisierungsprozesse und durch einen weit verbreiteten Gewohnheitsatheismus noch einmal zugespitzt hat – das Problem der Artikulationsfähigkeit des christlichen Glaubens unter modernen Bedingungen.

Die häufig zu beobachtende Banalisierung und Moralisierung der christlichen Botschaft auf der einen und die Flucht in eine eindeutige, gleichsam zeit- und kontextlos gültige Sprache der Dogmatik auf der anderen Seite – beides ist Indiz für die Artikulations- und damit auch Glaubwürdigkeitschwäche der evangelischen Kirche in Deutschland. Meine These ist, dass ein „Wachsen gegen den Trend“ neben einer nachhaltigen religiösen Sozialisationsarbeit am ehesten von engagierten, verständlichen und theologisch substanziellen Predigten zu erwarten ist, von Predigten, die ein Gespräch mit den Menschen über ihr Leben führen und der säkularen Umwelt Impulse und konstruktive Irritationen vermitteln. Wie dieses Ziel erreicht und Predigten konkret verbessert werden können, dazu finden sich in dem Papier keinerlei Vorschläge. In diesem Zusammenhang wären im Übrigen auch die theologischen Fakultäten und die Ausbildung des professionellen Nachwuchses stärker in den Blick und in die Pflicht zu nehmen.

Katharina Katt

Vorsitzende der Konferenz Kirchliche Werke und Verbände in der EKD, Freiburg

Kirche der Freiheit – eine Kirche in der Welt, eine Kirche vor Ort?

Im Prozess der Neuorientierung der evangelischen Kirche hat der Rat der EKD mit dem Impulspapier wichtige geistliche und organisatorische Impulse gesetzt.

Aus Sicht der Kirchlichen Werke und Verbände drei Aspekte:

1. *Die Kirche der Zukunft übt ein ethisch-moralisches Wächteramt aus!*

Die Kirche soll Lobbyistin für gesamtgesellschaftlich relevante Wertefragen sein. Der

Schwerpunkt des Impulspapiers liegt jedoch vorwiegend im innerkirchlichen Bereich und läuft somit Gefahr, die gesellschaftliche Lebenswirklichkeit aus dem Blick zu verlieren. Aktuelle Diskussionen um Fragen wie zum Beispiel die zunehmende Entsolidarisierung, der demografische Wandel, Bildungsgerechtigkeit, Migration fordern jedoch eine deutliche Einmischung der Kirche. Die Fokussierung auf eine innerkirchliche Nabelschau lässt sich damit nicht vereinbaren. Wir müssen uns vielmehr fragen: Wie werden wir in der anstehenden sozialen Umbruchsituation so attraktiv, dass wir Menschen zum Mittun motivieren können?

2. *Kirche und ihre Christen / Christinnen handeln in der Welt!*

Die gesellschaftliche Gestaltungskraft der Kirche darf sich nicht im bloßen Besetzen der Themen erschöpfen. „Agenda-Setting“ bleibt inhaltslos, wenn es keine Taten folgen lässt. Es gilt, die Sorgen und Hoffnungen der Menschen wahr- und aufzunehmen, ihnen in Diskussionen Raum zu geben und vor allem Handlungsmöglichkeiten zu erschließen. Für solches politisches und diakonisches Engagement der Christen / Christinnen in der Welt stehen die Werke und Verbände in der EKD mit ihrer auf unterschiedliche Zielgruppen ausgerichteten Angebotsstruktur. Das Papier scheint eine solche differenzierte Ausrichtung kirchlicher Angebote auf die Lebensumstände von Männern, Frauen, Familien oder Alten und Jungen nicht mehr im Blick zu haben. Stattdessen wird ein Konzept der „Kompetenzzentren“ beschrieben, das anscheinend die eigenständige Struktur von Werken und Verbänden ersetzen soll. Die unbestreitbare fachliche Kompetenz der jeweiligen Zentren wird die inhaltliche und organisatorische Kompetenz sowie das institutionelle Wissen der Menschen

in den vielfältigen Arbeitsfeldern der Werke und Verbände jedoch nicht ersetzen können.

3. *Der Weg selbst ist bereits ein Teil des Ziels!*

Der notwendige Reformprozess der Gesamtkirche kann nur gemeinsam gestaltet werden und erfordert daher eine möglichst breite innerkirchliche Teilhabe, bei der Profis und Ehrenamtliche zum Mitgestalten ermutigt und mit ihren Beiträgen ernst genommen werden. Wir brauchen eine umfassende, Begeisterung stiftende Kultur der gegenseitigen Anerkennung und Wertschätzung! Denn die ehrenamtlich in der Kirche arbeitenden Menschen sind ein wertvoller Schatz. Ihre im Beruf, in der Familie und durch Lebenserfahrung erworbenen Kompetenzen sollte sich Kirche ihrerseits zunutze machen. Der hohe Stellenwert, den das Papier der Qualifizierung von Ehrenamtlichen beimisst, ist daher ausdrücklich zu begrüßen. Eine „lernende“ Kirche ist eine Kirche, die Christen / Christinnen auf Augenhöhe begegnet. Ihre Zukunft lebt von den Gaben ihrer Ehrenamtlichen, von denen viele in den Werken und Verbänden beheimatet sind. Nur motivierte, mündige und selbstbewusste Christen / Christinnen werden wirklich glaubhafte Botschafter / Botschafterinnen einer Kirche der Freiheit sein.

Steffen Kern

Pfarrer, Walddorfhäslach

Das Gesicht einer Kirche der Freiheit in der Medienwelt

Wie wird Kirche sichtbar? Wie wird sie präsent in einer sich wandelnden Mediengesellschaft?

Welches Gesicht hat eine Kirche der Freiheit? – Diese Grundfrage nach dem Erscheinen der Kirche in der Welt stellt sich gegenwärtig im Horizont

vielfacher Herausforderungen. Eine dieser Herausforderungen stellen die Medien. Sie fordern von allen Institutionen, also auch von der Kirche eine Personalisierung. Die Kirche soll sichtbar und hörbar werden durch einzelne herausragende Vertreter, die sie repräsentieren. Ein Präsentwerden durch Repräsentanz ist gefordert. Gefragt sind prominente, professionell kommunizierende und profiliert evangelische Einzelpersonen.

Aber von welcher Art ist diese Repräsentanz der Kirche durch einzelne Akteure in der Öffentlichkeit? – Eine Kirche der Freiheit muss festhalten: Ihre Repräsentanten machen exemplarisch Gebrauch von der Freiheit, die allen Christenmenschen zu eigen ist. So vertreten sie ihre Kirche der Freiheit: nicht autorisiert durch eine hierarchische Position, nicht legitimiert durch eine Konsensbildung von Gremien, Parlamenten und basisdemokratischen Prozessen, sondern ordentlich berufen und gesandt zum exemplarischen Zeugnis der Freiheit – freilich einer Freiheit, die immer nur in Verantwortung wahrgenommen wird, in Verantwortung vor dem, der Freiheit gewährt: dem dreieinigen Gott und seinem Wort. Das gilt für die Repräsentanz von Amtsträgern und anderen kirchlichen Vertretern vor Ort.

Das gilt für Vertreter der Kirche in Presse, Rundfunk und Fernsehen. Das gilt für Amtsinhaber auf Landes- und Bundesebene. Denn auch das Bischofsamt einer Kirche der Freiheit hat seinen Grund und seine Würde gerade in seiner Exemplarität.

Diese grundlegend exemplarische Repräsentanz hat auch Konsequenzen für die Selbstorganisation der Kirche. Kirche wird dort präsent, wo sie das Wort kommuniziert, das sie als Kommunikationsgemeinschaft wesensmäßig bestimmt; das heißt: zuerst und grundlegend im Gottesdienst. Ubi verbum, ibi ecclesia. Die Kirche findet dadurch zu sich selbst, dass sie zu Wort kommt. Nur durch das Wort der Freiheit wird sie immer wieder neu Kirche der Freiheit. Nur insofern sie creatura verbi,

freies unverfügbares Werk des Geistes ist, bleibt sie Kirche der Freiheit.

Deshalb wird Kirche auch in der Mediengesellschaft primär sichtbar im Gottesdienst. Und zwar in einem Gottesdienst, der mehr ist als ein professionell gestalteter Event, im Gottesdienst als einer Lebensäußerung der *communio sanctorum* an ihrem jeweiligen Ort. Kirche begegnet primär und eigentlich als gottesdienstliche Gemeinde.

Wo Menschen zusammenkommen und das Evangelium kommunizieren, ist Kirche. Nicht nur bei Gelegenheit, sondern in Regelmäßigkeit. Denn der Heilige Geist schafft nicht nur Gelegenheiten, sondern auch Kontinuität, verlässliche Beziehungen, dauernde Gemeinschaft über Grenzen hinweg. Im Zeitalter der medialen Vermittlung gewinnt die personale Begegnung ganz neu an Bedeutung. Damit gewinnen die Parochialgemeinden ein neues Gewicht. Denn sie repräsentieren in einer Gesellschaft, die sich in immer kleinere Teilwelten verfängt, eine neue Gemeinschaft der Freiheit.

Friederike von Kirchbach

Pröpstin, Berlin

Statement zum Thema Kirchenmusik

Das Thema Kirchenmusik findet im Impulspapier unter dem Leuchtf Feuer 3 seine Verortung und Würdigung:

„In großer geistlicher Musik wird das Geheimnis einer anderen Sprache des Glaubens erfahrbar. Die ungezählten Kirchen- und Posaunenchoräle, Kinderchoräle und Musikgruppen machen evangelische Gemeinden zugleich zu Orten lebendiger Gebrauchskunst.“ (S. 61)

Schon diese beiden Sätze zeigen, dass Kirchenmusik als Thema nicht nur im Leuchtf Feuer 3 mit dem Stichwort „Begegnungsorte“ angemessen untergebracht ist, sondern eine Querschnittsdis-

ziplin ist. Kirchenmusik ist, unabhängig von ihren qualitativen Unterschieden, immer auch Verkündigung des Glaubens in einer besonderen Form.

Die Pflege der Kirchenmusik gehört zu unserer Kernkompetenz.

Ihre starke missionarische Ausstrahlung ist unwidersprochen. Und im Jahr des 400. Geburtstages von Paul Gerhardt muss erst recht auf ihre den Protestantismus prägende Kraft verwiesen werden.

Sie genießt auch in kirchenfernen Bereichen der Gesellschaft eine Akzeptanz, die andere kirchliche Angebote oft weniger erreichen.

Auf diesem Hintergrund ist schwer zu begreifen, dass in vielen Landeskirchen die Situation der Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker – und damit auch die Situation der Kirchenmusik – sich in den letzten Jahren eher verschlechtert hat. Um in Zukunft eine musikalische Kirche zu bleiben, brauchen wir ausreichend hauptamtliche Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker, die in anspruchsvoller Weise das musikalische Erbe des Protestantismus pflegen und gleichzeitig offen sind für innovative Entwicklungen. Wir brauchen sie auch, um nebenberuflich und ehrenamtlich Tätige in der Kirchenmusik auszubilden und zu begleiten. Wir brauchen ebenso theologisch qualifizierte Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker, die vor Ort mit ihren speziellen Begabungen das Evangelium verkündigen. Dies wird sich nicht im Selbstlauf ergeben.

Zurzeit werden in vielen Landeskirchen aus Finanz- und Strukturgründen Stellen eingespart. Wenn die Entwicklung so beibehalten wird, wie sie zurzeit stattfindet, werden wir im Jahr 2030 nicht mehr genug ausgebildete Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker haben, die ein dem heutigen Standpunkt vergleichbares lebendiges, musikalisches, kulturelles Leben einer missionarischen Gemeinde aufrechterhalten können.

Gerade wegen der unbestritten missionarischen Ausstrahlungskraft der Kirchenmusik ist

es notwendig, dass besondere Anstrengungen der finanziellen und organisatorischen Art geleistet werden, um die Kirchenmusik in Zukunft auf dem Stand zu halten, auf dem sie heute ist.

Darüber hinaus ist es notwendig, dass die Unterschiede in der Vergütung der Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker zwischen den Landeskirchen angeglichen werden und ein größerer Austausch möglich wird.

Pirina Kittel

Pastorin, Röding

„Der Mecklenburger will geleitet werden – von alleine sprießt er nicht so ...“

So wird ein Teilnehmer an den empirischen Untersuchungen zur religiösen Ansprechbarkeit von Menschen in unserer Propstei Stargarder Land zitiert¹. Ich bin sicher, dass sich solche Befangenheit und Mangel an Selbstvertrauen nicht auf Ostmecklenburg oder Vorpommern eingrenzen lässt. Jede/r von Ihnen kennt in der eigenen Landeskirche die Regionen, in denen dieser Satz genauso gesprochen werden könnte. Mir ist daran manches deutlich geworden.

Ich höre ihn als nahezu hilflosen Ruf nach Anleitung und Sinnvermittlung in unübersichtlicher Zeit. In solcher Situation suchen Menschen nach schnellen Lösungen. Und überall gibt es diejenigen, die schnelle Lösungen anbieten. Deshalb haben wir inzwischen ein breit funktionierendes Netzwerk rechtsradikaler Aktivitäten. In manchen Regionen ist die Straße längst erobert. Jetzt wollen die modernen Nazis in die Köpfe der Menschen gelangen. Sie alle wissen, dass diese Rechnung aufgeht.

Dem ist nur und ausschließlich mit bestens für die Anforderungen der konkreten Zielgruppen ausgebildeten Fachleuten entgegenzuwirken. Und das betrifft alle Arbeitsbereiche unserer

Kirche. Und die Bedürfnisse der Menschen weisen klar in diese Richtung, das belegen die empirischen Untersuchungen in unserer Propstei: Uns, Kirche in ihrer Zweifaltigkeit als Gemeinde vor Ort mit ihrer Bindungskraft und als Institution mit ihren übergreifenden Möglichkeiten, wird viel zuge-
traut: eine außerordentliche Kompetenz im Bereich von Bildung und Erziehung (Kindergärten, konfessionellen Schulen, Christenlehre) und im gesamten Bereich der Diakonie. Auch ein grundlegendes Interesse an den Menschen und ihrer Gemeinschaft (Seelsorge in ihrem weitesten Sinne).

Das müssen wir ernst nehmen und uns künftig in der Kinder- und Jugendarbeit, im Bildungsbereich, in der Seelsorge und für die Gemeinschaft besonders stark machen. Und hier ist der Blickwinkel des Impulspapiers nicht weit genug. Die Engführung einer künftigen Mitarbeiterschaft auf die Pastoren und Pastorinnen wird solchen Anforderungen nicht gerecht.

Wir brauchen ein gutes, nach inhaltlichen Kriterien diskutiertes Verhältnis von Pastoren und Pastorinnen und Mitarbeitenden in der Kinder- und Jugendarbeit, eine ausgewogene „Gemeinschaft der Dienste“ von Gemeindepädagogen / Gemeindepädagoginnen und Theologen / Theologinnen und weiteren Berufsgruppen. Wir brauchen die pastorale Integrationskraft ebenso wie Mitarbeiter / Mitarbeiterinnen, die die jungen distanzierten Familien ansprechen, die in die Jugendclubs und Schulen gehen, die die Jugendlichen an der Bushaltestelle gewinnen. Wir brauchen die Kirchenmusiker / Kirchenmusikerinnen und andere, die je auf ihre Weise die eigenen Leute und Kirchenferne erreichen.

Wir machen seit Jahren sehr gute Erfahrungen mit dieser „Gemeinschaft der Dienste“. Sie ist reizvoll, weil wir uns durch unsere unterschiedlichen Ausbildungsprofile in unserer Arbeit ergänzen. Und sie ist einladend für die verschiedensten Zielgruppen, die konkret und fachlich

versiert angesprochen werden. In unserer pluralistischen Welt kann nur eine „Gemeinschaft der Dienste“ ein Qualitätsmerkmal sein.

¹ Vgl. Rinn, M., Die religiöse und kirchliche Ansprechbarkeit von Konfessionslosen in Ostdeutschland, 2006, 18.

Dr. Walter Klaiber

Bischof em., Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland, Tübingen

Die ökumenische Perspektive

Dass ich als Außenstehender an diesem Kongress teilnehmen kann, ist ein Zeichen dafür, dass die ökumenische Perspektive, für die ich mit diesem Beitrag plädieren möchte, in der EKD nach wie vor präsent ist, auch wenn sie in dem Impulspapier nicht vorkommt.

Ich kann mir aber die Frage nach den Zukunftsperspektiven einer am Evangelium orientierten Kirche nicht ohne eine solche ökumenische Perspektive vorstellen.

Damit meine ich nicht so sehr ein zusätzliches Bündel von Aktivitäten, die auf den unterschiedlichen Ebenen kirchlicher Arbeit auch noch bewältigt werden sollte. Ich meine vielmehr eine in die ganze kirchliche Arbeit integrierte Sichtweise, die bei möglichst vielem von dem, was wir tun, prüft, ob wir es nicht besser gemeinsam mit andern tun können.

Motor für diese Überlegungen ist dabei weniger der Nützlichkeitsfaktor (gemeinsam sind wir stärker), obwohl auch der nicht zu verachten ist. Es geht vielmehr um die grundsätzliche Verantwortung dem gemeinsamen Herrn der Kirche gegenüber. Denn wir haben den Auftrag, seine Liebe den Menschen so nahe zu bringen, dass sie merken, es geht bei allem kirchlichen Tun um diese gemeinsame Basis.

Die EKD hat immer noch eine große Kraft. Sie kann viele Aufgaben, die sich den Kirchen stellen, auch alleine schultern. Aber sie hat damit auch eine große Verantwortung, deutlich zu machen, dass Profilierung und Identitätsfindung nicht Selbstzweck sind, um das eigene Überleben zu sichern, sondern helfen, die entdeckten Gaben in den Dienst gemeinsamer Aufgaben zu stellen. Gerade das evangelische Profil fordert Ökumenizität. Wenn die EKD „Kirche der Freiheit“ ist und diese Freiheit in dem Glauben und der Hoffnung begründet, die das Evangelium schenkt, dann wird das auch Freiheit für das Engagement im gemeinsamen Handeln und Reden der christlichen Kirchen in wichtigen Fragen unserer Gesellschaft sein. Die Kirche gewinnt an Leuchtkraft (auch ihrer „Leuchtfeuer“), wenn sie – soweit irgend möglich – als Leib des ganzen Christus lebt.

Gemäß dem ökumenischen Dreischritt: Wahrnehmen – Urteilen – Handeln, führt evangelische Freiheit notwendigerweise dazu

- wahrzunehmen, was andere Kirchen und Gemeinden tun, wo sie leiden oder wo ihnen Arbeit gelingt – und zwar nicht nur in der Ferne, sondern auch in der Nachbarschaft,
- zu erkennen, vor welchen Herausforderungen wir gemeinsam stehen, wo sich unsere Gaben ergänzen oder wo wir als Konkurrenten agieren,
- gemeinsam zu handeln, wo wir dadurch für die Menschen unserer Zeit das Evangelium eindeutiger leben und bezeugen können.

Die engagierte Mitarbeit in den Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene, aber auch aufgabenorientierte Partnerschaften zwischen einzelnen Kirchen und Gemeinden sind eine gute Basis für die Umsetzung der ökumenischen Perspektive in konkrete Handlungsschritte.

So könnte ein „Leuchtfeuer“ auch lauten:

Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten – gemeinsam mit anderen Kirchen und Gemeinden missionarische und diakonische Aufgaben anpacken.

Christin Klappauf

Studentin, Evangelische Jugend, Altenburg

Liebe Brüder und Schwestern,
sehr geehrte Anwesende,
das zweite Leuchtfeuer nimmt die Veränderung der Gemeindestrukturen auf. Man will weg von parochialen Strukturen hin zu Profildgemeinden und netzwerkartigen Formen. 2030 soll nur noch die Hälfte der kirchlichen Arbeit lokal begrenzt sein. Grund dafür ist die Milieuerengung, die im Zuge der parochialen Strukturen auftritt. Räume der Begegnung sollen über die heutigen Gemeindestrukturen hinaus geschaffen werden. Ich frage mich aber, ob Kirche durch offenere Strukturen attraktiver werden, Menschen binden und zu Engagement motivieren kann. Natürlich ist es bedrückend, dass nur bestimmte Personenkreise erreicht werden und zu viele andere nicht. Aber liegt dies tatsächlich an den Strukturen der Gemeinden oder nicht vielmehr an den Angeboten, die gemacht werden? Diese richten sich oftmals an dieselben Personengruppen und führen somit zu der beobachtbaren Milieuerengung. An dieser Stelle sollte man allerdings auch über die Qualität kirchlicher Angebote diskutieren. Sie ist oftmals nicht befriedigend.

Netzwerkartige und projektorientierte Formen und Angebote sind in der heutigen Gesellschaft stark gefragt. Ob Tourismus-, Krankenhaus- und Bundeswehrseelsorge, Citykirchenarbeit und andere moderne Formen der kirchlichen Arbeit als Mittel zum Zweck brauchbar sind, bleibt abzuwarten. Wie kann eine netzwerkartige Zugehörigkeit, die sich aus diesen Strukturen ergibt, aussehen, und ist es möglich, damit die Mitgliederzahlen zu stabilisieren oder sogar zu erhöhen? Auch in diesem Punkt ist es wichtig, dass die Angebote qualitativ so hochwertig sind, dass man angeregt wird, sich in einer Heimatgemeinde einzufinden und dort zu engagieren.

Weiterhin sollen Ortsgemeinden, die nicht mehr stark genug sind, zu Standorten christlichen Lebens mit Gottesdienstkernen gemacht werden. Ich denke aber, dass es in diesen meist ländlich geprägten Regionen, sehr schnell dazu führen kann, dass man den Anschluss und die gesamte Gemeinde verliert.

Der Vorschlag, Profildgemeinden aus- und aufzubauen ist begrüßenswert. Gefahren der profildgemeindlichen Ausrichtung sehe ich jedoch darin, dass die Milieuverengung nicht aufgehoben, sondern eher noch verstärkt wird. Außerdem stellt sich mir die Frage, wie groß die Strahlungskraft und das Einzugsgebiet einer solchen Gemeinde sein kann und mit welchen personellen und finanziellen Mitteln sie ausgestattet sein muss.

Vielen Dank.

Helge Klassohn

Kirchenpräsident, Evangelische Landeskirche Anhalts, Dessau

Zum 6. Leuchtfener im Impulspapier „Kirche der Freiheit“ – das zukünftige Pfarrerbild in den Evangelischen Landeskirchen Deutschlands, insbesondere in Anhalt

Im 6. „Leuchtfener“ des vom Rat der EKD herausgegebenen Impulspapiers „Kirche der Freiheit – Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“ wird der Pfarrerberuf ausdrücklich als „Schlüsselberuf“ der evangelischen Kirche bezeichnet, der gerade im Blick auf die zukünftigen Herausforderungen unbedingt gestärkt werden müsse. Im Zuge des für alle kirchlichen Mitarbeitenden geforderten Mentalitätswandels und Aufbruchs wird postuliert, dass der Pfarrerberuf im Jahre 2030 ein „attraktiver und anspruchsvoller, angemessen finanzierter und hinreichend flexibilisierter Beruf sein werde“.

Zugleich wird auch vorausgesagt, dass die Zahl der evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland sich im Hinblick auf die geringer werdenden Finanzmittel um die Hälfte verringern werde. Zudem erlebten Pfarrerinnen und Pfarrer z.Zt. nicht nur ein Schwinden ihrer Amtsautorität und ihres Einflusses, mit dem die Sehnsucht nach einem Rückzug in kirchliche Nischen und die Gefahr des Ausbrennens mit den gestellten Aufgaben einherginge. Das „theologische Alleinstellungsmerkmal“ des Pfarrerberufes sei an vielen Stellen so unklar und unsicher geworden, dass der Eindruck entstünde, der Schlüsselberuf der evangelischen Kirche stecke weithin in einer geistlichen und mentalen Orientierungskrise.

Die evangelische Kirche habe die Pflicht, wesentliche Ressourcen in die Aus-, Fort- und Weiterbildung des Pfarrerstandes zu investieren und diesem Beruf in positiven Zukunftsbildern seinen besonderen Platz zuzuweisen. Denn nur eine gut qualifizierte Pfarrerschaft, die geistliche Spannkraft und für alle Mitarbeiter Führungsfähigkeiten entwickle und missionarisch einladende Aktivitäten aufbaue, könne dazu helfen, das Verhältnis zwischen der Pfarramtsdichte und der Zahl der Gemeindeglieder „neu zu bestimmen“. So müsste sich mit einer „Kultur der Würdigung und Anerkennung“ eine neue Bereitschaft zur Qualitätssicherung verbinden.

Eine „unterproportionale Reduzierung der Pfarrerschaft“ im Rahmen von Strukturveränderungen sei dann zu verantworten, wenn die geistlich-missionarische Kompetenz des Berufsstandes wachse. Solange aber eine Trendwende in der Mitgliederbasis der evangelischen Kirche ausstehe, würde dem voraussehbaren Rückgang der Gemeindegliederzahl in ganz Deutschland eine Absenkung der Zahl der Pfarrerinnen und Pfarrer von einer Gesamtzahl von zurzeit 21.000 auf 13.000 im Jahre 2030 in Deutschland entsprechen. Als realistischer Durchschnittswert sei dann ein Verhältnis von einer Vollstelle zu 1.600 Gemeinde-

gliedern erreichbar, wobei auch im Blick sein müsse, dass es sich hierbei um eine Durchschnittszahl handele, die in unterschiedlichen Regionen nur mit einer erheblichen Variationsbreite umzusetzen sei.

Sosehr ich der Einschätzung zustimme, dass der Pfarrerberuf als ein „Schlüsselberuf“ im Zusammenwirken mit den anderen haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Gemeinde und Kirche zu verstehen sei, und wenn auch im Leuchttower 5 des Impulspapiers der EKD von einem positiven Verhältnis zwischen den „ins Ehrenamt Ordinierten, Prädikantinnen und Prädikanten sowie Lektorinnen und Lektoren“ und dem Amt der hauptberuflichen Pfarrerinnen und Pfarrer gesprochen wird, wobei der ehrenamtliche Dienst – auch in der Beteiligung am Verkündigungsauftrag der Kirche – „eine klare Würdigung“ zu erfahren habe, fehlt mir doch der Begriff der Dienstgemeinschaft, in der alle kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in gleicher Weise als berufene „Mitarbeiter Gottes“ (1. Korinther 3,9) Anteil haben.

Die anhaltische Landessynode hatte am 4. Mai 2001 „Leitlinien für die Dienstgemeinschaft von haupt-, neben- und ehrenamtlichen Tätigen in der Evangelischen Landeskirche Anhalts“ verabschiedet und in Paragraph 19 Abs. 1 der Kirchenverfassung einen entsprechenden Satz hinzugefügt.

Nach meiner Überzeugung werden die hohen Erwartungen an den Pfarrerberuf im Hinblick auf die Zukunft für die Pfarrerschaft nur zu ertragen sein, wenn sie in eine solche Dienstgemeinschaft eingebettet und einbezogen ist.

Unsere Pfarrerinnen und Pfarrer dürfen außerdem nicht den Eindruck bekommen, dass sie bei aller Wertschätzung ihres Dienstes und ihres Berufsstandes vor immer neue Forderungen und Erwartungen gestellt werden, so dass sich die immer weniger werdenden Ausübenden dieses „Schlüsselberufes“ von einer immer größer

werdenden Zahl von Aufgaben und Erwartungen „umstellt“ sehen.

Wir brauchen im Pfarrerberuf und in der Mitarbeiterschaft im Verkündigungsdienst umfassend gebildete Persönlichkeiten. Wenn wir unsere Kirche und ihre Gemeinden als „Orte der Herzens- und Gewissensbildung“ verstehen, dann brauchen unsere Pfarrerinnen und Pfarrer, unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Verkündigungsdienst nicht nur „Führungskompetenz im Management“, sondern ebenso eine umfassende religiöse Bildung und eine entsprechende geistliche Haltung. Ich sehe unsere evangelischen Landeskirchen in der Pflicht, solche Bildung (auch ohne Zwang) zu vermitteln. Und dies ist auch noch etwas anderes als die durch Supervision gestärkte psychische Belastbarkeit und Verarbeitungsfähigkeit.

„... Auf den Punkt gebracht: Ein neues zukunftsfähiges Pfarrerbild wird sich innerhalb des Protestantismus nur noch von der Gemeinde und vom Wort Gottes her entwickeln lassen. Alle pastoralen Dienste in der Gemeinde sind Funktionen von Gemeinde und sollten im Wort Gottes begründet sein. Daraus beziehen sie ihren Wert, ohne dass ein Dienst über dem anderen stünde“ (Peter Böhlemann, „Wie die Kirche wachsen kann und was sie davon abhält“, Vandenhoeck und Ruprecht 2006, S. 38).

Mit einem ansatzweise sich auch schon bei uns ausbildenden neuen Pfarrerbild wird sich auch ein verändertes Verständnis von Gemeinde herausbilden müssen. Unsere Regionalisierung führt uns dahin, dass wir über den Horizont der Ortsgemeinde hinaus „Kirche am Ort“ in einem größeren Rahmen denken, planen und strukturieren. Ich stimme dem Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ ausdrücklich zu, wenn vorgeschlagen wird, dass sich in den Regionen „ausstrahlungskräftige Begegnungsorte evangelischen Glaubens“, bilden sollten (an den und in den Kirchen).

Helge Klassohn

Kirchenpräsident, Evangelische Landeskirche Anhalts, Dessau

Zum Leuchtfeuer 11 im Impulspapier „Kirche der Freiheit“ – zur künftigen Zahl und Größe der EKD-Gliedkirchen

Unserer Landeskirche ist durch das Impulspapier des Rates der EKD in der letzten Zeit mit anderen „kleinen Kirchen“ eine besondere „Aufmerksamkeit“ zuteilgeworden im Zusammenhang mit dem dort im „Leuchtfeuer“ 11 gemachten Vorschlag, dass bis zum Jahre 2030 die Zahl der 23 Gliedkirchen der EKD auf acht bis zehn reduziert und ihre Größe auf 1 Mio. Mitglieder als eine „angemessene Betriebsgröße“ festgesetzt wird. Im Text zum 11. Leuchtfeuer „Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten – die Konzentration der Kräfte auch in den Landeskirchen vorantreiben“ (S. 94) heißt es zur Zahl und Größe der Gliedkirchen, dass dabei „neben Gesichtspunkten des historischen Herkommens, der Bekenntnisbindung und der gewachsenen Vertrautheit zunehmend Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit eine erhebliche Rolle“ spielen würden.

Zu den Diensten und Leistungen, die eine Landeskirche erbringen müsste, gehörten neben der „symbolischen regionalen Repräsentanz des Protestantismus“ und der „Koordinierungsaufgabe gegenüber staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen eine ausreichende theologische Leitungs- und Profilierungskompetenz, eine angemessene Beweglichkeit in der Besetzung der Stellen für berufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, eine hinreichende Aus-, Fort- und Weiterbildungskapazität für die berufliche und ehrenamtliche Mitarbeiterschaft, eine überzeugende Beratungskompetenz für die Kirchenkreise und Gemeinden und eine ausreichende finanzielle Kraft“.

Vor diesem Hintergrund müsste die Frage gestellt werden, „durch welche Verbindungen und

Zusammenschlüsse die Landeskirchen mittelfristig in die Lage versetzt werden, diese typischen Dienstleistungsaufgaben auch künftig zu erfüllen“. Eine Veränderung der Zahl der Landeskirchen sei „kein Selbstzweck“, denn „Größe allein“ sei noch kein „Beleg für eine optimale Organisation“.

Mit deutlichem Blick auf unsere Landeskirche wird auf Seite 26 des Impulspapiers festgestellt, dass Landeskirchen mit drei Mio. Mitgliedern dafür auch in Zukunft Sorge tragen könnten, und die Frage angefügt: „Wie aber gelingt das Kirchen mit 55.000 Gemeindegliedern? Und wie gelingt es ihnen 2030?“

Diese Fokussierung auf Größe und Zahl der Landeskirchen ist von den Medien in wohl nicht erwarteter Weise aufgegriffen und zugespitzt worden. Bei mir landete eine Fülle von Anfragen, und ich hatte die Landeskirche nach Paragraf 62 der Kirchenverfassung „in der Öffentlichkeit und gegenüber anderen Kirchen“ zu vertreten.

Ich habe die Impulswirkung des Papiers, um einen Konsultations- und Kommunikationsprozess in den deutschen evangelischen Landeskirchen auszulösen über Fragen ihrer weiteren Entwicklung, ihre Aufgaben und zukunftsfähigen Strukturen, stets begrüßt und alle Versuche abgewehrt, uns als „Bonsai-Kirche“ gegen die Reformimpulse aus der EKD in Stellung zu bringen und uns quasi die Rolle des „gallischen Dorfes“ der EKD zuzuweisen.

Die anhaltische Landeskirche hat von ihrem konsensunierten Bekenntnisstand her stets die Gemeinschaft des deutschen Protestantismus seit den Zeiten der Eisenacher Konferenz im 19. Jahrhundert und auch in den Jahrzehnten der deutschen Teilung zu stärken gesucht. Wir werden uns den im Impulspapier gestellten Fragen hinsichtlich der Auftrags- und Aufgabengemäßheit unserer gemeindlichen und landeskirchlichen Strukturen insbesondere zur Förderung unseres Leitbildprozesses also gerne stellen.

Für das evangelische Kirchenverständnis kann es gar keinen Zweifel daran geben, dass die gemeindlichen und landeskirchlichen Strukturen jeweils neu auf die Frage hin geprüft werden müssen, ob sie die Ausrichtung von Zeugnis und Dienst in unseren Gemeinden und Einrichtungen fördern oder gar hindern.

Nach meiner Ansicht gibt es nach wie vor gute Gründe für die von Landessynode, Kirchenleitung und Landeskirchenrat im Jahre 2002 eingenommenen Positionen hinsichtlich eines zukünftigen Anschlusses an die sich zurzeit bildende „Evangelische Kirche Mitteldeutschlands“. Nach Abwägung aller Gesichtspunkte sind wir immer wieder zu dem Schluss gekommen, dass sich diese Frage zurzeit nicht stellt.

Zur Kooperation der anhaltischen Landeskirche mit ihren Nachbarkirchen

Die Evang.-Lutherische Kirche in Thüringen und die Evangelische Kirche der Kirchenprovinz Sachsen befinden sich zurzeit auf dem Wege zur Fusion zwischen beiden Kirchen. Dieser Weg hat schon beeindruckende Erfolge erreicht. Andererseits fordert er von den beiden Kirchen ganzen Einsatz und stellt sie vor schwierige Probleme. Ein dritter, sehr viel kleinerer Partner hätte wenig Chancen, seinen Beitrag leisten und seine hier und da anders gerichteten Interessen zur Geltung bringen zu können.

Wir sind aber kooperativ und rechtlich auf 20 Handlungsfeldern eng miteinander verbunden (gemeinsames Theologisch-Pädagogisches Institut, gemeinsame Ev. Akademie, gemeinsame Erwachsenenbildungsorganisation etc.), nicht zuletzt im gemeinsamen Diakonischen Werk, bei dem es nun verabredungsgemäß um den Abschluss einer neuen Finanzvereinbarung geht, die nach unserem Wunsch die Beiträge der drei Kirchen zum Gemeinsamen Diakonischen Werk proportional ordnet.

Wir sind uns darüber im Klaren, dass wir mit unseren Kräften nicht in der Lage wären, den Kirchwerdungsprozess in der EKM angemessen mitzugestalten, und setzen deshalb diese Kräfte für die Lösung unserer Strukturaufgaben im Bereich Anhalt und die Erfüllung des missionarischen Auftrages, Gottes freie Gnade allem Volk zu verkündigen, ein.

Wir werden die anhaltische Position weiterhin geduldig und eindeutig vertreten, wohl wissend, dass die EKM einerseits zurzeit sehr mit der Dynamik ihres Fusionsprozesses beschäftigt ist und sich andererseits grundsätzlich für Anhalt offenhält, wenn auch leider immer noch nicht die im Kooperationsvertrag zwischen Anhalt und der KPS vom 20. 12. 2000 festgelegte gegenseitige Bewegungsfreiheit für Pfarrerinnen und Pfarrer vonseiten der EKM wieder in Kraft gesetzt werden konnte. Aber es gibt von Fall zu Fall im Rahmen des Möglichen die Bereitschaft zur Zusammenarbeit im Personalbereich.

In diesem Zusammenhang ist auch zu sagen, dass die Zusammenarbeit zwischen der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, der Evang.-Lutherischen Landeskirche Sachsens, der EKM und Anhalt im gemeinsam unterhaltenen Predigerseminar Wittenberg sehr gut funktioniert. Wir werden auch unsere bisherige noch aus der EKV-Zeit stammende Ordnung für den Ausbildungsdienst für das II. Theologische Examen mit der EKM abstimmen.

Weil es bei einigen unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu Verunsicherungen gekommen ist, möchte ich hier noch einmal ganz deutlich sagen, dass das Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ kein Masterplan und kein Programm ist, nach dem sich nun Kirchen und Gemeinden „weisungsgemäß“ zu richten hätten. Die Entscheidungskompetenz in diesen Fragen liegt bei Landessynode, Kirchenleitung und Landeskirchenrat. Niemand bei der EKD hat dies und wird dies jemals in Frage stellen wollen oder können.

Es freut mich, sagen zu können, dass wir mit dem Stand unserer Struktur- und Personalpolitik, mit unserer Regionalisierung usw. und unseren Erfahrungen damit durchaus als Gesprächspartner im weiteren Konsultationsprozess zum Thema „Kirche der Freiheit im Jahre 2030“ auftreten können.

Von einer Verweigerungshaltung Anhalts gegenüber landeskirchlicher Zusammenarbeit und gegenüber den durch das Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ angestoßenen Konsultations- und Kommunikationsprozess über auftrags- und aufgabenorientierte institutionelle Strukturen und über die Vergewisserung im evangelischen Missions- und Kirchenverständnis kann also gar keine Rede sein.

Dr. Hans Christian Knuth

Bischof, Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche, Schleswig

„Kirche der Freiheit“ – das klingt verführerisch und vielversprechend, das klingt nach Aufbruch, Revolution und Zukunft. Jedoch, liebe Schwestern und Brüder, lassen Sie uns genau achten auf das, was wir sagen: Wir sind „Kirche Jesu Christi“ und nicht „Kirche der Freiheit“. Wir beten nicht die Freiheit an, die Freiheit ist nicht unser „höchster Wert“, der unserer Kirche Daseinssinn und Berechtigung gibt. Sondern wir sind Kirche Jesu Christi, und in diesem Namen liegt genau so viel Bindung an die Liebe und an die Wahrheit – wie in ihm auch die Freiheit gegeben ist von Sünde, Tod und Höllenangst. Weil wir Christen von der Angst des Todes und darum von den Mächten der Sünde befreit sind, darum können wir als Kirche auch in der Gesellschaft eine „Institution der Freiheit“ sein (wie Trutz Rendtorff und Dietrich Rössler es entfaltet haben¹).

Das Schlagwort der „Freiheit“ wird in dem Impulspapier der EKD verwendet, um ein gutes berauschendes Gefühl zu erzeugen – und um

einen starken Begriff zu haben für die Legitimation von „Freiheitlichkeit“ oder Beliebigkeit, was die Gestaltung der äußeren, weltlichen Formen unseres Kirche-Seins angeht.

Diese Freiheitlichkeit jedoch entlässt sich selbst aus der Bindung an Liebe und Wahrheit im Namen Jesu Christi – und schlägt sogleich um in ihr Gegenteil: Die Dialektik dieser Freiheit führt in Zentralismus und Hierarchisierung, in die Konzentration der Macht an privilegierten Orten und in den Versuch der Steuerung und Lenkung aller kirchlichen Lebensprozesse nach einer einheitlichen Strategie. Unter dem Vorwand der Profilierung des Evangelischen bzw. einiger Evangelischer treten Kopfgeburten an die Stelle der lebendigen Erfahrung und der lebendigen Selbstorganisation.

Dabei hängt sich die gepriesene „Kirche der Freiheit“ an ein im weltlichen Bereich längst überholtes Modell der Organisationstheorie; die „Kinder dieser Welt“ sind auch darin klüger als wir „Kinder des Lichts“, dass sie den Glauben an die zentrale Steuerung sozialer Großsysteme längst hinter sich gelassen haben!²

Evangelische Kirche als „Institution der Freiheit“ lebt vielmehr aus den Charismen der Kirchengemeinden und der einzelnen Glaubenden, die durch das lebendigmachende Wort Gottes auf den Weg gebracht wurden, jeweils an ihrem Ort, in ihrer unverwechselbaren Situation, die Wahrheit zu sagen und die Liebe zu tun. Nur aus der lebendigen Bewegung dieser vielen Einzelnen speist sich auch das, was wir dann evangelisches Profil oder evangelische Identität unserer Kirche nennen können; Kirchenleitung und kirchliche Zusammenschlüsse haben nur die Funktion, öffentlich bekannt zu machen, zu würdigen, zu pflegen und notfalls zu verteidigen, was sich im kirchlichen Leben selbst in der Bindung an Christus als Freiheit gestaltet.

Das Impulspapier der EKD atmet jedenfalls nicht den Geist der Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, sondern lediglich den Geist jener

„Freiheit“, die die Zentralmächte in der Weltgeschichte bei ihrem Griff nach dem Ganzen immer wieder gerne für sich beanspruchten.

¹ Siehe z. B.: Volkskirche – Kirche der Zukunft? Leitlinien der Augsburgischen Konfession für das Kirchenverständnis heute. Eine Studie des Theologischen Ausschusses der VELKD, Hamburg 1977.

² Siehe z. B.: R. Nagel u. a., Systemische Strategieentwicklung, Stuttgart 2002, S. 335 ff.

Dr. Stefan Koch

Kirchenrat, München

Der Begriff „Mentalität“ ist seit vielen Jahren in der deutschen Wissenschaftssprache geläufig. Ich möchte den Begriff und seinen theoretischen Inhalt in den Blick nehmen, ihn dann kurz theologisch betrachten und für unsere Fragestellung fruchtbar zu machen suchen. Ich beschränke mich dabei für einen ersten Zugriff auf die Gruppe der Pfarrerinnen und Pfarrer.

Das hinter dem Begriff stehende Theorem befasst sich weniger mit Individualität und Persönlichkeit und mehr mit kollektiven Phänomenen. Es behandelt weniger Phänomene des rationalen Bewusstseins oder des Willens, sondern eher Phänomene des Unbewussten, Affekte und Emotionen, Vorstellungen, Einstellungen und Verhaltensweisen. Mentalität bezieht sich auf Gruppen, deren Umfang bestimmt ist durch räumliche und zeitliche Grenzen, Geschlecht, soziale Stellung, Bildungsniveau, Beruf und Religion. Die entsprechende Wahrnehmung hat es weniger mit Ereignissen zu tun als eher mit dauerhaften Phänomenen – wenn mit Ereignissen dann weniger mit einmaligen als mit regelmäßig wiederkehrenden und mit langsamen und langfristigen Veränderungen. Mentalität ändert oder verstärkt sich weniger durch Hochformen von Kultur und Ereignis als vielmehr im Alltag, in Routinen und bei

Konventionen (vgl. Köpf, Ulrich: Mentalitätsgeschichte, in: RGG4 5, Sp. 1102–1103, Tübingen 2002).

Will man theologisch von Mentalität reden, kommt das Stichwort „Frömmigkeit“ in den Blick. Evangelische Frömmigkeit ist in der Gegenwart stark individuell geprägt. Allerdings kennt evangelische Frömmigkeit auch Laienbewegungen, die sich „unvoreingenommen den Herausforderungen der Gegenwart stellen“ (so Seiferlein, Alfred: Art. Evangelische Frömmigkeit der Gegenwart, in: RGG4 3, Sp. 392, Tübingen 2000). In der Regel handelt es sich bei gelebter evangelischer Frömmigkeit um eine Verschränkung von individueller und gemeinschaftlicher Glaubenspraxis.

Es spricht einiges für den Versuch, das Begriffstandem „Mentalität“ & „Frömmigkeit“ heranzuziehen, um den anstehenden Mentalitätswandel in den Pfarrberuf einzuzeichnen. Damit wäre eine Methodik vorgegeben, Mentalitätswandel zu organisieren – wenn möglich – bzw. zu begleiten. Konkret müsste dann stärker als bisher im Blick sein, für den Pfarrberuf gemeinschaftliche Identifikationsangebote zu machen und Emotionen zu begleiten, die in der pfarramtlichen Routine verankert sind.

Daraus lassen sich erste Ideen für einen Mentalitätswandel ableiten: Die evangelische Gemeinschaft der Ordinierten braucht Sensibilität für ihre Frömmigkeit. Zielführend könnte der Versuch sein, das geistliche Leben der Pfarrerinnen und Pfarrer als Gemeinschaft zu stärken. Denkbar wäre eine begleitende Struktur (z. B. „Orden“), die für die praxis pietatis (Gebet, stille Zeit) nutzbar gemacht werden kann. Sie braucht einen sichtbaren Ausdruck (Zeichen) und eine konkrete Form („Regel“). Die Struktur müsste auch regelmäßige regionale Treffen der Mitglieder der Gemeinschaft der Ordinierten ermöglichen (z. B. Pfarrkonferenz, nachbarschaftliche Treffen, Einkehrtage). Und sie sollte der Gemeinschaft im Alltag der pfarramtlichen Tätigkeit Platz einräumen (z. B. kollegiale Beratung).

Christiane Körner

Landessuperintendentin, Neustrelitz

Die Kirche im Osten Mecklenburgs befindet sich am Beginn eines tiefgehenden strukturellen Umbruchs. Die kirchliche Arbeit und ihre Strukturen sind den Herausforderungen und Aufgaben z.T. nicht mehr gewachsen und damit nicht zukunftsweisend.

Zugleich wächst unter Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die Sehnsucht nach Vertiefung von Gemeinschaft und geistlichem Leben. Es wird nach Wegen zur Stärkung der kirchlichen Arbeit gesucht. Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche brauchen Gemeinschaft und Perspektive, Wertschätzung und Werte, suchen aber zumeist nicht in der Kirche danach.

Trotz der Sehnsüchte und der Bedürfnisse ist eine tiefe Angst vor Veränderungen wahrzunehmen, zumeist die Angst, noch mehr Menschen, das noch Bestehende zu verlieren. Paul Zulehner: „Es ist eine grandiose Selbsttäuschung zu meinen, man könne beides zugleich haben: das Beharren auf die in eine Krise geratene Kirchengestalt und zugleich die Offenheit für einen Aufbruch in eine lebendige Kirchengestalt hinein.“

Ecclesia semper reformanda!

Das Impulspapier nimmt diese Herausforderung ernst. Es motiviert, den notwendigen Veränderungsprozess zu gestalten und nicht zu fürchten. Das ist ermutigend und solidarisch – mit den Regionen, in denen die Notwendigkeit zur Veränderung groß ist. Es gibt wesentliche Impulse und Orientierungsmöglichkeiten, mit denen es sich auseinanderzusetzen lohnt. Viele von diesen werden bereits diskutiert und z.T. realisiert.

Zugleich weist das Impulspapier – die nun vielfach benannten – Schwächen auf. Diese sollten in den anstehenden Perspektivüberlegungen und Prozessen in den jeweiligen Landeskirchen / Kirchenkreisen / Propsteien etc. bedacht werden.

Veränderungen haben nur Kraft, wenn sie von innen heraus beginnen. Es bedarf innerer Voraus-

setzungen, um notwendige Reformen einleiten zu können. Vor allem muss der vor uns liegende Weg ein geistlicher sein. Spiritualität ist der lebensnotwendige Kern aller Veränderungsprozesse.

Meines Erachtens ist vor allem Folgendes notwendig:

- Geistliche Gemeinschaft unter Haupt- und Ehrenamtlichen
- Gemeinsames (Leben und) Lernen
- Solidarisches Handeln
- Gemeinsame theologische Arbeit / Bibelarbeit
- Kommunikations- und Konfliktfähigkeit / Teamfähigkeit
- Transparente Informationsflüsse und Strukturen
- Leitbilder, Konzepte etc.
- Klare (vor allem geistliche) Leitung auf allen Ebenen
- Dienstgemeinschaft zwischen den Berufsgruppen
- Stärkung des Ehrenamtes / der Prädikanten- und Lektorenausbildung
- Schärfung des Berufsprofils vor allem der Pastoren und Pastorinnen.

Zuletzt sei auf die Jahreslosung 2007 (mit Kontext) als einen starken Wegweiser für die anstehenden Beratungen und Prozesse hingewiesen:

„Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige! Denn siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?“

Alexander Krauß, MdL

Mitglied der Landesjugendkammer, Schwarzenberg

Der Wahrheit ins Auge sehen

In der Öffentlichkeit steigt das Bewusstsein für den demografischen Wandel. Spätestens seit Schulen geschlossen werden, weil sich die Zahl

der Schulanfänger in Sachsen mehr als halbiert hat, ist offensichtlich, vor welchem tiefgreifendem Wandel wir stehen. Vielen Sachsen ist mittlerweile bekannt, dass die Zahl der Einwohner im Freistaat in den nächsten 13 Jahren von 4,3 Millionen auf 3,7 Millionen sinken wird und das Durchschnittsalter um fünf auf 49 Jahre steigt.

Die Fakten liegen auf dem Tisch, doch sie werden nicht durchdekliniert. Wenn das staatliche Rentensystem brüchig wird – was heißt das für mich? Wenn sich die Zahl der über 80-Jährigen verdoppelt und die Zahl der Kinder sinkt – was heißt das für unsere Kirchgemeinde? Selber neigt man dazu, Beruhigungspillen zu schlucken und sich zu sagen: „Das wird schon nicht so schlimm. Und wenn das so kommt, dann bin ich davon nicht betroffen, sondern die anderen.“ Einen Riesen-Vertrag habe ich zum Beispiel immer noch nicht abgeschlossen – obwohl ich weiß, dass meine Generation der 30-Jährigen keine Rente erhalten wird, die über dem Sozialhilfeniveau liegt. Und in meiner Kirchgemeinde haben wir auch noch nicht darüber gesprochen, wer im Jahr 2030 in den Kircbänken sitzen wird. Dass sich in unserer Gesellschaft ein tiefgreifender Wandel vollzieht, ist mittlerweile in den Köpfen. Nun sollten wir aus den Fakten Schlüsse ziehen! Es müssen Pläne und Taten folgen. Einerseits sollten wir der demografischen Wahrheit ins Auge blicken, andererseits sollten wir verstärkt Nichtchristen einladen, die Frohe Botschaft zu hören.

Zwei Themen möchte ich anreißen:

1. Die Kirche muss sich mehr um Familien kümmern. Eltern mit Kindern lassen sich leicht für kirchliche Angebote interessieren – zum Beispiel für die klassische Krabbelgruppe oder für ein Elterncafé, in dem man sich über Erziehungsfragen austauscht. Die Arbeit mit Kindern eröffnet den Zugang zu den Eltern und Großeltern: Wird im kirchlichen Kindergarten das Krippenspiel auf-

geführt, dann lassen sich das die wenigsten entgehen. Und noch etwas: Wenn Mutter und Vater in der Lage sind, ihrem Kind von ihrem Glauben zu erzählen und Glauben einzuüben (zum Beispiel durch das Tischgebet), dann ist nicht nur der Grundstein für ein gelingendes Leben des Kindes gelegt, sondern auch die Kirche wächst dadurch.

2. Mit der Diakonie haben wir als Kirche eine Organisation, die täglich zigtausend Menschen erreicht. Der Einsatz für Kinder, Senioren, Obdachlose etc. wird von der Gesellschaft hoch geschätzt. Die Diakonie braucht jedoch ein schärferes Profil – nicht nur, um die Menschen zum Glauben einzuladen, sondern auch, um auf dem Markt der sozialen Dienstleistungen bestehen zu können. Es muss deutlicher werden, dass die Liebe, die wir als Christen selbst erfahren haben, Motivation ist, um anderen Menschen in Liebe zu begegnen. Wenn diakonischer Dienst und Kirchgemeindegarbeit stärker verknüpft werden, dann erkennen Außenstehende besser, dass die Diakonie eine Frucht des Glaubens ist.

Heidi Kuhfus

Vikarin, Lemgo

Im Jahr 2030 bin ich 56 Jahre. D.h., wenn Gott will, kann ich das Erreichen der in den Leuchfeuern gesetzten Ziele im aktiven Berufsstand erleben und mich bis dahin dafür einsetzen. Allein aus diesem Grund – nicht wegen reichlicher Erfahrung oder besonderer Position – wage ich mich hier zu Wort zu melden.

Die Ziele sind hochgesteckt. Ich finde es gut, den Menschen der Kirche – und Gott – viel zuzutrauen. Sich Ziele setzen, mutig Veränderungen anstreben verhindert, in Schwierigkeiten zu erstarren. Diesen Mentalitätswandel gestalte ich gerne mit.

Vielversprechend finde ich, über Gestaltungsideen gemeinsam nachzudenken, nicht jeweils für die eigene Gemeinde oder Landeskirche Vorteile rausschlagen zu wollen, sondern gute Ideen deutschlandweit zu teilen.

Unsere Gemeinschaft sollten wir dabei nicht in gleichen Strukturen, sondern im Bewusstsein der gleichen Aufgaben suchen. Die Unterschiede der Konfessionen, der regionalen Prägung, der Größe der Landeskirchen usw. können dazu beitragen, die Ziele z. B. die Beheimatung der Menschen zu erreichen.

Wichtig finde ich auch, dass der nun angestoßene Prozess insofern gemeinsam gestaltet wird, dass Jüngere und Ältere, Kirchenleitende und Nichtleitende, Männer und Frauen an der Erarbeitung der Zielsetzung und der Umsetzung ausgewogen beteiligt sind.

Auf internationale, ökumenische Erfahrungen sollten wir dabei nicht verzichten, die unseren Blick erweitern und auch korrigieren können und auf weltweite Verantwortung hinweisen.

Die Leuchter setzen also hohe Ziele: Die Kirche soll zukunftsfähig werden und wachsen. Das reicht mir noch nicht. Für die Institution Kirche mag das stimmen, und gute Manager und Erfolg versprechende Ideen können dafür sorgen. Aber nicht die Kirche zu erhalten ist das Ziel, sondern die Kirche so zu gestalten, dass sie dem Auftrag Gottes gerecht wird.

Alle Strukturen der Kirche müssen dienend, ohne Selbstzweck verstanden werden. Auch der Verdacht, die EKD soll als Institution durch diesen Reformprozess gestärkt werden, verursacht Skepsis.

Ich meine, dass wir Erkenntnisse von Unternehmensberatung und -führung nutzen sollten und zur Not auch deren Sprache, aber dass wir skeptisch bleiben, wo sich unsere Botschaft ändert. Wir müssen aufmerksam differenzieren, wie z. B. Qualitätsbewusstsein und Gottes Parteinahme für die Schwachen oder Leistungsbereit-

schaft und Rechtfertigung zusammengehören. Auch sind erfolgreiche Führungsstile nicht automatisch für die Kirche hilfreich. Kollegiale und demokratische Formen bergen große Chancen.

Dazu gehört, dass wir die Qualität aller kirchlichen Arbeit selbstkritisch ansehen, aber ihre Maßstäbe achtsam und bewusst vom Auftrag der Kirche her entscheiden. Es geht um den Menschen nicht um Mitgliedergewinnung; es geht um Verkündigung und Seelsorge.

Es ist ein hohes Ziel, als Kirche dadurch zukunftsfähig zu sein, indem sie versucht, den Auftrag Gottes zu erfüllen. Aber es ist, denke ich, das Einzige, mit dem wir uns zufrieden geben dürfen.

Noch ein Nachsatz: Nutzen Sie dafür das Engagement junger Theologen und Theologinnen, ohne sie auszunutzen. Wer trotz mangelnder Stellen studiert, muss nicht erst durch äußere Anreize zur Leistung motiviert werden. Wir sind begeistert, gut ausgebildet und können vieles von dem umsetzen, was hier als Ziel formuliert wird.

Astrid Kühme,
Pfarrerin, Chemnitz

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder,
ein herzliches Dankeschön an die Autorinnen und Autoren des Impulspapiers, das klare und wegweisende Perspektiven für eine „Evangelische Kirche der Freiheit“ in einem Zeitraum von zweieinhalb Dekaden entwirft. Ich schätze die Nüchternheit in der Analyse der bekannten Zukunftsprognosen und den visionären Glauben, diesen düsteren Vorhersagen mit zwölf Leuchtern zu begegnen. Statt allgemeiner Erklärungen, werden konkrete und damit auch anfechtbare Zielvorschläge benannt, die zur engagierten Beteiligung am Konsultationsprozess anregen. Vor diesem Hintergrund möchte ich folgende Leseindrücke mitteilen:

1. Die zwölf Leuchtfeuer wollen in den vier wichtigsten Handlungsfeldern zu einem missionarischen Aufbruch ermutigen. Doch bei näherem Hinsehen, entdeckte ich an vielen Stellen Altbekanntes, wie die Konzentration auf die Kernaufgaben, deren Kanon meist nur traditionelle Handlungsfelder und Kasualien umfasst (Leuchtfeuer 1). Hier vermisse ich den Mut und das Bekenntnis zu unkonventionellen und kreativen Formen bei der Verkündigung, im Gemeindeaufbau oder bei der kirchlichen Finanzierung.
2. Das Zukunftspapier ist ein sehr deutscher Text. An keiner Stelle der Reformvorschläge wird auf Erfahrungen oder Modelle anderer reformatorischer Kirchen in Europa oder auf anderen Kontinenten Bezug genommen. Das wäre vor allem im Blick auf die Zielsetzungen im zweiten Handlungsfeld „Aufbruch bei allen kirchlichen Mitarbeitenden“ wünschenswert. Schon längst werden in der anglikanischen oder methodistischen Kirche des Vereinigten Königreichs Verwaltungsaufgaben, kirchenmusikalische Aktivitäten, Öffentlichkeitsarbeit und gottesdienstliche Verkündigung ehrenamtlich durch professionell ausgebildete Gemeindeglieder gestaltet. Dabei werden sowohl das berufliche Können der Ehrenamtlichen als auch deren gezielte Aus-, Fort- und Weiterbildung (einschließlich der Fragen der Finanzierung dafür) stärker mit einbezogen. Im Sinne der „best practice“ könnte dazu eine Studie durchgeführt werden.
3. Das 7. Leuchtfeuer bekennt sich zu einem Bildungsverständnis, das auf die Befähigung von Menschen zielt, „Subjekt der eigenen Lebensgeschichte zu werden“ (S. 78). Dieser ganzheitliche Bildungsbegriff findet sich auch in zahlreichen Veröffentlichungen der EKD wieder, z. B. in der Bildungsdenkschrift „Maße des Menschlichen“. In den Zielformulierungen des Impulspapiers wird der evan-

gelische Bildungsauftrag vor allem auf die religiöse Vermittlung von zentralen biblischen Texten, Liedern und Gebeten konkretisiert. „Religiöse Alphabetisierung“ in Kindergärten und Schulen ist unverzichtbar, sollte aber nicht dazu verleiten, allein in diesen Formen eines „Kanons“ an Beheimatungswissen das Profil evangelischer Bildung zu sehen. Der kritische Aneignungsprozess von Wissen und Werten darf dabei nicht zu kurz kommen.

4. Im dritten Aktionsfeld „Aufbruch beim kirchlichen Handeln in der Welt“ kommt meines Erachtens der gegenwartskritische politische Auftrag der Kirche zu wenig zur Geltung. Zwar wird im Leuchtfeuer 7 betont, evangelische Christen sollen in Bildung und Kultur, in Politik und Wirtschaft, in Redaktionen und Wissenschaft von der evangelischen Kirche bewusst gefördert werden. Es fehlt aber in diesem Zusammenhang eine inhaltliche Positionierung, nicht nur Licht, sondern auch „Salz der Erde“ zu sein, d. h. auf Seite derer zu stehen, die an der neuen politischen Freiheit scheitern und keine Lebenschancen für sich sehen, wie Hauptschulabgänger, alleinstehende Mütter oder Hartz-IV-Empfänger. Das Fehlen einer solchen Parteilichkeit lässt den Begriff Freiheit an einigen Stellen daher als eine riskante und zugemutete Freiheit erscheinen, denn als ein Geschenk Gottes.

Dr. Bernd Kuschnerus

Pastor, Bremen

Kirche zwischen geistlicher Freiheit und den ökonomischen Imperativen – was ist uns gegeben und was ist uns aufgegeben?

Mit diesem Thema, liebe Schwestern und Brüder, bin ich nach Wittenberg gekommen.

Kirche der Freiheit: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“, schreibt Paulus (2. Korinther 3,17).

Zur Freiheit sind wir berufen durch das Evangelium (Galater 5,1.13).

Das Evangelium, das uns zur Freiheit beruft, ist nicht das Produkt der Kirche (2. Korinther 2,17). Eher ist die Kirche das „Produkt“ des Evangeliums. Diese Verhältnisbestimmung zu kennen und ernst zu nehmen, scheint mir ein geistliches Qualitätsmerkmal zu sein, um das sich die Kirche in der Sorge um ihre Zukunft nicht bringen sollte. Es schützt sie davor, sich als religiöse Dienstleistungsorganisation zu verstehen.

Auf der anderen Seite weiß sich unsere Kirche unter ökonomischem Druck. Mitgliederschwund und Finanzsorgen lassen uns nach Struktur- und Qualitätsverbesserung geistlichen Handelns fragen.

Was dabei zu beachten ist, mache ich mir anhand eines Beispiels von Fulbert Steffensky klar. Er überlegt: „Was bewirkt eigentlich ein Segen? Nichts und alles! Nichts: die Frage nach der Wirkung, der ‚Rendite‘ des Segens ist magienahe und stört die große poetische Geste. Die besten Sachen (...) beabsichtigen nichts, und sie werden durch die Beabsichtigung verdorben. Alles ist im Segen: er ist die große Aufführung der Sehnsucht der Geschöpfe und der Versprechungen Gottes. (...) Wir zwingen Gottes Nähe nicht herbei durch unsere Gesten und Segensformeln. Aber sie spielt sich auf in den Gesten und Worten des Segens.“¹

Welches Gestalten kann auf ökonomische Imperative reagieren, ohne die Freiheit zu verderben?

Wir brauchen ein Gestalten, das unterscheidet zwischen unserer produktiven Tätigkeit, die auf Wirkung bedacht ist, und einem darstellenden Handeln, in dem Gottes Nähe „frei aufspielen“ kann – kann, aber nicht muss. Denn der Heilige Geist ist nicht dazu da, unsere Ziele zu bestätigen.

Wir brauchen ein Gestalten, das zwischen Betriebswirtschaftlichem und Geistlichem unterscheidet.

Betriebswirtschaftliches sollte entsprechend evaluiert werden. Davon unterscheiden wir, was geistlich ist und geistlich beurteilt werden will. Daher sollten wir uns im Geistlichen keine Ziele setzen, die von Zahlenmagie gefesselt sind. Vielmehr sollten wir Ziele als öffnende Themen suchen und formulieren.

Wir brauchen ein Gestalten, dem es zuerst um den Glauben geht. Es organisiert den Gestaltungsprozess selbst partizipativ und transparent. Ihm ist personale Nähe zwischen Menschen wichtig. Auch kirchlich Distanzierte werden dabei um ihrer selbst willen interessant und gefragt sein – nicht nur als Kirchensteuerzahler.

Schließlich brauchen wir ein Gestalten, das weder auf das eigene Defizit fixiert ist noch einseitiger Aufbruchsrhetorik verfällt, sondern das sich am Versprechen von Gottes Nähe orientiert.

Um seinen Segen lasst uns bitten!

¹ Fulbert Steffensky, *Schöne Aussichten*, Stuttgart 2006, 137.

Dietrich Lauter
Kreisoberpfarrer, Köthen

Kirche braucht Freunde

Gemeindliche und kirchliche Arbeit zu stärken, ist vorrangiges Ziel. Aber Kirche existiert nicht im leeren Raum. In ihrem Reden und Handeln muss sie sich immer auch derer bewusst bleiben, die nicht zu ihr gehören: Denn es gibt Menschen, die sich als religiös bezeichnen, die aber nicht der Kirche angehören wollen, und solche, die nicht religiös sind, denen jedoch die Kirche wichtig ist, die bereit sind zu Mitarbeit und Engagement – dies gerade in den neuen Bundesländern! Dass es eine große Zahl von Nichtmitgliedern gibt, die Kirche positiv wahrnehmen, hat für

Anhalt kürzlich die Untersuchung des SWI „Die religiöse und kirchliche Ansprechbarkeit von Konfessionslosen in Ostdeutschland“ gezeigt. Kirche hat dann Zukunft als „Volkskirche“, wenn ein relevanter Teil der Bevölkerung zu ihr gehört. Mitentscheidend für das Gelingen dieser Zukunft sind aber auch das Ausmaß der Akzeptanz unter und die Kommunikation mit denen, die nicht der Kirche angehören. Gerade in Ostdeutschland wird sich an diesem Punkt das Schicksal von Volkskirche mitentscheiden.

Als Ziele wären zu formulieren:

- 2030 hat jede Gemeinde Formen gefunden, Nichtmitglieder in Freundes- und Unterstützern für Kirchengebäude, Orgeln, Schulen, diakonische Einrichtungen und Projekte etc. einzubinden. Dadurch stärkt sie ihre Akzeptanz, bindet Nichtmitglieder in die Arbeit ein und festigt ihre materielle Basis.
- 2030 verfügt jede Gemeinde über eine reflektierte Form der „Pfleger“ ihrer Beziehungen zu Nichtmitgliedern (Öffentlichkeitsarbeit, Information, Beteiligung in offenen Gemeindegremien, Fundraising). Missionarisches Werben und ein Verhältnis gegenseitiger Anerkennung mit Nichtmitgliedern in Freundschaft und Respekt gehören zusammen.
- Ein Umfeld von 20 bis 25 Prozent von nichtkirchlichen „Freunden“ ist zu gewinnen und zu pflegen.

(Wo gehört das in unserem Impulspapier hin? Zum Geld (Leuchter 10) gewiss – aber es geht um viel mehr als nur ums Geld. Soll Kirche im öffentlichen Raum stark und profiliert präsent sein (Leuchter 9), so wird der reflektierte Umgang zwischen „Innen“ und „Außen“ von größter Bedeutung sein. Auch im Bereich Gesellschaftsdiakonie und Bildung (Leuchter 7) müssen bei der Formulierung der Ziele und Methoden immer auch die Nichtmitglieder als Partner im Blick bleiben.)

Auch im Hinblick auf dieses Ziel ist ein Mentalitätswechsel vonnöten.

Chancen ergeben sich stets an den Berührungspunkten von Kirche und „Welt“, von Kirche und Nichtkirche. Diese zu nutzen setzt voraus, dass wir uns immer dessen bewusst sind, dass „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden“, und verstehen, wie den Nichtchristen der Satz gilt: „Keinem von euch ist Gott fern.“ Dazu muss die Bereitschaft vorhanden sein, negative Erfahrungen zu überwinden und aus ehrlichem Herzen offen zu sein für die, die unseren Glauben nicht teilen! Überwunden werden muss die Neigung, sich abzukapseln und abzugrenzen. Wer neue Menschen gewinnen will, muss sich selber ändern; wer das Engagement anderer will und braucht, darf sie nicht als Mitarbeiter zweiter Klasse begreifen.

Stärken wir unsere kirchliche Arbeit, aber vergessen wir die Nichtmitglieder nicht: Wir brauchen sie und sie brauchen uns!

Annegret Lingenberg

Pfarrerin i.R., Karlsruhe

„Jesus ging auf einen Berg, für sich allein, um zu beten ...“ – das berichten die Evangelien an mehreren Stellen. Er zog sich zurück, überließ seine Jünger und die anderen Menschen sich selber, um sich seiner Verbindung zu Gott zu vergewissern und um aus dieser immer wieder erneuerten, belebten und ihn dann durchdringenden Verbindung Kraft und Mut zu schöpfen, die ihn befähigte, sich erneut den Menschen zuzuwenden – verkündigend, heilend.

Liebe Schwestern und Brüder, wo Menschen in der Nachfolge Jesu verkündigen und „heilen“ (im weitesten Sinne) wollen und aufgrund ihres Dienstauftrages, z. B. der Ordination, auch sollen, wo Menschen also am Bau der Kirche Jesu Christi mitwirken wollen und sollen, da gehört diese

geistliche Dimension dazu – und zwar nicht nur am Rande und schamhaft verborgen, sodass man davon, womöglich als einer vermeintlichen Selbstverständlichkeit, nicht zu reden braucht, sondern konstitutiv und grundlegend.

Wo Gottesdienste zur Irrelevanz verkümmern, wo Predigten flach werden, wo die Kommunikation zu Mitarbeitern nicht klappt, wo ein Pfarrer, eine Pfarrerin nie Zeit hat und es nicht mehr hinbekommt, sich im Gespräch dem Gegenüber wirklich ungeteilt zuzuwenden, da sind nicht in erster Linie Fortbildungen angesagt! Nach meiner Beobachtung fehlt es da vor allem an eigenem geistlichem Leben, an eigener betender Vergewisserung des eigenen Glaubens, an Selbstreflexion vor Gottes Angesicht. Da wäre der Rückzug „auf einen Berg“, in die Nähe Gottes, für sich allein, um zu beten, angesagt – und dann erst eine Fortbildung! Eine solche kann dann sicher sehr hilfreich sein, wenn der Wurzelgrund des Glaubens aufbereitet ist. Zeiteinteilung, Kommunikationsfähigkeit, Menschenführung haben, ich wage das mal so zu sagen, sehr viel mit „Spiritualität“, mit Leben aus dem Gebet, ganz schlicht formuliert: mit Frömmigkeit zu tun. Dass man dann im Rahmen von Fortbildungen gewiss auch noch sehr viel lernen kann, steht außer Frage.

Mit diesem Beitrag möchte ich zunächst einfach aufmerksam machen auf eine nach meiner Ansicht grundlegende Dimension kirchlichen Handelns und Planens, die mir im Impulspapier zumindest zu kurz zu kommen, wenn nicht nahezu ganz zu fehlen scheint. Sie hätte dann, wenn wir sie bedenken, ganz konkrete Folgerungen:

- Wir müssen uns klarmachen, dass persönliches geistliches Leben eben keine Selbstverständlichkeit (mehr) ist. Sie kann aber gelernt und geübt werden.
- Wo wir von „Fortbildung“ sprechen, sollte immer auch die Einübung des persönlichen geistlichen Lebens im Blick sein.

- In manchen Landeskirchen gibt es bereits Ausbildungsangebote für „Geistliche Begleitung“, die rege nachgefragt wird. Diesen Vorbildern sollte EKD-weit gefolgt werden.
- Nicht nur in der Ausbildung kirchlicher Mitarbeiter, sondern auch während der aktiven Zeit sollten unsere Mitarbeiter ermutigt, u. U. angeleitet und dann begleitet werden auf ihrem eigenen geistlichen Weg. Wo der geistliche Wurzelgrund gepflegt wird, da kann dann auch Kirche wachsen und gedeihen!

Heinz-Joachim Lohmann

Superintendent, Wittstock / Dosse

Zu jedem Veränderungsprozess gehört die Geschichte des Widerstands gegen ihn. Zu klar liegen die Vorzüge der Gegenwart vor Augen, zu genau weiß jeder, was er oder sie auf keinen Fall aufgeben möchte. Mehr noch: die Aufgabe welcher Details unweigerlich in den Untergang führt. Wenn nicht mehr jede Gemeinde ihre Pfarrerin hat, wenn kleine Gemeinden fusioniert werden, wenn nicht mehr alles vor Ort ist ... Wenn das oder jenes wegfällt, dann ist der Untergang der Volkskirche nahe herbeigekommen.

Die meisten Stellungnahmen zum Impulspapier beginnen mit großer Begeisterung und Dankbarkeit über das mutige Wort, um dann in Hinweisen über Unaufgebbares und Unveränderbares zu enden.

Die meisten Reformprozesse scheitern an Verfahrensfragen. Alle Veränderung setzt auf Einsicht und im kollektiven Interessenkonflikt setzt sich das Bestehende durch. Es sei denn, der äußere Druck ist so groß, dass radikale Umbauten nicht zu verhindern sind.

Ein Blick auf die Urgeschichte allen Umsturzes lehrt uns, wie die Ausgangsvoraussetzungen aller radikalen Umbrüche beschaffen sein müssen. Die Plagen heizten die Stimmung in Ägypten so auf,

dass nur Aufbruch übrig blieb. Alle erwarteten einen Gottesdienst in der Wüste, der dann in eine Massenflucht mündete. Der Anführer Mose glich seine Redeschwäche durch das Talent seines Bruders Aaron aus. Einmal aufgebrochen aus dem Haus der Knechtschaft gab es trotz vielfältiger Sehnsucht kein Zurück mehr. Und mit ihnen ging die Hoffnung auf das verheißene Land.

Unser Druck entsteht durch sinkende Kirchensteuereinnahmen und ungünstige Alterspyramiden. Wir verteidigen das Modell „jeder Kirchengemeinde ihren Pfarrer“ und nehmen kaum wahr, dass gerade mit diesem Modell ein Massenexodus aus der evangelischen Kirche in den letzten dreißig Jahren stattfand, während heute weniger Hauptamtlichkeit häufig mehr Engagement der Gemeindeglieder und weniger Denkfaulheit in den Gemeinden bedeutet. Die Schwäche der unendlich vielen Körperschaften öffentlichen Rechts und mitbestimmungsberechtigten Gremien muss durch Festlegung quantitativer und qualitativer Mindestanforderungen an Gemeinde, Kirchenkreis und Landeskirche in den Grundordnungen korrigiert werden. Das Impulspapier stellt die zentralen Fragen:

- Wie kann die evangelische Kirche zur Heimat für möglichst viele Menschen werden?
- Wie müssen Gemeinden sich organisieren und organisiert werden, damit Menschen in ihnen Gemeinschaft und Antwort auf ihre Fragen finden ?
- Wie finden Hauptamtliche und Ehrenamtliche eine Sprache, die Menschen Lebenskraft gibt?
- Wie verortet sich die evangelische Kirche in den Konflikten der Gesellschaft, in der sie lebt?
- Wie rücken Kirche und Diakonie dichter aneinander?

Die Liste lässt sich durch Lektüre der Leuchtfener beliebig erweitern. Auch wenn die Antworten an vielen Stellen noch nicht überzeugen, kommen wir hinter die Fragen nicht mehr zurück und sie

können nicht mit den Modellen der Vergangenheit gelöst werden.

Wir setzen unsere Hoffnung auf einen Glauben, der darauf vertraut, dass das Unmögliche Wirklichkeit wird: Ein kleines Volk entkommt einer Weltmacht und sein Glaube und seine Hoffnungen prägen die Weltgeschichte. Ein Mann stirbt am Kreuz und wird wieder lebendig.

In diesem Vertrauen müssten alle Bedenken zu überwinden sein.

Helmut Matthies

Chefredakteur, Wetzlar

Wer sich die Zahlen über die Zukunft der EKD ansieht, könnte angesichts der Dramatik der Rückgänge resignieren. Doch genauso, wie es biblisch-realistisch ist, sich im Blick auf die Zukunft nichts vorzumachen, so sollte man ebenso nicht vergessen, dass auch in jüngster Vergangenheit Probleme gemeistert wurden, die einst als unüberwindbar galten. In den 80er-Jahren verbreitete ein Landesbischof den Witz: „Was ist der Unterschied zwischen einem evangelikalen Missionar und einem Bischof? Der Missionar macht die Wilden fromm (und der Bischof die Frommen wild).“ Vor 30 Jahren beschäftigte sich die EKD-Synode in Bad Salzuflen damit, dass immer mehr Parallelstrukturen in der EKD entstanden und die Volkskirche zu zerbrechen drohte, gab es doch kaum etwas, zu dem nicht evangelikal-pietistische Gruppen eine Alternative geschaffen hatten. Heute existieren zwar alle über 30 neuen evangelikalen Werke weiter, aber nicht mehr im Kriegszustand mit den kirchlichen, sondern ergänzend, wenn nicht gar in konstruktiver Zusammenarbeit. Man hat voneinander gelernt. Journalistisch verkürzt: Manche Kirchen sind frömmel und manche evangelikale Werke gesellschaftspolitisch geworden. Eine Reform der EKD kann nur gelingen, wenn der Kurs des

Miteinanders von Kirche und Evangelikalen weitergeführt wird.

Wenn die EKD freilich ihr großes Ziel erreichen will, dass ihr auch 2030 31 Prozent der Bevölkerung angehören, braucht es nichts weniger als eine große Erweckung. Tatsache ist: Fast alle Kirchen – auch die katholische und die meisten Freikirchen – verlieren Mitglieder. Alle müssen sich also die Frage stellen, warum es kaum geistliche Erneuerung in Deutschland gibt. Das Kennzeichen unserer Zeit ist ein Durcheinander in religiösen Fragen. Wir leben im Zeitalter einer Cafeteria-Religion: Jeder stellt sich sein Menü selbst zusammen.

Am vergangenen Wochenende fand in Leipzig mit 3.500 Teilnehmern der von idea verantwortete dreitägige Kongress christlicher Führungskräfte statt. Eine erste Auswertung hat ergeben, dass ein großer Wunsch besteht zu wissen, wer und was eigentlich ein Christ ist. Nach dem Neuen Testament ist Christ, wer eine persönliche Beziehung zu Christus hat und sich ernsthaft bemüht, die Gebote Gottes zu halten. Könnte es sein, dass kaum geistliche Aufbrüche geschehen, weil hier Unklarheit herrscht? Dass als Christ gilt, wer getauft ist, egal was er für richtig hält? Dass dann Christen für Entscheidungen verantwortlich gemacht werden, die Christen gar nicht getroffen haben? Laut Umfragen glauben 28 Prozent der evangelischen Kirchenmitglieder nicht, dass der Herr der Kirche – Jesus Christus – auferstanden ist – also an das Grunddatum der Kirche. Haben wir es hier nicht mit einer massiven Identitätskrise, einer Krise unseres Gottesbildes zu tun? Wer Predigten analysiert, wird feststellen, dass viel von Liebe, Barmherzigkeit und Gnade geredet wird – alles wesentliche Begriffe der Heiligen Schrift. Aber genauso wichtig ist das, was häufig ausgeblendet wird: Sünde und Umkehr. Schließlich wird die gesamte Botschaft Jesu zu Beginn der Evangelien mit den Worten zusammengefasst: „Kehrt um! Ändert euer Leben!“

Bei großen Problemen heißt es kirchlicherseits meist: „Fürchtet euch nicht!“ Wäre nicht öfter mal dran zu sagen: „Fürchtet euch!“ – und zwar vor Gottes Gericht, denn darauf läuft alles zu? Ist es nicht lebensgefährlich, über Themen zu schweigen, die Jesus lebenswichtig sind? Eine Reform kuriert an Symptomen, wenn sie hier nicht ansetzt.

Dr. Martin Neher
Pfarrer / Studienrat, Maulbronn

Miteinander und füreinander

Begrüßenswert an dem Impulspapier der EKD ist das klare Ziel, die Herausforderungen für die Landeskirchen und die EKD für die Entwicklungen bis zum Jahr 2030 hin in den Blick zu nehmen und mit den zwölf Leuchtfeuern die dafür erforderlichen Gespräche zu eröffnen. Die darin enthaltenen Themen sind keiner Landeskirche fremd, da sie den Dreh- und Angelpunkt der je eigenen Überlegungen zu ihrer Zukunftsfähigkeit bilden. Aber die Größenordnung des Gesprächs, die Weite mancher Zielvorstellungen sowie der – immer auch erweiterbare – Themenkanon, mit dem sich im Zuge des Kongresses alle Landeskirchen auseinandergesetzt haben, sind in dieser Form neu.

Inhaltlich ließe sich vieles zu dem Papier ergänzend und zuweilen korrigierend anmerken. Aber die Chance der Zusammenkunft über das Impulspapier kann nicht in einer redaktionellen Überarbeitung liegen, sondern im Ausloten einer konstruktiven Zusammenarbeit im Sinne eines Miteinander und Füreinander mit dem Ziel, auch in Zukunft eine Kirche Jesu Christi mit klarer Perspektive zu haben.

Eine Perspektive, die bereits für die Vergangenheit, unsere Gegenwart und unsere Zukunft von entscheidender Bedeutung war, ist und sein wird, wurde bereits in dem Titel „Kirche der Frei-

heit“ angesprochen. Der Begriff der Freiheit verdient eine vertiefte inhaltliche Auseinandersetzung. Denn er führt in die Mitte unseres Glaubens und Handelns und könnte die thematisch lose verbundenen Leuchtfelder aus theologischer Sicht nicht nur miteinander verbinden, sondern konzentrieren und von innen heraus begründen. So bedeutet Freiheit im biblischen Kontext die von Gott geschenkte Freiheit im Sinne des Glaubens an die Rechtfertigung des Sünders und die damit verbundene Erlösung von dem menschlichen Zwang zur Selbsterlösung. Und diese Botschaft befreit dazu, dass sich der Mensch über sich selbst hinaus öffnen, gemeinschaftsfähig und gemeinschaftswillig werden und soziale Verantwortung übernehmen kann – und das geschieht im Sinne des Bildes vom Leib Christi miteinander und füreinander. Diese Auseinandersetzung mit den zentralen Themen von Gottesbild und Menschenbild auf der biblischen Grundlage ist ein wesentliches Kennzeichen des Evangelischseins zu allen Zeiten gewesen und bildet daher auch die basale Voraussetzung für die weitere Auseinandersetzung mit den Perspektiven für eine evangelische Kirche im 21. Jahrhundert.

Damit ergeben sich Konsequenzen für die inhaltliche Ausrichtung und den Aufbau der 12 Leuchtfelder, insbesondere für das Thema Bildung: Angesichts des beschränkten Raums kann als Beispiel nur ganz skizzenhaft die enge Verbindung von Bildung und Diakonie genannt werden. Denn die Erkenntnis der durch Gott geschenkten Freiheit befreit zum Dienst am Nächsten. Ein weiteres befreiendes Moment für eine Kirche im 21. Jahrhundert besteht auch im Dialog mit gleich, ähnlich und anders Gesinnten. Miteinander zu reden und um eine Sache konstruktiv zu ringen, birgt Befreiendes in sich und besitzt Strahlkraft. Und nicht zuletzt ist es von befreiender Wirkung, wenn aus dem in Unterricht und Predigt vermittelten Orientierungswissen eine Orientierungsgewissheit erwächst, die bei der

Suche nach Antworten auf eine der Grundfragen unserer Zeit hilft: „Wie kriege ich mein Leben auf die Reihe?“ – „Wie werde ich mit meinem Leben mit seinen zahlreichen Anforderungen fertig?“

Diese drei kurzen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass eine Kirche, die sich theologisch aus der Freiheit heraus versteht, auch im Blick auf die gesellschaftlichen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts relevant ist. Ihre Zukunft erhält sie dadurch allerdings nicht.

Dr. Wolfgang Nethöfel

Professor für Sozialethik, Marburg, Frankfurt / Main

Kirchenreform im 3. Jahrtausend

Der biblische, von der Reformation aufgegriffene Urimpuls ist ein Bußruf: „Kehrt um!“ Er erinnert an den liebevoll wartenden treuen Gott. Er lenkt den Blick auf seinen Boten, der feiernd und heilend, helfend und dienend auf ihn verweist. Sein „Folge mir nach!“ weckt die Sehnsucht nach einem Aufbruch in die weite Welt, der das ganze Leben neu orientiert. Auch wer zu Hause bleibt, betrachtet anschließend seine Welt aus der ökumenischen Perspektive jener davonziehenden frohen Schar: von draußen und von unten.

Die Orientierung an diesem Ursprung befreit die Kirche immer wieder aus weltlichen wie aus kirchlichen Bindungen. Der Blick vom Ganzen her auf das, was hier und jetzt in Deutschland der Fall ist, ist die Sache selbst. Nicht schon ökumenische Defizite, wohl aber die Reform-Widerlager, die so sichtbar werden, richten Reformimpulse auf Reformziele aus.

Eine bessere Kirche heute

- weist dem Kulturprotestantismus von Bibel, Bach und Buch seinen Platz zu im Weltbild des neuen Jahrtausends. Weltort und Weltzeit der Kirche ist das global vernetzte

- Raumschiff Erde, in dem nach dem Ende von Schrift- und Buchkultur christliches Orientierungswissen neu interpretiert werden muss.
- wächst gegen den Trend, indem sie aus der Orientierungsfunktion der Weltreligionen für die Weltkultur ihre Zielsetzungen ableitet. Kirchenleitung bedeutet dann Mitwirkungs-, Gestaltungs-, ja Führungsverantwortung im Dialog der Religionen, gegenüber den weltweit wachsenden Pfingstkirchen und innerhalb der Weltbünde und des ÖRK. Sie regionalisiert Ökumene und sie macht regionale Kirche ökumenisch in europäischen Kontexten.
- lockert die institutionelle Selbstbindung kirchlicher Organisation an Verwaltungs-, Körperschafts- und Beamtenrecht und an Steuerprivilegien. Wo immer die Selbsterhaltungsinteressen von Landeskirchen und Ortsgemeinden überwunden werden, erscheinen als alternative Weltgestalten nicht nur Freikirchen, sondern auch globale Hilfsinstitutionen und Solidaritätsbewegungen, in denen sich christliche Orientierungsimpulse verweltlicht haben.
- ist Weltheimat. Von oben, von draußen kommend, liegt das Schiff unten an Land. Wer das nicht vergisst, ist schon in der Heimat auf Kurs. Auch gute Gastgeber für Fremde und Heimatlose sind auf dem Weg dorthin. Sie gestalten heilige Orte und Zeiten, an denen sie nach großer Fahrt zur Ruhe kommen. Aber ihre Heimat bleibt das Meer, über denen die Sterne ihrer Sehnsucht leuchten.

Das Reformpapier kann als Ruf in die ökumenische Weite des Christentums hierzulande gelesen werden. Dann orientiert es zu Lande wie zu Wasser. Denn die Kennung eines jeden Leuchtfuers ist definiert als eine charakteristische Abfolge von Hell- und Dunkelintervallen. Die EKD kann sich zum Reformauftrag das Mandat erwer-

ben, indem sie solche orientierenden Ereignisse, Projekte und Menschen fördert oder auf den Weg bringt und in nachhaltigen Lernprozessen miteinander vernetzt. Benchmarking nach Leuchtfuervorgaben richtet die Reformimpulse so aus, dass sie alte Strukturen entkoppeln und neue Bindungen eingehen können. Das wird nach Wittenberg der entscheidende befreiende Schritt zur Kirchenverbesserung sein.

Christhard-Georg Neubert

Direktor der Kulturstiftung St. Matthäus, Berlin

Am Anfang war die Freundschaft

Im Hause meiner Eltern prägte ein Bild des Malers Lucas Cranach meine Kindheit. In der Bildmitte der gekreuzigte Christus. Auf der Kanzel – zur Rechten des Kreuzes – der Prediger Martin Luther, der mit langem Arm auf den gemarterten Menschen verweist. Im Kirchenschiff zur Linken des Kreuzes dicht gedrängt die Gemeinde. Das Rätselhafte des christlichen Glaubens und die Neugier auf mehr davon hielten sich vor diesem Bilde lange die Waage. Jahre später entdeckte ich das Bild im Altar der Stadtkirche von Wittenberg. Dem Maler war es gelungen, ins Bild zu setzen, was bis heute Grundbestand protestantischen Glaubens und Denkens ist: Christus allein.

Keine Geringeren als Lucas Cranach und Martin Luther stehen am Beginn der Freundschaft zwischen Protestantismus und Kultur. Die Kunst des Malers Lucas Cranach gibt dem Protestantismus in Deutschland ein Gesicht. Sie wird zum Speichermedium und Resonanzboden der Reformation. Zu unseren Chancen und Herausforderungen gehört, an diese produktive Freundschaft von Kunst und Kirche anzuknüpfen.

Kunst und Kultur – Kernbereiche der Kirche

Jede Kirche ist eine Kulturkirche. Und jeder Gottesdienst ist ein kulturelles Ereignis. Im glücklichen Fall gerät die Liturgie zu einem Gesamtkunstwerk aus Wort, Klang, Bild, Bewegung und Raum. Die Rituale unserer Gottesdienste können zu Aufführungsräumen künstlerischer Interventionen werden. Denn sie greifen sensibler als alle Worte und Verwalter jene Beziehung auf, in denen die Offenbarung der Liebe Gottes in Jesus Christus lebt. Es sind die Beziehungen, zu denen uns die absoluten Grenzen nötigen: der Tod, eingespielt in der Taufe; die Liebe, eingespielt im Heiligen Mahl.

In den produktiven Begegnungen zwischen Kunst und Kirche entstehen neue Bilder. Die abgenutzten Klischees haben ausgedient. Die andauernde ästhetische Unterforderung der Christenmenschen im Raum der Kirche führt zur Verkümmern einer der fruchtbarsten und spannungsvollsten Beziehungen – der zwischen den Künsten und der Kirche.

Aufbrüche

Nach Jahrzehnten der Vergesslichkeit vielversprechender Anfänge in der Reformation und der Nichtachtung erfährt die Kultur neue Aufmerksamkeit im deutschen Protestantismus. Nach Berlin, Lübeck, Köln und Stuttgart wurde nun auch in Bremen St. Stephani als Kulturkirche ihrer Bestimmung übergeben. Die Homepage der EKD nimmt dies zum Anlass, die neue Lust der evangelischen Kirche auf Kultur zu feiern. Die Vielzahl der örtlichen Initiativen und die Kulturdenkschrift der EKD haben viel in Bewegung gebracht. Die EKD hat mit der Berufung einer Kulturbeauftragten Glaubwürdigkeit bewiesen, Zeichen gesetzt und Aufmerken erzeugt. Öffentlich zeigt sich wieder, dass entgegen anders lautenden Gerüchten Protestantismus und Kultur gut zusammenpassen.

Jetzt kommt es darauf an, den Weg beherzt weiterzugehen. Denn das Vertrauen der Kulturleute, die sich gegenwärtig noch ungläubig die Augen reiben, ist erst noch zu erwerben.

Um herauszufinden, was sich Kirche und Kultur zu bedeuten haben, brauchen wir Visionen nicht ausgeschöpfter Möglichkeiten. Dazu gehört mehr als das Einrichten von Kulturkirchen. Der entschiedene Abstand von allen Spielarten der Nische und Selbstrechtfertigung wird zum Lackmustest der Ernsthaftigkeit aller Bemühungen in diese Richtung. Stattdessen gilt, sich auf den Weg zu machen an die Orte der Kultur in unserm Land; mutig, neugierig, selbstbewusst wahrnehmen; hören und sehen, was los ist; die Außenansicht gelten lassen und die Sprache kultureller Partnerschaften einüben. Dazu gehört der erkennbar auf Dauer gestellte Dialog zwischen Kirche und den Künsten der Gegenwart; dazu gehört, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer, Kirchenleitende und Synodale ebenso selbstverständlich und kundig den Dialog mit Malern, Dichtern, Musikern, Theaterleuten, Kulturschaffenden jeder Art suchen, wie sie ihn mit Gewerkschaftern und Politikern gesucht haben.

Profilschärfung und Kompetenzgewinn

Das „kulturelle Profil“ der Kirche umfasst das überkommene Erbe, die historische Kulturträger-schaft sowie aktives Gestaltungshandeln in der Gegenwart. Profilschärfung braucht den Zuwachs an Kompetenz der Beteiligten in den Bereichen von Kunst und Kultur. Qualifizierte Anleitung, sowie Beratung und Begleitung von Maßnahmen in den Gemeinden und übergreifenden Projekten sind notwendig. Entsprechend den Zielvorgaben des Impulspapiers ist „Kultur“ nicht nur als Querschnittsthema wahrzunehmen, sondern der Bereich Kunst, Ästhetik und Kultur bedarf analog anderer Arbeits- und Dialogfelder eines eigenen Kompetenzzentrums (Leuchtturm). Jede Landeskirche in der EKD gewinnt mit der Einrichtung

solcher Kompetenzzentren (Kulturkirchen) Profil und öffentliche Erkennbarkeit. Diese Kompetenzzentren sind zugleich die Einrichtungen, um in Kirchengemeinden die hauptamtlichen und ehrenamtlichen Mitarbeitenden in ihrer ästhetischen Kompetenz (Wahrnehmungs-, Reflexions- und Gestaltungsfähigkeit) umfassend zu fördern.

Jede Landeskirche in der EKD sollte wie von der Kulturdenkschrift „Räume der Begegnung“ nahegelegt, Kunst und Kulturbeauftragte berufen, wo es noch nicht geschehen ist. Sie sind die natürlichen Ansprechpartner der Kulturschaffenden und geben dem kulturellen Interesse der Kirche ein Gesicht. Sie bilden gemeinsam mit der Kulturbeauftragten der EKD ein Netzwerk kultureller Vielfalt im deutschen Protestantismus. Sie haben naheliegenderweise ihren öffentlich erkennbaren Handlungsort bei den Kompetenzzentren (Kulturkirchen). Zu ihren Aufgaben gehört, den inneren Zusammenhang zwischen christlicher Religion und den Künsten zur Darstellung zu bringen. Öffentliches Zeichen dafür könnte ein von der EKD und den Landeskirchen gemeinsam einzurichtender Kulturpreis der deutschen Protestanten sein.

Fazit

Wo der christliche Glaube ganz bei sich ist, kann er auch ganz nach außen gehen. Er wagt sich selbstbewusst hinaus auf der Suche nach einer neuen Sprache, nach dem unerhörten Klang trotz aller gepflegter Kirchenmusik; er macht sich auf in die Ateliers der Städte und Dörfer und sucht das Gespräch mit denen, die ihre Sprache in den Kunstwerken immer wieder neu erfinden müssen. Der dabei unausweichliche Streit könnte erweisen, wie zukunftsfähig der christliche Glaube im 21. Jahrhundert ist.

Alle, die sich auf diesen Aufbruch einlassen, wissen um die Chancen und Risiken. Aber auch hier gilt: „Leise müsst ihr das erbringen, die gelinde Macht ist groß.“ (Johann Wolfgang Goethe)

Sigrun Neuwerth

Präses der Kreissynode Pankow, Berlin

Auf dem Weg zu Dienstleistungszentren: Einsatz von Ehrenamtlichen

Es gehört zum Selbstverständnis der evangelischen Kirche, von ehrenamtlich Mitwirkenden zusammengehalten zu werden. Das gilt für die Verwaltung in wachsendem Maße; gewollt vor allem aus Gründen finanziellen und personellen Mangels in den kirchlichen Verwaltungseinheiten.

Problematisiert wird die Tätigkeit von Ehrenamtlichen aber vorwiegend dann, wenn sie auch in der Verkündigung an die Stelle von Hauptamtlichen treten (müssen). Es ist die Rede von der geistlichen Verantwortung gemeinsam mit den Pfarrerinnen und Pfarrern. Ausgeübt und wahrgenommen wird aber in hohem und wachsendem Maße Verantwortung in finanziellen, juristischen, personellen Belangen sowie Bau- und Grundstücksfragen. Die tatsächliche und „gefühlte“ Verantwortung ist eine andere als die beschriebene.

Der Mentalitätswandel muss daher den Gesamteinsatz von Ehrenamtlichen ausleuchten. Ich rege daher an, im Zuge des Erneuerungsprozesses auch für die Verwaltung Leitlinien zur Modernisierung zu zeichnen mit dem Ziel, die aktuell manches überdeckenden Verwaltungsfragen in eine angemessene Hintergrundtätigkeit zu verwandeln.

Folgende Aspekte sollten mit Blick auf 2030 berücksichtigt werden:

- Wir anerkennen als Kirche, dass Ehrenamtliche in Leitungsfunktionen Verwaltung verantworten. Die Gemeinden sind in der Lage, in der Bürgergesellschaft den Wettbewerb um ehrenamtlich Mitarbeitende auch für die Verwaltung zu gewinnen.
- Dazu ist in vielen Bereichen die Verwaltung radikal vereinfacht worden. Je

weniger komplex und je ähnlicher den Vorgängen anderer Bereiche aus Wirtschaft und Verwaltung, umso eher ist solche Arbeit ehrenamtlich zu leisten.

- Die kirchlichen Verwaltungseinheiten (Verwaltungsämter, Konsistorien) sind auf Ehrenamtliche hin orientiert. Sie erwarten nicht, dass berufstätige Ehrenamtliche ihre Erwerbsarbeit auf die kirchliche Tätigkeit hin organisieren. Öffnungszeiten, Arbeitsorganisation, Sachkompetenz sind darauf eingestellt; es gibt Hotlines, die an ein Netzwerk von Spezialisten weitervermitteln helfen.
- Die kirchlichen Ebenen definieren als Orientierungsmarken einen Anteil (Verhältnis Verwaltung: Verkündigung), der unabdingbar ist, aber nicht überschritten wird. Der weit überwiegende und nach allen Möglichkeiten wachsende Anteil an Personal- und Finanzeinsatz ist für die Verkündigung in Wort und Musik (!) vorgesehen.

Wolf Dietrich von Nordheim

Propst, Uelzen

In Abschnitt a), 2. Absatz, werden Belastung und Verunsicherung der Pfarrerschaft gut beschrieben. Wenn aber Überlastung das eigentliche Problem der Frauen und Männer im Pfarramt ist, so ändert sich diese nicht „durch Aus-, Fort- und Weiterbildung“ oder „besondere Würdigung in positiven Zukunftsbildern“, sondern nur durch Entlastung.

Soll diese nicht gleichzeitig Rückzug aus dem Dienst bzw. aus Teilen der bisherigen Gemeinden bedeuten, so müssen die Lasten, die auf dem Pfarramt ruhen, genau beschrieben werden, so dass sie reduziert, delegiert oder fallengelassen werden können.

Erstaunlicherweise fehlt dieser Gedankengang in dem Text „6. Leuchtfener“.

Die Aufgaben der Gemeindeleitung könnten nach präziser Beschreibung und Gliederung zum größten Teil auch in die Hände von Nicht-Ordinierten gelegt werden, sodass den Ordinierten die tatsächliche „bereinigte“ Aufgabe der geistlichen Leitung bliebe; organisatorisch-administrative Leitungsarbeit sollte perspektivisch vom ordinierten Amt getrennt werden; die Option dazu sehen die Gemeindeordnungen und Verfassungen vieler Landeskirchen längst vor.

Nach hannoverscher Kirchenverfassung und Kirchengemeindeordnung sind die Träger des ordinierten Amtes ein Teil des Amtes der Verkündigung in einer Kirchengemeinde / einem Kirchengemeindeverbund. Zur Entlastung der weniger werdenden Ordinierten (die damit für immer größer werdende Bezirke zuständig sein werden) könnte es beitragen, nach genauer Beschreibung und Gliederung der Aufgaben im Amt der Verkündigung Teile der bisher allein auf den Ordinierten ruhenden Aufgaben dauerhaft und verbindlich (und sei es auf Zeit) an andere, von der Kirche durch entsprechende Ausbildungs- und Prüfungsgänge dafür qualifizierte Gemeindeglieder zu übertragen.

Damit könnten die Ordinierten auch stärker in ihrer universitär erworbenen Qualifikation als Theologen / Theologinnen fungieren: Jede(r) Ordinierte(r) könnte theologisch-geistliche(r) Leiter von 10–15 leitenden Ehrenamtlichen inklusive Mitgliedern des Amtes der Verkündigung sein.

Durch die Instrumente der regelmäßigen Gemeindevisitation und des Jahresgesprächs für die Ordinierten könnten (bei gegebener landeskirchlicher Rechtslage!) die für Definition, Delegation bzw. Aufgabe von „Lasten des Pfarrdienstes“ nötigen Klärungsprozesse Schritt für Schritt vorangetrieben werden. Darin wäre die Leitungsebene Kirchenkreis / Dekanat etc. institutionalisierte Hilfe zur Entlastung der Ordinierten im Gemeindedienst. Verbunden wäre dies selbstverständlich

mit einer größeren Übertragung von Pflichten und Rechten auf andere kirchliche Berufsgruppen und Ehrenamtliche (gewählt oder berufen).

Wenn das Grundproblem der Pfarrerschaft zu hohe und noch zunehmende Belastung ist, so besteht die Aufgabe darin, Entlastungen (s.o.) zu legalisieren und zu institutionalisieren sowie für unterschiedliche Leistungsprofile der Ordinierten unterschiedliche Arbeitssituationen verfügbar zu machen.

Der Lösungsbeitrag einer vorgeschlagenen Höherstufung / finanziellen Würdigung einiger aufgrund von Kompetenz- und Leistungsgesichtspunkten ist im Pfarramt nicht erkennbar. Eher schüfe es mehr Ungleichheit, mehr Konkurrenzgefühle, mehr Würdigungsdefizite bei der Mehrheit der Ordinierten.

Besonders Begabte sollten wir in klugem geistlichem Personalmanagement mit Aufgaben und Funktionen betrauen, in denen sie ihre Fähigkeiten und geschenkten Gaben voll entwickeln können, statt sie mit finanziellen Gaben (unter Zurücksetzung anderer) „motivieren“ zu wollen.

Wo die zu hohe Quantität von Arbeit das eigentliche Problem darstellt, wird dieses nicht kleiner durch erhöhte Quantität des Gehaltes.

Dorothea Patberg

Pfarrerin, Delmenhorst

Ich freue mich außerordentlich darüber, dass das Impulspapier eine breite Diskussion über die Zukunft unserer Kirche angestoßen hat. Von den zukunftssträchtigen Vorschlägen kann ich viele begrüßen, insbesondere das Anliegen, Bildung und Weiterbildung einen höheren Stellenwert einzuräumen.

Ich möchte jedoch auf eine Schwierigkeit hinweisen, die gerade diesen zentralen Punkt betrifft. Ich meine die angestrebte Qualitätsoffensive mit dem Instrument von mehr Fort- und Weiter-

bildung der hauptamtlich Mitarbeitenden, insbesondere der Pfarrerinnen und Pfarrer. Solange wir hervorragend ausgebildete, berufserfahrene, ja oftmals sogar doppelt qualifizierte Theologinnen und Theologen überhaupt nicht adäquat einsetzen können, weil es gar nicht genug Stellen gibt, kann ich den Sinn weiterer Fortbildung nicht erkennen.

Ich weiß von Personalreferenten aus drei verschiedenen Landeskirchen, die darüber stöhnen, dass sich ihre Pfarrerinnen und Pfarrer viel zu viel fortbilden – oftmals sogar noch auf eigene Kosten. Es ist Verschwendung von Zeit, Geld, Kraft und Hoffnung derjenigen, die sich hochmotiviert fortbilden und dennoch nur eine halbe Stelle bekommen oder gar nach der Rückkehr aus einem Auslandspfarramt oder der Militärseelsorge in den Wartestand versetzt werden. Oder als theologischer Nachwuchs gar arbeitslos bleiben. Wie soll sich da Leistung lohnen?

Bisweilen wird dem entgegengehalten, dass man sich auch mit einer halben Stelle hundertprozentig in einer Gemeinde betätigen könne, ja sogar solle. Ich halte das für eine ungerechte Struktur. Wenn die EKD – zu Recht – eine gerechte und nachhaltige Weltwirtschaftsordnung einfordert, kann sie in ihrem eigenen Bereich schwerlich ungerechte Strukturen fördern. Insofern vermissen ich konkrete Vorschläge dazu, wie der offensichtlich anstehende Stellenabbau menschlich und wirtschaftlich fair gestaltet werden könnte.

Vor diesem Hintergrund müssten wir auch kritisch über den verstärkten Einsatz ehrenamtlicher Arbeit nachdenken. Eine erhebliche Anzahl von Menschen kann es sich finanziell gar nicht leisten, ohne Bezahlung zu arbeiten. Sie ist darauf angewiesen, etwas zu verdienen. Wenn unbezahltes Laienengagement als wesentlicher Faktor angestrebt wird, dann bedeutet das auch eine strukturell vorgegebene Ausgrenzung bestimmter Gruppen – wo doch gerade die Milieuverengung überwunden werden sollte.

Und es bedeutet einen Schritt in die Richtung all derjenigen Unternehmen, die schon jetzt nach der Devise handeln: immer weniger bezahltes Personal immer effizienter einzusetzen – ohne sich beispielsweise um die gesundheitlichen Spätfolgen zu kümmern, denn diese Last tragen nach einer Entlassung ja andere. Ich erwarte von unserer Kirche, derartiges Verhalten ethisch zu hinterfragen.

Im Übrigen beglückwünsche ich die Verfasser des Impulspapiers zu dem Titel „Kirche der Freiheit“. Mit diesem Stichwort wird protestantisches Profil exzellent auf den Punkt gebracht.

Annette Pawelitzki

Mitglied der Kirchenleitung, Büdelsdorf

Sehr geehrte Damen und Herren, ich habe das Impulspapier mit viel Interesse gelesen. Es enthält viele bedenkenswerte Impulse, aktiv anzupacken, doch gestört hat mich auch vieles. Ganz besonders die Sprache aus dem Werbemanagement, die sich im ganzen Papier durchhält. Das liest sich zuerst eingängig und erst nach einer Weile wird man oder Frau skeptisch. Diese Sprache, die übrigens in vielen Disziplinen längst wieder abgelegt wird, betrachtet Menschen vornehmlich als Funktion, und eben gerade nicht als ganze Menschen. Schnell wird der Eindruck vermittelt, dass, wenn wir uns alle nur richtig anstrengen würden, wir Gottes innovative Kirche errichten könnten. Diese Machbarkeit (ich habe überhaupt nichts dagegen, dass alle ihr Bestes geben) orientiert sich nur an Effektivität und Qualität, Menschen werden nur noch definiert über das, was sie leisten. Nicht von ungefähr ist es dann so, dass viele Kapitel des Impulspapiers mit einer vehementen Abwertung dessen, was ist, beginnen. Ich teile durchaus, dass etliches anders werden muss. Es ist aber eine Frage der inneren Haltung, ob bspw. Gutes, das

entsteht, weil viele schon ihr Bestes geben, ausführlich dargestellt wird, um es dann auszubauen oder ob das Gute nur sporadisch vorkommt. Diese Sprache jedoch entwertet evtl. verhindert sie sogar Theologie. Auf jeden Fall entgeht ihr die Differenzierung zwischen Männern und Frauen, zwischen Ost und West und Aussagen zur Ökumene. Diese Sprache ist eben plakativ, dafür wurde sie entwickelt, für Plakate. Ich bin Sozialwissenschaftlerin und komme aus dem PR-Bereich, arbeite also auch mit dieser Sprache, für Anzeigen, Werbung etc., bin mir aber ihrer Begrenztheit und ihrer Verführung bewusst. Jede Sprache schafft Wirklichkeit. Diese Sprache taugt nicht für das Selbstverständnis der EKD. Übrigens hat auch Urs Widmer, der international renommierte Autor, vor ein paar Tagen auf seiner ersten Frankfurter Poetikvorlesung genau mit dieser abwertenden Werbesprache abgerechnet, mit diesen Worthülsen, mit dieser Wort-Programmatik. Genau gegen dieses funktionale Denken sollten wir als Christen steuern. Wünschenswert wäre deutlich mehr selbstreflexive Kompetenz. Ob dann das Kreuz (als Zeichen für Christi Tod und Auferstehung) als Logo auch noch mit einem Ausrufezeichen versehen werden muss, ist Geschmackssache.

Zu den hauptamtlich angestellten Mitarbeitenden: Da wird es 2030 kaum mehr welche geben. Die müssen „überproportional bespart“ werden. Das wird eine arme Kirche werden, die meint (bei aller Anerkennung der Pastorenschaft), Pastoren und Pastorinnen könnten alles. Es gab einmal Zeiten, da war es anders herum, und die Kirche hat davon profitiert: Da wurde auf eine Pfarrstelle eine Pädagogin gesetzt, weil man der festen Überzeugung war, dass man genau diese unterschiedlichen Qualifikationen brauchte. Wir brauchen jetzt und in Zukunft hochmotivierte Mitarbeitende, Hauptamtliche verschiedenster Qualifikationen und Ehrenamtliche – nur so wird der Geist der Kirche in viele Richtungen strahlen.

Nun wird solch eine Kritik am Impulspapier schnell begrüßt, genau das habe man ja gewollt, denn es seien ja Impulse. Kritik als Bestätigung des Papiers. Doch daran liegt mir nun sehr: die Inhalte der Kritik ernst genommen zu wissen.

Thomas Pfennigsdorf
Pfarrer, Wörlitz

Liebe Schwestern und Brüder, die Beschäftigung mit dem Papier „Kirche der Freiheit“ hat im Theologischen Ausschuss der Synode der Evangelischen Landeskirche Anhalts bei einigen das Gefühl erzeugt, bei der vorliegenden Schrift handele es sich nicht um ein Impulspapier, sondern um einen Masterplan. Die sehr klar umrissene Neustrukturierung der Landeskirchen im Leuchtfeuer XI deutet darauf hin. Hier entwirft die EKD ihr Programm von Kirche, wie sie im Jahre 2030 aussehen soll.

Das ist kühn. Die Autoren der „Kirche der Freiheit“ können gar nicht wissen, wie bei uns in Deutschland im Jahr 2030 die kirchliche Situation sein wird, denn das Wirken und die Kreativität des Heiligen Geistes kann keiner voraussagen.

Als Impulspapier können wir ihm wichtige Anregungen entnehmen:

Wir haben in unserem Ausschuss überlegt, ob wir nicht Ähnliches für die Evangelische Landeskirche Anhalts entwerfen sollten, allerdings nicht mit der Jahreszahl 2030, sondern mit dem näheren Ziel 2015: Wie soll unsere Evangelische Landeskirche Anhalts im Jahr 2015 aussehen? Hier könnte ein Gesprächsprozess initiiert werden, der die Gemeindeglieder und an Kirche interessierte Menschen miteinbezieht.

Vielleicht könnte so die Evangelische Landeskirche Anhalts eine Vorreiterrolle für diese zukünftige Entwicklung übernehmen, da in einer kleinen Landeskirche Impulse schneller umgesetzt werden können als in einer großen.

So ist zum Beispiel die Nähe zu den Menschen ein besonderes Merkmal unserer Landeskirche, die wir pflegen und ausbauen wollen, wie sie im 1. Leuchtfeuer beschrieben wird.

Positiv ist für uns, dass die Diskussion um die Zukunft der Kirche angeschoben wurde, nicht so gut finden wir, dass das von oben passiert.

Ich freue mich auf eine spannende Entwicklung, die einiges anstoßen wird.

Dr. Detlef Pollack
Professor für vergleichende Kultursoziologie, Frankfurt / Oder

Kleine Schritte statt Mentalitätswandel: Bemerkungen zum Impulspapier des Rates der EKD

Das Impulspapier des Rates der EKD gibt eine Beschreibung der sozialen Situation, in der sich die evangelischen Kirchen in Deutschland befinden, formuliert in kühner Vision, was zu tun das theologisch Gebotene ist, und weist bereits erste Schritte, die gegangen werden können, um die Lage der Kirche zu verbessern. Es geht damit – was man sich immer gewünscht hat – das Problem des kirchlichen Traditionsabbruches nüchtern und mutig an. Dennoch ergeben sich aus dem Papier auch einige kritische Fragen, von denen drei hier aufgeworfen werden sollen.

a) Ist das Impulspapier tatsächlich in der Lage, die Kontextbedingungen kirchlichen Wirkens nüchtern wahrzunehmen? Den Ausgangspunkt der Analyse bildet die Erkenntnis der zukünftigen kirchlichen Gestaltungseinschränkungen, wenn alles so weitergeht wie bisher. Obwohl die Krise, in der sich die Kirche befindet, genau wahrgenommen wird, werden aber auch die Chancen, die in der angeblichen Wiederkehr der Religion sowie in innerkirchlichen Aufbrüchen liegen, benannt. Beide Beobachtungen scheinen mir allerdings die

gesellschaftliche Lage, in der sich die Kirche derzeit befindet, nicht genau zu treffen. Es ist richtig, es gibt ein neues Interesse an Religion, eine weit verbreitete Bejahung christlicher Erziehung und religiösen Unterrichts, eine Akzeptanz der christlichen Tradition und der Sichtbarkeit der Kirchen in der Gesellschaft, einen Bedarf für kirchliche Begleitung in gesellschaftlichen Krisensituationen und persönlichen Lebenswenden (Kasualien), aber sowohl die Verbundenheit mit der Kirche und die Beteiligung an ihren Kernangeboten sind langfristig rückläufig als auch die Zustimmung zu christlichen Glaubensaussagen einschließlich des Glaubens an Gott nehmen ab. Die Mehrheit der Kirchenmitglieder steht in großer Distanz zur Kirche, und die Bereitschaft zum ehrenamtlichen Engagement hält sich in engen Grenzen. Die Zahl der Konfessionslosen, aber auch der religiös Indifferenten ist im Wachsen begriffen. Aus einer solchen Situationsdiagnose lässt sich nur wenig Hoffnung auf eine Umkehr des dominanten Trends, wie sie das Impulspapier erreichen will, gewinnen.

- b) Besitzt das Impulspapier die Fähigkeit, der nüchternen Wirklichkeitsanalyse ihr eigenes Recht zu geben, oder subsumiert es die vorgenommenen diagnostischen Einsichten vorschnell unter theologische Therapievorstellungen? Ich denke, Letzteres ist der Fall. Wenn ein umfassender Mentalitätswandel angemahnt wird, wenn für eine Schärfung des protestantischen Profils, für Konzentration, Aufbrechen überkommener Strukturen und Außenorientierung plädiert wird, dann tut man so, als wüsste man, was das Nottuende ist, bevor denn die Analyse der Situation in der erforderlichen Intensität und Differenziertheit durchgeführt worden ist. Aber auch diejenigen, die vor uns das Steuer des Kirchenschiffes in Händen hielten, waren nicht einfach

- uninspirierte und situationsvergessene Dummköpfe. Warum sollte es mit der Kirche besser werden, wenn wir es anders machen als sie? Die behauptete Notwendigkeit der Kurskorrektur ist geboren aus der Einsicht in die dramatischen Folgen einer kontinuierlichen Fortschreibung des gegenwärtigen Kurses. Aber woher nehmen die Verfasser des Papiers die Hoffnung, dass es durch einen Kurswechsel besser wird als bisher? Mit einer mutigen Vision springen sie weit nach vorn. Aber vielleicht ist es in der gegenwärtigen Situation ja verheißungsvoller, nicht auf Profilierung, Konzentration, Strukturwandel und Außenorientierung, sondern auf Diffusion, Entspezifizierung, Strukturhaltung und Selbstbewahrung zu setzen? Angesichts komplexer und differenzierter werdender gesellschaftlicher Verhältnisse ist es ebenso wichtig, ein unterscheidbares Profil auszubilden wie mannigfaltige Anknüpfungspunkte zur Gesellschaft herzustellen, sich zu konzentrieren wie die Kontaktflächen zur Gesellschaft zu verbreitern, Strukturen preiszugeben wie das, was es an überlieferten Arbeitsformen gibt, zu erhalten, sich nach außen zu wenden wie nach innen und die eigenen Arbeitsformen zu reflektieren, zu kontrollieren und zu optimieren. Theologische Zielvorstellung und gesellschaftliche Analyse fallen sich vorschnell in die Arme.
- c) Differenziert das Impulspapier deutlich genug zwischen dem, was die Kirche beeinflussen kann, und dem, was ihren Handlungsmöglichkeiten verschlossen bleibt? Wenn der Hoffnung Nahrung gegeben wird, dass es möglich sei, gegen den Trend zu wachsen, so scheint dieser Differenzierung nur unzureichend Rechnung getragen zu sein. Wenn die evangelischen Kirchen in den letzten drei Jahrzehnten bis auf wenige Ausnahmen (Weihnachtsgottesdienstbesuch, Wiedereintritte) im Wesentlichen

Abbrüche hinnehmen mussten, dann ist es in hohem Maße unwahrscheinlich, dass sich dieser Trend, wenn denn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, denen die Kirchen ausgesetzt sind, gleich bleiben, umkehrt. Genau das aber strebt das Impulspapier an. Es ist nicht auszuschließen, dass, wenn die Vorschläge des Impulspapiers umgesetzt werden, dies auf eine groteske Selbstüberforderung der Kirche, ihrer Mitglieder und vor allem ihrer Mitarbeiter hinausläuft und am Ende (2030) die Resignation noch größer ist als heute.

Wäre es angesichts der erkennbaren Abwärtsbewegungen in der Kirche in den letzten Jahren nicht realistischer, kleine Veränderungen als eine radikale Umkehr anzustreben? Wäre es nicht klüger, sich vorsichtig abtastend, jeden Schritt reflektierend, je nach Lage, mal zögernd, mal zupackend vorwärtszubewegen, sodass Fehler schnell korrigiert werden können und Gelingendes ausgebaut zu werden vermag, solange es funktioniert, und ebenso schnell wieder aufgegeben werden kann? Das schließt es nicht aus, dass das Handeln der Kirche auch von großen Inspirationen geleitet wird. Diese sollten aber stets gezähmt werden durch die Bezugnahme auf das, was situativ möglich ist und als wahrscheinlich einleuchtet. Kirche muss lernende Kirche sein. Sie sollte sich nicht auf Wandel, Aufbruch, Umkehr und Öffnung fixieren, sondern ihre Handlungsinstrumente flexibel einsetzen.

Monika Renninger
Pfarrerin, Stuttgart

Leuchtf Feuer 1 – Den Menschen geistliche Heimat geben

Alles zu wollen, wird normalerweise bei Kirchens eher kritisch gesehen. So jedenfalls erlebe ich oft

den kritisch-kirchlichen Blick auf gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklungen mit ihrem Anspruchsdenken und ihren Methoden, Wünsche und Ziele konsequent und zügig umzusetzen. Vermutet wird: Wer alles will, überrennt andere und setzt sich gegen andere durch.

Das Zukunftspapier weckt im Leuchtf Feuer 1 den Eindruck, dass hier ein – um das Papier zu zitieren – deutlicher „Mentalitätswandel“ stattgefunden hat: Alles zu wollen, ist in Ordnung. Alle Verstorbenen, die zur ev. Kirche gehören, sollen kirchlich bestattet werden, alle Kinder getauft, auch wenn nur ein Elternteil evangelisch ist, alle Eheschließungen, bei denen beide evangelisch sind, mit einer kirchlichen Trauung verbunden sein. Anspruchsvolle Ziele sind das, gewiss, aber man muss ja nicht gleich selbst einen Rückzieher machen, wenn man sich etwas vorgenommen hat. Mit meinen Erfahrungen als Gemeindepfarrerin im städtischen Zusammenhang lässt sich das allerdings kaum in vernünftige Verbindung bringen – da klingen solche Ziele wie das Pfeifen im dunklen Wald. Deshalb würden mir fast alle genügen.

Denn da haben die Verfasserinnen und Verfasser des Papiers schon recht, meine ich: Wir müssen wieder mehr werden, und wir müssen diejenigen, die (noch) Kirchenmitglieder sind, diese Zugehörigkeit wieder als einen Schatz entdecken lassen, den zu öffnen sich für sie lohnt. Und wenn wir das wollen, dann müssen wir auch sicherstellen, dass wir nicht nur damit locken und verführen, sondern dass der Schatz des Evangeliums und der Traditionen, die daraus gewachsen sind, auch da ist und gehoben werden kann. Im Papier wird formuliert: „Wir sollen (in unseren Angeboten) die Fülle, den Glanz und die Dichte evangelischer Frömmigkeit aufleuchten lassen.“ Schön gesagt, finde ich! Ich bin froh, dass ich aus meiner Gemeindepraxis auf parochialer und regionaler Ebene einige Projekte miterlebt habe, in denen das gelungen ist und gelingt.

Zu Recht wird der Anspruch erhoben, dass Menschen dabei eine verlässliche, wiedererkennbare und zugewandte kirchliche Ausstrahlungskraft erwarten dürfen. Auch ich kann viele konkrete Beispiele beisteuern, wie Menschen das bei bestimmten Anlässen oder in persönlichen Erfahrungen mit Pfarrerinnen und Pfarrern oder anderen kirchlichen Mitarbeitern / Mitarbeiterinnen erlebt oder auch nicht erlebt haben, und zum Glück gilt da das im Papier zitierte Bahn-Gesetz nicht immer. In der Kirche stehen immer Einzelne für das Ganze, und die Glaubwürdigkeit des Evangeliums wird an der Ausstrahlung und dem Tun und Reden des Gegenübers gemessen. Das ist so geworden, und vor dieser persönlichen Bürgschaft schützt auch nicht mehr das kirchliche Amt, das eigentlich als Amt oder Rolle an sich, die jemand einnimmt, dafür bürgen sollte.

Das macht das mit der Qualität so schwierig. Hier werden ja keine Matheaufgaben gelöst oder Vokabeln abgefragt, sondern die Kommunikationsvorgänge, die für alle kirchlichen Lebensäußerungen Voraussetzung sind, hängen von der Gestaltungskraft Einzelner ab. Kann der, kann die das? – Die Klärung der personellen Voraussetzungen müsste also am Anfang des Theologiestudiums oder eines anderen kirchlichen Ausbildungsweges stehen. Die Offenheit, wohin der Weg einen in der Beschäftigung mit Fragen des Glaubens führt, müsste sich irgendwann rechtzeitig vor der Entscheidung über die beruflichen Möglichkeiten auf einen Punkt der Klärung zubewegen – um aller willen, die nachher damit leben müssen. Fort- und Weiterbildung, kollegiale Beratung, ein Kanon an Tradition und die Entwicklung von Kriterien, was wie gehandhabt wird und mindestens sein muss, gehören als Merkmale einer bewussten Gemeinschaft natürlich dazu. Denn: Wer mitwirken will, dass sich Menschen beheimaten können in unserer Kirche, muss selbst geistliche Heimat in ihr gefunden haben.

Ulla Reyle

Dozentin für Gemeindediakonie / -pädagogik, Denkendorf

Zu den großen Stärken des Impulspapiers gehört, dass sich in diesem protestantische Theologie und wirtschaftlicher Sachverstand begegnen. Allerdings hätte ich mir gewünscht, dass deutlicher herausgearbeitet wäre, dass die Handlungsansätze des Qualitätsmanagements kein Selbstzweck sind, sondern ausschließlich die Funktion haben, einen fruchtbaren Boden zu fördern für das Wirken Gottes und insbesondere des Heiligen Geistes mit seiner Kirche.

Zwei Punkte im Impulspapier haben mich allerdings sehr befremdet:

Der eine ist die, auch von der VEDD kritisierte, Tatsache, dass Diakoninnen und Diakone mit ihrer diakonisch-theologischen Ausbildung als von der Kirche in ein Amt berufene Berufsgruppe überhaupt nicht erwähnt werden. Pfarrerinnen und Pfarrer sollen die alleinige Schlüsselrolle in einer zukünftigen Kirche übernehmen, notfalls auf Kosten anderer hauptamtlich Mitarbeitenden.

Der andere Punkt ist die Tatsache, dass ein Papier, das als Zukunftsperspektive das Jahr 2030 nennt, eine der zentralen gesellschaftlichen Herausforderungen offenbar übersieht, die demografische Entwicklung. Ich möchte jetzt nicht in das weit verbreitete Krisenszenarium einstimmen, die Zahlen können im 5. Altenhilfereport nachgelesen werden. Nur so viel: Im Jahr 2030 wird die demografische Alterung in Deutschland ihren Höhepunkt erreicht haben. Der vor Kurzem im ZDF ausgestrahlte Demografie-Krimi „Aufstand der Alten“ zeichnet ein entsetzliches Bild, weil er sich einerseits an den Defiziten hochaltriger Menschen orientiert und dem den verzweifelten Terror der „zornigen Alten“ als Alternative gegenüberstellt. Gleichzeitig macht der Film deutlich, was schlimmstenfalls passieren könnte, wenn die demografische Entwicklung inhaltlich und werte-

mäßig nicht nachhaltig gestaltet wird, solange noch Zeit ist. Und es ist jetzt allerhöchste Zeit. Wir können seit Langem erkennen, wie die Politik mit dieser Gestaltungsaufgabe überfordert ist und ich denke, dass die Glaubwürdigkeit unserer Kirche nicht nur davon abhängt, wie sie mit Kindern und jungen Familien, sondern in ganz besonderer Weise auch mit den Bedarfen und Fähigkeiten von älteren und hochaltrigen Menschen umgeht.

Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten: Nicht erst für das Jahr 2030, sondern bereits heute haben wir in der württembergischen Landeskirche ein Konzept entwickelt, welches über eine zweijährige berufsbegleitende Weiterbildung die professionellen Kompetenzen von Diakoninnen und Diakonen mit gerontologischen und gerontopsychiatrischen Handlungskompetenzen anreichert und verbindet. Über eine Veränderung der Dienstaufträge wird diese Berufsgruppe ihre zentrale Aufgabe zunehmend in der Planung, Durchführung und Umsetzung von generationenübergreifenden und altersspezifischen Projekten in der Parochialgemeinde haben. Ein wesentlicher Anteil dieser Projekte liegt in der Förderung und Begleitung von ehrenamtlichem Engagement von und für unterschiedliche Altersgruppen. Eine wesentliche Zielsetzung dieser hauptamtlichen Tätigkeit wird in der Herstellung von Strukturen bestehen, die es alten und hilfebedürftigen Menschen ermöglichen, möglichst lange im häuslichen Umfeld zu leben. Dazu gehört auch die seelsorgerliche Begleitung von pflegenden Angehörigen und die Förderung von Entlastungsangeboten für diese. Die Gestaltung von Gottesdiensten und Andachten sowie ein partieller Seelsorgeauftrag in einer stationären Altenhilfeeinrichtung kann die Verbindung zur Kirchengemeinde mit ihren Ressourcen gewährleisten. Kirche der Freiheit bedeutet auch Kirche der Zukunft und ein Wahrnehmen der veränderten Bedingungen, mit deren Chancen und Belastungen die Generationen in den nächsten Jahrzehnten zu leben haben.

Johannes M. Röskamp

Student, Lüneburg

Zwischen Anspruch des Studiums und Wirklichkeit des Pfarrberufes – der Spagat des theologischen Nachwuchses

Liebe Schwestern und Brüder, in Leuchtturm 6 geht es um den Beruf des Pfarrers im Jahre 2030. Dort heißt es über die Pfarrer der Zukunft: „Zu ihren Schlüsselqualifikationen gehören (...) geistliche Präsenz, (...) kommunikative Kompetenz, Teamfähigkeit und Leitungsbereitschaft.“ Das alles klingt nach einem hohen Anspruch. Dennoch: Ich finde das Impulspapier an dieser Stelle ausgezeichnet. Die genannten Kompetenzen sind in der Tat genau diejenigen, die ein Pfarrer in seinem Arbeitsalltag am dringendsten benötigt. Diese geforderten Fähigkeiten sind also keine wünschenswerten Zusätze – sie sind absolute Notwendigkeiten! Sie sind gewissermaßen „nota pastoris“.

Wenn wir aber in der ev. Kirche diese Kompetenzen als notwendig für das Pfarramt erachten, warum scheuen wir uns dann davor, die Ausbildung des theologischen Nachwuchses an diesen Maßstäben auszurichten?

Als Theologiestudent kurz vor dem Examen möchte ich sagen, dass ich glücklich gewesen wäre, wenn ich alle diese genannten Fähigkeiten im Laufe meines Studium hätte lernen dürfen.

Die Realität sieht leider anders aus: Die theologische Ausbildung, wie wir sie zurzeit in Deutschland praktizieren, hat eine fast ausschließlich akademisch-kognitive Ausrichtung. Die Pfarrer sollen und wollen mit Menschen arbeiten, aber ausgebildet werden sie fast ausschließlich an Büchern. Alles praktische Lernen dagegen wird weit nach hinten, in die zweite Ausbildungsphase geschoben.

Wenn es uns ernst ist mit dem im Impulspapier gezeichneten Bild eines Pfarrers, dann lassen Sie uns dringend an der Ausbildung der

jungen Theologen arbeiten! Lediglich einen Forde-
rungskatalog aufzustellen, welche Fähigkeiten
Pfarrer / Pfarrerinnen haben sollten, und ihnen
zugleich keine Möglichkeit zu geben, diese Fähig-
keiten frühzeitig in ihrer Ausbildung zu erwerben,
ist nicht nur wenig produktiv, sondern auch in
höchstem Maße unfair!

Ich gehöre einer Gruppe von engagierten
Studierenden an, die sich Gedanken über die
bestmögliche Form der theologischen Ausbildung
machen. Es gibt vieles, was wir uns vorstellen
könnten: Die Einführung eines verpflichtenden
Praxissemesters im Grundstudium etwa. Wir
machen uns Gedanken darüber, welche Teile des
Studiums man weglassen könnte, ohne an Quali-
tät einzubüßen. Schließlich heißt es im Impuls-
papier, die durchschnittlichen Ausbildungszeiten
sollten kürzer werden.

Viele scheinen zu befürchten, dass eine Re-
form des Theologiestudiums, die sich um größere
Praxisnähe bemüht, notwendig einen Verlust an
Qualität bedeute. Ich bin der gegenteiligen Mei-
nung: Eine Verschiebung der Schwerpunkte im
Theologiestudium von der Theorie hin zur Praxis
würde den Anforderungen an den Pfarrberuf
bedeutend gerechter und würde deshalb eine
signifikante Steigerung der Qualität unserer Aus-
bildung bedeuten. Wir können den theologischen
Nachwuchs in insgesamt kürzerer Zeit deutlich
besser auf die Realität des Berufsalltages hin
ausbilden, als dies bisher geschieht – wenn wir zu
Veränderungen bereit sind!

Lassen Sie uns also den Mut und die Weitsicht
haben, die Ausbildung in diesem Sinne der Real-
ität des Pfarrberufes anzupassen!

Dr. Traugott Schächtele
Dekan, Freiburg

1. Der notwendige Prozess der Umstrukturierung
benötigt eine angemessen theologisch reflek-

tierende Unterfütterung und Begleitung. Es
müssen Kriterien entwickelt werden, mittels
deren strukturelle Veränderungen und deren
Zielvorgaben daraufhin befragt werden
können, inwiefern sie dem Zeugnis von der
Menschenfreundlichkeit Gottes angemessen
Raum geben; ob sie also (a) in den konkret
entwickelten Formen menschendienlich sind;
ob sich in ihnen (b) das evangelische bzw.
protestantische Kirchen- und Selbstverständnis
widerspiegelt; ob sie (c) im Horizont der
weltweiten Ökumene als beispielgebende Form
von Kirche bestehen können. – Wichtig: Wenn
wir Neuem Raum geben und gegen den Trend
wachsen wollen, müssen wir dabei auch
entlastende Formen einer „Ethik des Aufge-
bens“ (Johann Hinrich Claussen) entwickeln.

2. Im Blick auf Leuchttfeuer 3, also bei der Frage
nach den konkreten Orten, an denen die Kirche
Heimat und zugleich Orientierung geben will,
muss der weitere Prozess vor Ort ganz konkret
auch die Möglichkeiten einer „Ökumene der
Ressourcen“, vor allem der „Immobilien“ in den
Blick nehmen. Neben bewusst evangelischen
Begegnungsorten des Glaubens braucht es auch
ausstrahlende Zentren des gemeinsamen Mit-
einanders, die ganz bewusst unter einem Dach
verortet sind. Hoffnungsvolle Ansätze gibt es
vor allem im Bildungs- und im Diakoniebereich.
Dies weitet den Horizont, spart viel Geld und
wird öffentlich sehr positiv wahrgenommen.

3. Im Blick auf die Leuchttfeuer 5 und 6, insbeson-
dere bei der Charakteristik des Berufes der
Pfarrerin und des Pfarrers als Schlüsselberuf,
können die Zielvorgaben zwar helfen, Quali-
täten und Kompetenzen des Pfarrberufes zu
sichern und zu entwickeln. Sie dürfen aber der
Freiheit (Titel des Impulspapiers!) bzw. der
persönlich-individuell geprägten Weise, den
Pfarrberuf auszuüben, nicht schaden. Der
Pfarrberuf ist als „Profession“ nicht einfach nur
eine gewachsene Delegation von Funktionen an

ein Berufsbild, sondern wird ganz wesentlich von der Person mit geprägt (Kompetenz und Existenz!). Geforderte Qualitätsmerkmale haupt- und ehrenamtlicher Arbeit sind dabei nicht einseitig am Pfarrberuf festzumachen. Vielmehr muss das Profil der erforderlichen Kompetenzen und der erwarteten Dienste oder „Dienstleistungen“ geschärft und das Berufsbildpanorama geweitet werden. Dies hält den Pfarrberuf für junge Menschen als Ausbildungsziel ebenso attraktiv wie unterschiedliche Angebote der Beteiligungsmöglichkeiten für Ehrenamtliche.

4. Aus der Erfahrung eines mehrjährigen strukturellen Umgestaltungsprozesses in Freiburg möchte ich im Blick auf das, worauf wir in der EKD zugehen, Folgendes zu bedenken geben: Unsere binnenkirchlichen Entscheidungsstrukturen sind auf derartige Prozesse meist nicht vorbereitet und müssen entsprechend weiterentwickelt werden. Manche Erfordernisse etwa im Blick auf neue und meist größere Einheiten lassen sich nach den geltenden rechtlichen Rahmenbedingungen gar nicht umsetzen oder können an einzelnen Voten scheitern. Die nötigen Entscheidungsabläufe sind derart aufwändig, dass oft (nicht nur zeitliche) Überforderungen und Unlust die Folge sind, mit der riskanten Konsequenz, dass Reformprozesse von innen ausgehöhlt werden. Hilfreich ist, unter Etablierung einer angemessenen Beteiligungsstruktur, insbesondere die kirchenleitende Kompetenz der mittleren Ebene zu stärken. Die schnelle Errichtung von lokalen „Impuls-Gruppen“ wäre ein erster konkreter Schritt.

Dr. Stephan Schaede

Theologischer Referent an der FEST, Heidelberg

Wissenschafts- und Kunstkultur – Mindeststandards zentraler Bildungsarbeit der Kirche im Jahr 2030

Da ist also neulich zu Salem das Lob der Disziplin gesungen worden. Der dortige Rektor hat in seinem Bestseller zum Besten gegeben: Erst Disziplin – dann Zuneigung, diese Reihenfolge sei wahrhaft menschenbildend. Das haben renommierte deutsche Gazetten in gehobenem Ton beklatscht. Die Finnen hingegen lachten darüber sehr. Recht haben sie. Typisch deutsch: Lust und Leistung sollen einmal mehr unvereinbar sein. Immerhin: Der deutsche Protestantismus kann es besser wissen. Und die evangelische Kirche im Jahr 2030 sollte diesem Lob der Disziplin das Lob einer vom Evangelium befreiten lustvollen Bildungskultur entgegensetzen. Kunstkultur schlägt in den Bann, erregt Aufmerksamkeit, konzentriert, stiftet kritische Urteilskraft, Geselligkeit und Zuneigung: Lyrik, Theater, bildende Kunst, Kino, Musik, Tanz können als Auslegungsformen jener evangelischen Wahrheit fruchtbar gemacht werden, die frei macht. Das war schon dem sächsischen Superintendenten Herder klar, als er meinte, Kultur sei „die Blüte des Daseins eines Volkes“. Kultur kann auch die Blüte des Daseins eines Kirchenvolkes sein. Was das heißen könnte, dafür sei in drei Punkten lediglich ein Aufschlag skizziert:

1. Das 3. Leuchtfeuer brennt schön, aber es brennt zu karg. Im Jahre 2030 sollten die evangelischen Kirchen mit noch viel mehr als Popmessen, der Mundorgel, Paul Gerhardt, Johann Sebastian Bach und den postmodernen Spiritualitätshofmusikern von Hilliard Ensemble in ihrem Bildungsranzen dem Himmelreich entgegenziehen. Es ist geradezu kirchenkulturpolitisch grob fahrlässig, die anderen Künste und Kulturformen zu vernachlässigen. Dabei sollte klar sein: Kirchliche Kunstkultur muss zwar unbedingt auch dezidiert christlich ikonografisch als Kirchenkunst daherkommen. Aber Kunst ist theologisch auslegungsfähig auch dann, wenn sie überhaupt nicht christliche Ikonografie ausdrücklich zu

Markte trägt. Und es wird Zeit, nicht nur in den vom Leuchtfeuerpapier sogenannten „geistlichen Zentren“, sondern allerorten im Raum der Kirche Künstlern und Kunstprodukten Platz zu geben. Dabei darf die Kirche nicht zu einem kulturellen Marktplatz verkommen, der für alles und alle offen und nichts als offen ist. Das ist ja auch denjenigen, die kirchliche Kulturarbeit qualifiziert vorantreiben, deutlich: Es wäre etwa zu wenig, Ilma Rakusa lesen zu lassen, Marc Rothko auszustellen, Uwe Timm zu hören und Pina Bausch zur Choreografie einzuladen. Entsprechende Künstlerinnen und Künstler und der Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens haben nämlich verdient, dass es immer zu einer konstruktiven kunstkritischen Auseinandersetzung kommen muss. Die kulturelle und bildende Bereicherung liegt dann darin, sich von der durch Künstlerinnen und Künstler ins Bild, in Ton, in Worte, in Plastik und Bewegung gesetzte Welt heilsam provozieren zu lassen. Was verstört? Was widerspricht? Was weckt und deckt auf, was im Evangelium vom gekreuzigten Christus der Welt in ihr Stammbuch geschrieben ist?

2. Das Spektrum der Kultur- und Bildungsarbeit ist zu überdenken. Es kann nicht angehen, dass sich nur die halbwegs gehobenen Bildungsbürger sowie die gitarrenverliebten Pfadfinderseelen (oft schlagen ja diese beiden Seelen in einer Brust) im Raum der Kirche zu Hause fühlen. Die entsprechende Kirchenkulturpflege ist mitunter „zivilisiert bis zum Überlästigen“ und zeugt von „allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit“ (Kant). Was ist mit den NDR-2-Hörern? Was ist mit denjenigen, die während des Mittags-Karl Mojk hören, sich am Fröhlichen Weinberg ergötzen und für Gemeindehäuser Stickbilder und Engelsgemälde 1.20 m auf 1.50 m in Malen nach Zahlen anfertigen? Auch

sie sind Bildungs- und Kulturkinder Gottes. Eine Kirche, die beansprucht, den Namen einer Kirche der Freiheit zu verdienen, wird sich daran messen lassen müssen, ob sie so souverän ist, auch für sie im Jahr 2030 ein Ort gelebter kultivierter Glaubensfreiheit zu sein. Die damit verknüpften Gestaltungsaufgaben sind eine große Herausforderung. Denn eine universale Musik-, Bild- oder Lesekultur, die alle Milieus gleichermaßen anspricht, gibt es am Ende nicht.

3. Kunstkultur und christliche Bildungskunst müssen im Jahr 2003 Hand in Hand gehen. Damit wird ein kostbares Erbe der Reformation ästiniert. Die Reformation war ein Ereignis der Universitätsgeschichte, bevor es geschichtlich bedeutsam wurde (F. W. Graf). Entsprechend klagt Luther das in seiner Gründungsurkunde.

Dr. Thomas Schiller

Chefredakteur, Frankfurt / Main

Evangelische Medien 2030: klar, kommunikativ und kompetent

„Im Jahre 2030 ist die evangelische Kirche in der öffentlichen Wahrnehmung dadurch stark, dass sie gemeinsame Themen und Positionen vorgibt, die in die Gesellschaft hineingetragen und vertreten werden. Die professionelle Reflexion dieser Themen in Zuschnitt und Abfolge sowie die öffentliche Kommunikation der Themen sind die wichtigsten Voraussetzungen für eine starke und profilierte Präsenz.“ (aus dem Leuchtfeuer 9)

Das Ziel von Leuchtfeuer 9 ist klar. Aber das Impulspapier lässt offen: Wie kommt man dorthin? Der Weg sind zweifellos die Medien. Aber keiner kann sagen, wie sie 2030 aussehen und was sie leisten.

Wenn das Tempo der Veränderung nur so bleibt wie in den zurückliegenden 25 Jahren, ahnen wir die Herausforderung. Erinnern wir uns: Anfang der 80er-Jahre sahen wir drei öffentlich-rechtliche Fernsehprogramme – meist über Antenne. Kabel- und Satelliten-TV oder Privatfunk steckten in den Kinderschuhen. In Redaktionen standen Schreibmaschinen und Fernschreibticker, es tauchten erste Fax-Geräte auf. Das Internet war so gut wie unbekannt, nur wenige Universitäten hatten Anschluss. Und 2030? Wo geht es lang? Es zeichnen sich mindestens Trends ab. Die Informationsflut schwillt weiter an, und die Aufnahmefähigkeit der Menschen wird noch weniger mithalten können als bisher. Noch mehr Anbieter und Medieninhalte konkurrieren um die begrenzte Aufmerksamkeit des Publikums. Wer da durchkommen will, muss nicht nur mithalten, sondern an der Spitze sein.

Gute Inhalte allein reichen nicht mehr aus. Immer wichtiger werden die Faktoren Technik und Geld. Exemplarisch kann man sich in der Suchmaschinenbranche ansehen, welche Strategien nötig sind, um sich einen vorderen Google-Platz auf der Trefferliste zu erkämpfen. Schöne neue Welt.

Trotz alledem braucht der Kirche nicht bang zu werden. Aber wenn sie Ja sagt zum Leuchtfueer 9, muss sie auch die Herausforderung der medialen Entwicklung annehmen. Das heißt, bei ihren eigenen Medienfirmen nicht zu kürzen, sondern sie zu stützen. Nur so können sie weiter Anschluss halten in den Sparten Print, Hörfunk, TV, Agentur, Online, Multimedia. Vom Erfolg der evangelischen Publizistik hängt ganz wesentlich die mediale Präsenz des Protestantismus im Jahr 2030 ab.

Dieser Erfolg muss im säkularen Wettbewerb Tag für Tag erarbeitet werden – auf einem immer größer und härter werdenden Markt. Die Themen- setzung geschieht schon heute vor allem durch

starke nationale Marken. Nur einige seien genannt: etwa ARD, ZDF, RTL, „Der Spiegel“, „Focus“, „Bild“, „Die Zeit“, die überregionalen Qualitätszeitungen, der Deutschlandfunk oder dpa. In dieser Liga spielen der Evangelische Pressedienst (epd) und das evangelische Magazin „chrismon“ mit.

Für das Publikum werden Medienmarken immer wichtigere Partner. Medienmarken werden zum Retter in der Informationsflut. Sie sortieren wichtig und unwichtig, sie bürgen für Verlässlichkeit und geben Orientierung. Die EKD tut gut daran, ihre großen und wertvollen Marken zu profilieren: die Nachrichtenagentur epd mit ihren hochwertigen Inhalten zum multimedialen Content-Anbieter weiterzuentwickeln, den Titel „chrismon“ zur Markenfamilie für Premium-Publizistik auszubauen, die Evangelische Medienakademie als erste Adresse für Aus- und Weiterbildung zu sichern.

Darüber hinaus muss es eine klare Arbeitsteilung mit den Aktivitäten auf landeskirchlicher Ebene geben, die auch weiterhin nötig sind für die mediale Präsenz von evangelischer Kirche in der Region. Noch geht zu viel Energie verloren durch Doppelstrukturen und überflüssige Konkurrenzen zwischen Presseverbänden, Medienhäusern und dem Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP). Die Effizienzdefizite sind erkannt. Sie zu bearbeiten ist mühsam innerhalb der Strukturen eines föderalen Protestantismus. Wer für die Zukunft bauen will, muss auch Altes loslassen können. Die evangelische Publizistik jedenfalls ist auf dem Weg.

Nikolaus Schneider

Präses, Evangelische Kirche im Rheinland, Düsseldorf, Mitglied des Rates der EKD, Düsseldorf

Ökumenische Dimension kirchlichen Lebens und Handelns

Das Impulspapier „Kirche der Freiheit“ beschreibt die wesentlichen Grunddimensionen und Grundfunktionen der Kirche Jesu Christi in reformatorischer Tradition. Die vorgenommenen Schwerpunktsetzungen sind nachvollziehbar und überzeugend, allerdings fehlt nach meiner Einschätzung die Ökumenizität als eine eigenständige Grunddimension und Grundfunktion von Kirche.

Die Glaubensbekenntnisse der Christenheit sprechen von der einen, weltweiten und universalen Kirche Jesu Christi. Damit ist eine vorgängige und alle Beschreibungen konkreter, geschichtlicher Ausformungen dieser Kirche bestimmende Dimension genannt. Die Ökumenizität kirchlichen Lebens und Handelns ist unverzichtbar bei deren Kennzeichnung, und zwar sowohl als Querschnittsaufgabe wie als eigenständiges Arbeitsfeld. Biblische Referenzen dazu sind Johannes 17,21 und Epheser 1,9.

Die Konsequenzen aus diesen Grundeinsichten wurden bei der Formulierung der Kirchenordnungen der EKD-Gliedkirchen aufgenommen. Ökumenizität findet ihren Niederschlag darüber hinaus auch in der Grundordnung (Artikel 2 (3); Artikel 17) und der Gesetzgebung der EKD (Kirchengesetz über die Mitarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland in der Ökumene; 06. 11. 1996). Ökumene hat – wenn auch in verschiedener Form – ihren Niederschlag gefunden in der Organisation von Kirchenleitung und den Organigrammen der landeskirchlichen und der EKD-Verwaltung.

Wie die Kammer der EKD für Bildung und Erziehung in ihrer Arbeitshilfe „Ökumenisches Lernen“ schon 1985 bemerkt, „... geht es nicht um die Einführung eines neuen Arbeitsbereichs, sondern um die ‚Wiederentdeckung‘ einer Dimension aller bestehenden Arbeitsfelder und Dienste. Es soll an eine Grundaufgabe der Kirche erinnert und die Arbeit auf sie ausgerichtet werden.“

Diese Grunddimension ist nicht nur ein Aspekt aller Arbeitsfelder, sie erfordert auch eine eigenständige Organisation ihrer theologischen Reflexion und kirchenpraktischen Umsetzung. Mit anderen Worten: Ökumenizität wird konkret im wissenschaftlichen Studium, in Erziehung und Bildung, im gottesdienstlichen Leben, in der Diakonie, im kirchlichen Entwicklungsdienst und in der Mission, in der kirchlichen Öffentlichkeitsarbeit sowie in Gottesdiensten, Gebetswochen, Weltgebetstagen, Programmen, Projekten und Kampagnen aller Kirchen der Ökumene.

Um dies zu fördern, sind eigene Strukturen der ökumenischen Zusammenarbeit notwendig und auch geschaffen worden. Sie organisieren ökumenische Begegnungen. Sie sichern die Ergebnisse ökumenischer Dialoge und Lehrgespräche und regen ihre jeweiligen Kirchen zu deren Rezeption an. Sie vermitteln und organisieren verbindliche ökumenische Partnerschaften auf allen Ebenen kirchlichen Lebens und machen auf die Belange der ökumenischen Partnerinnen im öffentlichen Dialog ihrer Gesellschaften aufmerksam.

Dr. Ilisabe Seibt
Pfarrerin, Berlin

Viele von Ihnen besitzen das Gesangbuch *Colours of Grace* oder haben davon gehört. Hier ist ein Buch entstanden, das das Singen über Grenzen hinweg fördert. Sprach- und Kirchengrenzen werden umso niedriger, je mehr es uns gelingt, gemeinsam Gottesdienst zu feiern.

Auch wir sind eine singende Kirche. Damit wir dies bleiben, müssen Musik und Singen am Wurzelgrund unserer Kirchen, in jeder Gemeinde, mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit gepflegt werden. In den Gemeinden lebt Kirche in den sonntäglichen Gottesdiensten. Hier geschieht Verkündigung im gesprochenen und gesungenen

Wort. Die reiche kirchenmusikalische Tradition der evangelischen Kirche konnte seit der Reformation wachsen, weil sie auf Breite hin angelegt war. Sowohl die Reformation als auch der Pietismus waren Singebewegungen, die sich durch ihre Lieder die Herzen der Menschen eroberten und zugleich eine theologische Botschaft vermittelten.

Eigenes Singen und Hören auf das gesprochene und gesungene Wort geschieht nicht voraussetzungslos, sondern bedarf der Einübung. Kirchenmusikalische Arbeit ist Religionspädagogik im besten Sinne und vermittelt christlichen Glauben auch in die Gesellschaft hinein. Gemeinden mit einer intensiven und professionellen kirchenmusikalischen Arbeit werden immer auch Menschen von außen anziehen und wirken missionarisch. Menschen, die in langen Jahren des verordneten Atheismus den Kontakt zur Kirche verloren haben, aber Erinnerungen an christliche familiäre Prägungen aufbewahrt haben, lassen sich in Chöre und damit auch in Gottesdienste locken.

Wie lässt sich die Qualität im Gottesdienst sichern? Bestimmt nicht durch feste Standards. Störend ist ja nicht, dass Gottesdienste auf sehr verschiedene Weise gefeiert werden. Störend ist, dass sich liturgische Freiheit mit einer erschreckenden Unkenntnis der liturgischen Grundlagen verbindet. So werden häufig sachfremde Entscheidungen getroffen, sinnvolle Strukturen zerbrochen oder überdehnt. Liturgische Kreativität basiert auf der Verantwortung gegenüber der Gemeinde gepaart mit liturgiewissenschaftlichen, hymnologischen, homiletischen und kirchenmusikalischen Grundkenntnissen und Fertigkeiten, die gepflegt werden müssen.

Theologisch und kirchenmusikalisch überzeugende Gottesdienste machen Lust, mitzutun. Der ehrenamtliche Dienst der Lektoren und Prädikanten, ehren- und nebenamtliche Kirchenmusik setzen das Hauptamt voraus. Ich halte die Tendenz der strukturellen und finanziellen Schwächung der Kirchenmusik in Kirchenkreisen und

Gemeinden für einen Fehler. Wir müssen diese Kultur nicht nur um unserer großen Tradition willen pflegen, sondern weil sonst auch die Chancen, genügend ehrenamtliche Organisten und Chorleiter zu gewinnen und auszubilden, dramatisch sinken. Kirchenmusik ist eine Schlüsselqualifikation, die auch in der Fläche genügend angemessen bezahlte Vollzeitstellen braucht.

Meine Vision für 2030 ist, dass wir in unseren Kirchen Gottesdienst feiern mit heilsamen Worten, guter Musik und frischem Gesang.

Andreas Techen

Dipl. Sozialökonom, Kirchenvorsteher, Kiel

„Kofferpacken“

Das Impulspapier des Rates der EKD hat gehalten, was der Name verspricht: Es hat Impulse gegeben! Genau das ist die große Leistung dieser Schrift. Endlich haben alle evangelischen Christen in Deutschland eine gemeinsame Diskussionsgrundlage, über die man ins Gespräch kommen kann. Dieses Gespräch wäre sehr langweilig, wenn man nirgends aneckt. Kritische Punkte – und davon gibt es in diesem Papier reichlich – sind letztendlich der Motor einer engagiert geführten Diskussion, die wir unbedingt in allen Landeskirchen, Kirchenkreisen und Gemeinden brauchen.

Doch was ist notwendig, damit aus dieser sehr vielschichtigen Diskussion am Ende tatsächlich eine gemeinsam durchdachte Reform entstehen kann? Was ist zu beachten, um aus den angesprochenen „Leuchtfeuern“ keine „Strohfeuer“ werden zu lassen, die nur kurz entflammen, ohne eine langfristige Wirkung zu erzielen?

Zunächst ist breite Unterstützung der Reformidee vonnöten, die nur dadurch erreicht werden kann, dass alle Ebenen der evangelischen Kirche in Deutschland in diesen Prozess eingebunden

werden. Damit meine ich insbesondere auch die Kirchengemeinden, die als Basis unserer Kirche einen Großteil der Reformvorhaben tragen müssen. Dieser Reformprozess darf nicht als von oben diktiert empfunden werden – sonst ist mit fehlender Akzeptanz und erheblicher Gegenwehr zu rechnen.

In einem solch weitreichenden partizipatorischen Prozess besteht jedoch die große Gefahr, sich im Kreis zu drehen und sich in der Vielschichtigkeit des Themas zu verzetteln. Diese Gefahr schätze ich als sehr hoch ein, was meines Erachtens an der fehlenden strikten Trennung zwischen der inhaltlichen und der strukturellen Dimension des Reformprozesses liegt. In dem Impulspapier und auch in der geführten Diskussion werden häufig strukturelle und inhaltliche Ebenen der Reformen vermischt. Dies wirkt irritierend.

Dabei ist der Zusammenhang klar: Als Erstes müssen die Inhalte geklärt werden – also wie ist unser Bild von Kirche, was ist das Selbstverständnis unserer Arbeit und welche inhaltlichen Ziele wollen wir verfolgen. Erst dann können wir uns darüber unterhalten, welche formalen Strukturen notwendig sind, um diese Inhalte effektiv und effizient verfolgen zu können. Ein solches Vorgehen erleichtert nicht nur die Diskussion, sondern vor allem den Prozess der Entscheidungsfindung.

Wenn ich einen Koffer packen will, muss ich erst eine Vorstellung davon haben, was ich überhaupt einpacken möchte. Dann kann ich mir Gedanken darüber machen, welche Form und Größe der Koffer haben sollte, damit auch alles reinpasst und nicht zu viel Freiraum bleibt.

Die Diskussion des Papiers innerhalb der nordelbischen Landeskirche hat herauskristallisiert, dass die Schwierigkeiten immer genau dort beginnen, wo die Inhalte noch nicht klar genug sind, um über Strukturen zu diskutieren. Wir sollten also in einer ersten Phase des anstehenden Reformprozesses ein klares und unmissverständliches Kirchenbild formulieren, um dann in

einem zweiten Schritt eine Strukturdiskussion zu beginnen, mit dem Ziel, eine Kirche zu bauen, die in der Lage ist, die vorher bestimmten Inhalte zu fassen – halt so wie Kofferpacken!

Dr. Wolfgang Teske

*Vizepräsident des Diakonisches Werk der EKD,
Stuttgart*

Diakonie wird im Impulspapier des Rates der EKD als zentrales Handlungsfeld der evangelischen Kirche im Jahr 2030 beschrieben. Das ist zu begrüßen und richtig. Diakonie vollzieht sich aber nicht allein in der Praxis diakonischer Einrichtungen, sondern auch unmittelbar in den Gemeinden. Zudem ist Diakonie mehr als das im 8. Leuchtturm beschriebene Handlungsfeld und muss bei der Diskussion aller vier kirchlichen Veränderungsbereiche berücksichtigt werden; bei jedem Leuchtturm ist die Frage zu stellen, welchen Beitrag die Diakonie schon heute leistet und zukünftig leisten kann, um die Ziele zu erreichen.

Die beschriebenen Herausforderungen dürfen nicht eindimensional betrachtet werden. So hat beispielsweise die demografische Entwicklung nicht nur Auswirkungen auf die Mitgliedschaftsstruktur von Kirche, sondern begründet zugleich die Verpflichtung, durch soziales Engagement Verantwortung für ältere Menschen, Schwerkranken und Sterbende zu übernehmen. Damit einher geht die Verantwortung für die Qualifizierung kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter als Bildungsauftrag von Kirche und Diakonie. Außerdem hätte im gesamten Impulspapier die Bedeutung diakonischer Gemeinschaften stärker berücksichtigt werden müssen. Die Diakonie ist mit ihren mehr als 400.000 Mitarbeitenden und einer ebenso großen Zahl ehrenamtlicher Mitarbeitender ein in der Gesellschaft deutlich sichtbarer Repräsentant des sozialen Engagements der evangelischen Kirche.

Diakonisches Handeln muss auch im Jahr 2030 eindeutig als Werk der Kirche erkennbar sein. Deshalb muss sich jede Gemeinde zu ihrer diakonischen Verantwortung bekennen. Auch diakonische Einrichtungen und Dienste können die Herausforderungen, die sich aus der Verknappung von Ressourcen und dem verschärften Wettbewerb der Anbieter sozialer Dienstleistungen ergeben, nur bewältigen, wenn sie ihr evangelisches Profil schärfen. Die sozialanwaltschaftliche Funktion der Diakonie darf dabei nicht zur Disposition gestellt werden. Die polarisierende Diskussion zwischen einer Unternehmensorientierung einerseits und dem sozialanwaltschaftlichen Mandat andererseits verstellt den Blick darauf, dass es den diakonischen Unternehmen in den letzten Jahren gelungen ist, unter den Bedingungen einer sich entwickelnden europaweiten Sozialwirtschaft ihren ureigenen diakonischen Auftrag unverändert zu erfüllen und unter Nutzung moderner betriebswirtschaftlicher Instrumente wettbewerbsfähig zu sein. Um diese Ziele auch zukünftig zu erreichen, bedarf es – weiterhin und verstärkt – der Optimierung von Betriebsgrößen und der Anpassung bzw. Weiterentwicklung von Arbeits- und Organisationsstrukturen innerhalb der Diakonie. Mit diesen Veränderungen kann Diakonie dann auch den sich wandelnden Bedarfen der Menschen, für die sie da ist, durch innovative Angebote Rechnung tragen. Die steigende Zahl innovativer kirchlicher Projekte bei der Verleihung des Sozialpreises Innovatio unterstreicht die These der Lebendigkeit und Entwicklungsfähigkeit von Kirche und Diakonie.

Benedikt Thebes
Student, Einbeck

Ich kenne sehr viele Leute, die sich ehrenamtlich im kirchlichen Raum engagieren. Die meisten davon sind in der Jugendarbeit tätig, wie ich selbst. Was erlebe ich?

Im letzten Herbst durfte ich Teil eines Teams sein, das 50 Jugendliche in einer Woche zu Gruppenleitern ausgebildet hat. Fünzig! Mit ihrer JugendLeiterCard, die sie im Anschluss bekommen, werden sie Teil eines großen Mitarbeiterpools aus vielen unterschiedlichen Menschen, die sich mehr und mehr perfekt ergänzen und voneinander lernen. Das Potenzial, das in diesen Menschen steckt, ist enorm. Und sie wollen sich engagieren in der evangelischen Jugend!

Aber es gibt bei mir eine Befürchtung: Viel von der Arbeit, die bei uns läuft, funktioniert gut, weil es Hauptamtliche gibt, die sie begleiten. Die nicht den Hauptteil der Arbeit machen, sondern es schaffen, viele Jugendliche in einem großen Prozess zu begleiten und zu unterstützen. Ansprechpartner, Vertrauensperson, Coach und Gesprächspartner gleichzeitig sind.

Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist schwierig. Nicht, weil sie als Menschen schwierig sind, sondern weil ihr Leben sich schnell verändert. Pubertät, weiterführende Schule, Berufswahl, Partner. – Gerade weil so vieles im Wandel ist, ist es für sie gut, eine Orientierung zu haben.

Ich erlebe, wie bei uns vor Ort eine Jugendkirche entsteht. Ein Raum, um Glauben „erlebbar“ zu machen. Kulturelle und geistliche Angebote mit Tiefgang, gestaltet von Jugendlichen für Jugendliche. Menschen aus der „Erwachsenenkirche“ sehen das Projekt mit viel Wohlwollen, einige aber auch mit Skepsis. – Warum, kann ich nicht sagen.

Warum sind wir so erfolgreich? Evangelische Jugendarbeit funktioniert bei uns, weil viele Kinder und Jugendliche sich angesprochen fühlen;

Ehrenamtliche begleitet, gefordert und gefördert werden. Miteinander wachsen statt konkurrieren.

Ich erlebe, dass sich im Bereich Spiritualität sehr viel bewegt. Vor einigen Jahren hatte ich den Eindruck, als ob für viele „eine Gemeinschaft“ der einzige Grund zur Mitarbeit wäre. Heute spüre ich eine zunehmend größer werdende Offenheit für geistliche Themen.

Jugendliche diskutieren, welche Bedeutung die Taufe für sie hat und was denn ein Abendmahl ausmacht. Dabei sagen sie nicht, was die Amtskirche definiert, sondern was aus ihrem Inneren kommt. Junge Menschen können artikulieren, was sie glauben; können beschreiben, was Jesus, Gott und Glauben für sie ausmachen, was sie beschäftigt und nachdenklich macht. Sie stoßen dabei aber oft auf eine Kirche, die an bestehenden Formen und Strukturen festhält und nicht mit der Offenheit im Denken Jugendlicher mithalten kann.

Es ist wichtig, dass wir als Kirche diesen jungen Menschen mit unseren Strukturen genauso wie mit unseren Themen einen Raum schaffen, wachsen zu können. Mit heranwachsenden Christen, die wissen, was sie glauben, haben wir als evangelische Kirche eine Zukunft.

Es lohnt sich für uns als EKD allemal, in die Jugend zu investieren! Das ist mein guter Tipp an Sie und uns alle. Vielen Dank.

Tobias Traut

Student, Freiburg

Bildung in der Kirche der Freiheit

Ich möchte ein paar Fragen zum Bildungsverständnis in der evangelischen Kirche stellen:

Frage 1: Was ist das Ziel von Bildung in der evangelischen Kirche?

- Ist es die Vermittlung von Wissen über die Heilige Schrift?

- Ist es das Wissen von der Geschichte der Kirche?
- Ist es die Kenntnis von wichtigen Kirchenliedern und anderem protestantischem Kulturgut?

In der Tat, dies sind wichtige Ziele. Ich möchte jedoch ein „aber“ hinzufügen. Denn die genannten Ziele entsprechen nur der einen Perspektive von Bildung: der Perspektive der Institution, die versucht, ein spezifisches Wissen zu vermitteln. Die Entscheidung, was gelernt wird, wird von oben herab getroffen. Manche Menschen mögen vielleicht zufrieden damit sein. Aber der „Kirche der Freiheit“, die wir sein wollen, entspricht das nicht.

Es gibt jedoch auch die andere Perspektive von Bildung: die Perspektive der Adressaten, des Subjekts. Dieses Verständnis von Bildung kann erheblich mehr leisten: Hier erarbeiten sich die Menschen selbst das Wissen, ihre Ideen und Fragen werden ernst genommen. Sie übernehmen also eine aktive Rolle. Auf diese Art und Weise erfahren sie neue Kompetenzen und werden dazu befähigt, als selbstbestimmte Personen in Kirche und Gesellschaft zu leben und Verantwortung zu übernehmen.

Fazit: In der Kirche der Freiheit brauchen wir eine subjektorientierte Bildung.

Frage 2: Wo findet die Bildung in der evangelischen Kirche statt?

- Im Religionsunterricht?
- In einer evangelischen Schule?
- Im Konfirmandenunterricht?

Wird Bildung so verstanden, dann erreicht man nur eine bestimmte Gruppe von Menschen, oder man erreicht sie nur für eine bestimmte Zeit.

Die subjektorientierte Bildung hingegen steckt überall: in der Jugendarbeit, der Seniorenarbeit, in der Erwachsenenbildung, in der Kirchenzeitung. Sogar eine gute Sonntagspredigt lässt sich als ein Stück Bildung verstehen: Sie regt zur

Auseinandersetzung mit der biblischen Botschaft an, sie stellt Fragen, sie führt dazu, dass wir Laien selbstständig unseren Glauben reflektieren.

Fazit: Subjektorientierte Bildung ist ein Herzstück des Protestantismus. Wo sie bereits besteht, sollte sie gestärkt werden.

Frage 3: Wie lässt sich dies nun konkret umsetzen? Bei sehr vielen Veränderungsprozessen brauchen wir die Perspektive einer Bildung, die zu aktiver Teilnahme auffordert und aktive Teilnahme ermöglicht. Drei Beispiele:

1. Im Religions- und Konfirmandenunterricht wird noch mehr Wert darauf gelegt, sich an den Ideen und Interessen der Kinder und Jugendlichen zu orientieren.
2. Außerschulische Jugendarbeit schafft weiterhin Freiräume für junge Menschen.
3. Kirche hat das Interesse, dass junge Menschen sich an Entscheidungsprozessen auf allen Ebenen der Kirche aktiv und gleichberechtigt einbringen.

Fazit: Für alle Reformprozesse gilt, dass sie – neben anderem – die Stärkung von Partizipation als Ziel haben müssen.

Lothar Wittkopf

Superintendent im Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte, Berlin

Zur Konkretisierung und zur Umsetzung von Reformzielen des Impulspapieres soll es möglich sein, der EKD Referenzprojekte anzuzeigen. Die Anmeldung kommt im Wege der Selbstverpflichtung (S. 102, Impulspapier) zustande und führt bei zureichender Klärung des Reformvorhabens zur Aufnahme in eine Referenzliste der EKD. Damit wird Kontakt und Erfahrungsaustausch zwischen gleichen oder ähnlichen Reformprojekten ermöglicht und das gemeinsame Lernen in der Gestaltung von Veränderungen gefördert.

Referenzprojekte sollen nach Möglichkeit durch externe Sachverständige begleitet und ausgewertet werden. Im Rahmen des Reformprozesses in der EKD werden solche Auswertungsergebnisse zugänglich gemacht.

EKD, Landeskirchen wie auch Kirchenkreise und andere kirchliche und diakonische Einrichtungen werden gebeten, zur Förderung und Auswertung von Referenzprojekten finanzielle Mittel bereitzustellen.

Für den Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte möchte ich ein Referenzprojekt zu den Leuchtfedern 1–3 anzeigen. Es geht um die Entwicklung eines differenzierten und arbeitsteiligen Konzeptes für das Zusammenwirken von Kirchengemeinden in einem zentralen großstädtischen Kirchenkreis. Die Ausführungen im Impulspapier bestärken bei der Ausbildung verschiedener Gemeindeformen und der Klärung ihrer Aufgabenschwerpunkte im Verbund des Kirchenkreises. Im Kirchenkreis Berlin-Stadtmitte hat dieser Prozess bewusster und abgestimmter Differenzierung zwar bereits begonnen, ist aber noch nicht zum akzeptierten kirchlichen Gestaltungsmuster geworden. Die am gemeinsamen Auftrag orientierte Klärung der Beziehungen zwischen lokalen Parochialgemeinden, regional bedeutsamen Profildgemeinden und stadtzentralen Citykirchen erfordert eine Weiterentwicklung der rechtlichen und finanziellen Rahmenbedingungen. Zugleich bedarf es eines verstärkten Leitungshandelns auf Kirchenkreisebene, um auch die geistliche Verantwortung wahrzunehmen, die in Leuchtfeder 3 angesprochen ist. Peripher liegende Parochialgemeinden werden die Profilausbildungen an zentraleren Orten nur mittragen, wenn sie in ihrer parochialen Basisfunktion anerkannt, gesichert und einbezogen sind in den Bedeutungszusammenhang des stadtkirchlichen Handelns.

Judith Wüllerich

Studentin, Vorsitzende der Landesjugendkammer der Ev. Jugend in Bayern, Nürnberg

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer, ich begrüße sehr die äußerst protestantische Intention des Impulspapiers:

- sich als Gemeinschaft der Glaubenden gemeinsam auf den Weg machen,
- und unserer Kirche auch im 21. Jahrhundert die Gestalt zu geben, die nötig ist, um den Menschen das Evangelium nahezubringen.

Jedoch glaube ich, dass man um der Zukunft willen auch Punkte in die Diskussion einbringen muss, ohne dass sogleich, mit dem Argument, man würde Vollständigkeit verlangen, wo diese nicht beabsichtigt sei, darüber hinweggegangen wird. Ist es doch auch Ziel des Prozesses, Schwerpunktsetzung zu erreichen.

Wir leben in einer von Globalisierung massiv geprägten Welt. Im Perspektivpapier fehlt aber vollkommen die gesellschaftliche und weltweite Verantwortung der „Kirche der Freiheit“. Wenn wir einen Mentalitätswechsel brauchen, dann ist er zuallererst hier zu suchen. Der Titel „Kirche der Freiheit“ klingt verführerisch, aber gleichzeitig verleugnet der Inhalt zeitgemäße Erkenntnisse, welche die EKD z. B. in dem Sozialpapier der Kirchen „Solidarität und Gerechtigkeit“ und in „Maße des Menschlichen“ schon einmal für sich reklamiert hatte. Ich bin mir sicher, dass die wesentliche Frage für die Kirche Jesu Christi im 21. Jahrhundert die soziale Frage ist. Dies sagen, schreiben und schreien uns die südlichen Kirchen anklagend seit Jahren entgegen. Wenn wir über die Zukunft unserer Kirche nachdenken, dann müssen wir in allererster Linie eine Antwort auf diese Frage finden. Erst dann sind wir nahe bei den Menschen. Es darf nicht zuerst um innerkirchliche Versorgungsfragen gehen, sondern Kirche als Gemeinschaft

der Gläubigen (CA Art. 7,8) muss sich ihrer gesellschaftlichen und weltweiten Verantwortung stellen, will sie das Evangelium heute glaubhaft leben.

Ehrenamtliches Engagement darf nicht auf die Frage – wenngleich diese sicherlich ein spannender Bereich ist – der theologischen Laiendienste beschränkt werden. Protestantismus lebt im Sinne des Priestertums aller Getauften davon, dass viele Menschen Verantwortung in und für ihre Kirche übernehmen und diese gleichberechtigt mitgestalten. Evangelische Jugendarbeit lebt dies mit ihren Grundprinzipien Ehrenamtlichkeit, Partizipation, Freiwilligkeit und Werteorientierung schon heute.

Neben dem gemeinsamen Miteinander von Ehrenamtlichen und Hauptberuflichen geht es auch um die Herausforderung, die richtigen Menschen mit den richtigen Fähigkeiten am richtigen Ort einzusetzen. Wenn ich an dieser Stelle den so häufig beschriebenen Mentalitätswechsel ernst nehme, dann kann es nicht sein, dass ich schon vorab zu dem Ergebnis komme, dass vor allem die Pfarrerschaft die zentrale Rolle in der Kirche der Zukunft spielt. Ich muss doch dann vielmehr fragen: Welche Aufgaben gilt es anzugehen? Welche qualifikatorischen Anforderungen stellen sich? Was müssen die Menschen, die diese Aufgaben angehen, mitbringen? Erst dann kann ich in einem zweiten Schritt fragen, ob denn Theologen/-innen durch ihre Ausbildung für diese Aufgaben qualifiziert sind oder ob nicht andere Personen – seien es andere Berufsgruppen oder Ehrenamtliche – weitaus besser für diese Tätigkeit geeignet sind. Ganz nebenbei sollten wir auch aufpassen, dass wir unseren Theologen nicht zu viel zumuten! Ich sehe eine entscheidende Zukunftskompetenz der Pfarrer/-innen darin, Erfahrungswissen der Bibel für Gemeindeglieder – wo und wie wir Gemeinde auch definieren – in unsere heutige Welt zu übersetzen. Für viele andere Bereiche hat Gott seiner Kirche weitere Menschen

und Berufsgruppen zur Seite gestellt, die wir nicht verkennen sollten. Unsere Jahreslosung weist uns darauf hin, genau hinzusehen:

„Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?“

Olaf Zimmermann

Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, Berlin

Kirche als (neue) kulturelle Heimat

In meiner Kindheit gab es nur einen kulturellen Ort, die Kirche in der Nachbargemeinde. Diese Kirche, Anfang des 19. Jahrhunderts erbaut, ist eine der wenigen Rundkirchen nördlich der Alpen und die einzige, die ich kenne, bei der sich der Altar in der Mitte des Raumes befindet. Im Inneren der Kirche bestimmen zehn dicke, gekehlte Säulen das Bild, die in ihrer Einfachheit, ohne jede Verzierung für mich noch heute das Sinnbild für Protestantismus sind. Diese Kirche bestimmte das Leben von drei Gemeinden. Optisch, stolz sichtbar in der hügeligen Landschaft des nördlichen Taunus gelegen, als Kristallisationspunkt in der sonst eher unübersichtlichen Gegend. Und inhaltlich als der Ort der Musik, der Orgel, des Gesanges und der Besinnlichkeit und des Denkens. Andere kulturelle Orte gab es nicht.

Schlüssel zum Kontakt

Die evangelische Kirche kann auf einen gemeinsamen kulturellen Kernbestand zurückgreifen und kann durch Kultur Zugänge zur Kirche eröffnen. In besonderer Weise gelingt dieses in der evangelischen Kirchenmusik, die zum kulturellen Kanon gehört. Kirchenkonzerte, für die öffentlich geworben wird, werden nicht nur von Mitgliedern der evangelischen Kirche besucht. Sie sind offen für jedermann und bieten damit Zugangswege zur Kirche. Auch in anderen

künstlerischen Sparten speziell durch Lesungen oder Ausstellungen können Menschen erreicht werden, denen die Kirche entweder fremd geworden ist oder die bislang mit der evangelischen Kirche noch nicht in Berührung gekommen sind. Kultur kann und sollte zu einem Schlüssel werden, mit der Kirche in Kontakt zu kommen. Angebote der kulturellen Bildung, die zu aktiver Rezeption, aber auch zu eigenem Tun einladen, können bislang kirchenfremde Menschen erreichen. Kulturelle und religiöse Bildung gehen dabei oft Hand in Hand, denn viele Werke der bildenden Kunst, der Literatur, der Musik, aber auch der Architektur erschließen sich erst durch eine entsprechende religiöse Bildung. Damit dieses gelingt, muss auch der Ausgestaltung der Kirchen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Der Kirchenraum ist mehr als „ein Dach über dem Kopf“ für den Gottesdienst. Im Kirchengebäude manifestiert sich das Leben der Gemeinde. Die Bedeutung des Kirchengebäudes für die Menschen, der Kirche im Dorf, wird besonders in weitgehend säkularisierten Gegenden in Ostdeutschland deutlich. Obwohl viele Menschen nur eine geringe religiöse Bindung haben, wollen sie auf ihre „Kirche im Dorf“ nicht verzichten. Sie bietet Heimat. An dieses Heimatgefühl muss gezielt angeknüpft werden, kulturelle Angebote können dabei eine Brücke bilden. Hierbei müssen die Kirchentüren gerade für Kulturvereine vor Ort weiter als bislang üblich geöffnet werden. Die weltlichen Gesangsvereine und Musikgruppen sollten in der Kirche genauso ihre (Proben-)Heimat finden wie andere Vereine der lokalen Breitenkultur.

Verantwortung für die kulturelle Grundversorgung

Die Kirche muss selbstverständlicher Ort der Breiten- und der Hochkultur vor Ort sein. Gerade der demografische Wandel erzwingt ein radikales Umdenken bei der flächendeckenden Zur-Ver-

fügung-Stellung von öffentlichen Kulturangeboten. Der demografische Wandel zeigt sich nicht nur in einem größer werdenden Anteil älterer Menschen, sondern auch in regionalen Disparitäten. Bereits seit mehreren Jahren sind innerhalb Deutschlands Bevölkerungsbewegungen zu verzeichnen. Menschen ziehen aus wirtschaftlich schwierigen Regionen mit einer hohen Arbeitslosigkeit weg in prosperierende Regionen. Am augenfälligsten ist diese Veränderung in den neuen Bundesländern. Die „schrumpfenden“ Städte und Kommunen werden die notwendige kulturelle Infrastruktur für die Bevölkerung nicht aufrechterhalten können. Hier kann und sollte die evangelische Kirche die Verantwortung für die Grundversorgung mit Kunst und Kultur sowie kultureller Bildung in Kooperation mit der öffentlichen Hand, aber auch zunehmend alleine offensiv übernehmen wollen.

Kulturelle Grundversorgung meint ein möglichst flächendeckendes Kulturangebot in den verschiedenen künstlerischen Sparten, das zu erschwinglichen Preisen, mit niedrigen Zugangsschwellen breiten Teilen der Bevölkerung, nicht nur den Mitgliedern der Kirche, kontinuierlich und verlässlich zur Verfügung steht. Neben der quantitativen Sicherung von kulturellen Angeboten vor Ort ist deren Qualität ein wesentliches Charakteristikum. Sowohl die individuelle Künstlerförderung als auch die Förderung von künstlerischen Projekten gehören ebenso zur kulturellen Grundversorgung.

Spannungsfeld von Kunst und Kirche

Das Verhältnis von Kunst und Kirche ist und war spannungsgeladen. Biblische Geschichten bieten ein geradezu unerschöpfliches Reservoir für Künstlerinnen und Künstler. Die Kirche war in früheren Jahrhunderten einer der wesentlichen Auftraggeber speziell für bildende Künstler und Musiker. Zugleich haben sich Künstlerinnen und

Künstler an der Kirche gerieben, haben mit der Institution Kirche, aber auch mit ihrem ganz persönlichen Glauben gerungen. Gerade diese Auseinandersetzung kann eine besondere Inspirationsquelle sein. Sie zeigt, dass der Glaube nicht selbstverständlich ist, dass er ein Fundament sein kann, welches ins Wanken gerät. Die Auseinandersetzung von Kunst und Kirche kann gerade jenen Mut machen, die zögern, sich mit Religion, Glaube und Kirche auseinanderzusetzen. Sie kann Kräfte freisetzen und Wege eröffnen. Die evangelische Kirche ist daher gut beraten, gerade diesem Spannungsfeld von Kunst und Kirche Aufmerksamkeit zu schenken.

Untrennbare Einheit

Die Berufung der Kulturbeauftragten der EKD ist mit großem Interesse und Erwartungen von der Kulturszene in Deutschland aufgenommen worden. Mit dieser Berufung hat die evangelische Kirche ein deutliches Signal gesetzt, dass Kultur und Kirche eine untrennbare Einheit bilden. Um die Chance der Zusammenarbeit von Kultur und Kirche auch in der Fläche sicherzustellen, ist es erforderlich, kulturelle Kompetenzzentren in den Landeskirchen weiterzuentwickeln bzw. aufzubauen, die einen kompetenten Umgang mit Kunst und Kultur und besonders auch dem reichhaltigen kirchlichen Kulturgut sicherstellen, gleichzeitig aber auch Ansprechpartner für die Künstlerinnen und Künstler sowie die Kulturverbände und die Kulturpolitik sind.

Fazit

Wer vor Ort religiöse und weltliche Kultur der Breiten- und Hochkultur erleben will, wer Künstler kennenlernen will, wer den interkulturellen Austausch erleben will, muss wissen, dass der Gang in die evangelische Kirche am Ort erfolgreich sein wird.

2. „Von anderen lernen“

Soziale Rahmen des Reformprozesses

Prof. Dr. Horst W. Opaschowski, wissenschaftlicher Leiter des BAT Freizeit-Forschungsinstituts, 26. Januar 2007

Gesellschaft und Politik werden sich in den nächsten Jahren auf sozioökonomische Probleme wie seit über dreißig Jahren nicht mehr einstellen müssen. Die Massenarbeitslosigkeit über Jahrzehnte hinweg hat tiefe Spuren hinterlassen und zwingt zu einer Neudefinition von sozialer Daseinsvorsorge. Der politische Handlungsbedarf wird sich in Zukunft neben der Sicherung der Renten und der Gesundheitsvorsorge auf die Lösung wachsender sozialer Konflikte konzentrieren müssen. Gewalt in jeder Form muss dann verhindert werden. Hinzu kommen Existenzängste der Bevölkerung, die um ihren Lebensstandard bangt und das Gefühl hat, sich den heutigen Wohlstand bald nicht mehr leisten zu können.

In vielen westlichen Ländern stellt sich derzeit die Lebensqualitätsfrage neu: Eine Verschiebung vom Nur-haben-Wollen zum Nicht-verlieren-Wollen zeichnet sich ab. Niemand will zu spät kommen oder vom Leben bestraft werden, also am Ende zu den Verlierern gehören. Der zwischenmenschliche Umgang wird rauer.

Politik und Wirtschaft in Deutschland stehen vor neuen Herausforderungen. Sie werden mit einem wachsenden Unzufriedenheitsdilemma der Bundesbürger konfrontiert. Objektiv geht es den Deutschen besser: Die Wirtschaft wächst, die Konjunkturstimmung steigt, die Arbeitslosenzahlen sinken. Subjektiv aber fühlen sich die Bundesbürger immer schlechter. Der Anteil der Deutschen, die glauben, die Lebensqualität in Deutschland sei geringer geworden, nimmt kontinuierlich zu (1992: 31 Prozent – 2002: 33 Prozent – 2006: 36 Prozent). Das Lager der „gefühlten“ Wohlstandsverlierer wird stetig größer.

Was folgt daraus für die Entwicklung der nächsten Jahre? Wie sieht der soziale Rahmen des notwendigen Reformprozesses aus? Und welche Zukunftstrends zeichnen sich bereits heute ab?

- Zukunftstrend 1: Die Globalisierung der Arbeitswelt
- Zukunftstrend 2: Die Dominanz der Dienstleistung
- Zukunftstrend 3: Die Lust an der Leistung
- Zukunftstrend 4: Die Mediatisierung des Lebens
- Zukunftstrend 5: Die Kinderlosigkeit
- Zukunftstrend 6: Die Zuwanderung
- Zukunftstrend 7: Die Überalterung
- Zukunftstrend 8: Die Gesundheitsorientierung
- Zukunftstrend 9: Die Rückkehr der Verantwortung
- Zukunftstrend 10: Die Sinnsuche

Die demografische Entwicklung wirkt sich nachhaltig auf die Einstellung zur Lebensqualität aus. Während Arbeit und Konsum im Laufe des Lebens an Prestigewert einbüßen, gewinnt insbesondere die Religion mit zunehmendem Alter an Bedeutung. Für die Generation „65 plus“ ist Religion (56 Prozent) fast so wichtig wie das Geld (58 Prozent) und lässt verständlicherweise auch Arbeit und Beruf (52 Prozent) in den Hintergrund treten. Die Institution Kirche mag in Deutschland Nachwuchsprobleme haben, die Religion als Lebensgefühl wird immer wichtiger.

Dabei ist die Frage eher zweitrangig, ob es gelingt, die derzeit vier Prozent sonntäglichen Gottesdienstbesucher auf zehn oder mehr Prozent zu steigern. Die Quote kann die Qualität ohnehin nicht ersetzen. Vielleicht sind ja auch die Weichen falsch gestellt, weil der sonntägliche Vormittagsgottesdienst mit der Sonntagsplanung und -gestaltung der Menschen immer weniger vereinbar ist.

Nachweislich gibt es den größten Bedarf für Meditation und Andacht, für innere Sammlung

und Zur-Ruhe-Kommen nicht am frühen Morgen, sondern zur Zeit der so genannten Sonntag-abendkrise – am Spätnachmittag von 17.00 bis 19.00 Uhr: Der Montag droht als Damoklesschwert: Jetzt will man zur Ruhe kommen und in Ruhe gelassen werden – auch von der eigenen Familie. Das wäre das ideale und beinahe konkurrenzlose Zeitfenster für Gottesdienstbesuche. Dies erklärt auch die wachsende Attraktivität von Anbietern sogenannter „kleiner Transzendenzen“ – von Wellnessangeboten bis zu Meditationskursen.

Neben der Familienorientierung wird die Zeit bis zum Jahre 2020 zunehmend der Sinnorientierung gehören – realisiert in der Formel: von der Flucht in die Sinne zur Suche nach dem Sinn. Die Sinnorientierung wird zur wichtigsten Ressource der Zukunft und zu einer großen Herausforderung der Wirtschaft werden. Denn mit jedem neuen Konsumangebot muss zugleich die Sinnfrage „Wofür das alles?“ beantwortet werden. Zukunftsmärkte werden immer auch Sinnmärkte sein – bezogen auf Gesundheit und Natur, Kultur, Bildung und Religion. Letztlich geht es um Lebensqualität. Wertebotschaften statt Werbebotschaften heißt dann die Forderung der Verbraucher, die sich auch als eine Generation von Sinn-suchern versteht. Von Konsumverzicht will sie wenig wissen, dafür umso mehr von der Wertehaltigkeit des Konsums. Und das heißt: Lebensqualität.

So bleibt für jeden Einzelnen nur noch eine Zukunftsfrage offen: Wie will ich eigentlich leben? Wer persönliches Wohlbefinden (und nicht nur materiellen Wohlstand) erreichen will, sollte – neben den christlichen Geboten natürlich – die folgenden zehn Anleitungen und Gebote für ein gelingendes Leben im 21. Jahrhundert beherzigen:

1. Bleib nicht dauernd dran; schalt doch mal ab. Entdecke die Hängematte wieder.
2. Versuche nicht, permanent deinen Lebensstandard zu verbessern oder ihn gar mit Lebensqualität zu verwechseln.

3. Mach die Familie zur Konstante deines Lebens und ermutige Kinder zu dauerhaften Bindungen.
4. Knüpf dir ein verlässliches soziales Netz, damit dich Freunde und Nachbarn als soziale Konvois ein Leben lang begleiten können.
5. Definiere deinen Lebenssinn neu: Leben ist die Lust zu schaffen.
6. Genieße nach Maß, damit du länger genießen kannst.
7. Mach nicht alle deine Träume wahr; heb dir noch unerfüllte Wünsche auf.
8. Du allein kannst es, aber du kannst es nicht allein. Hilf anderen, damit auch dir geholfen wird.
9. Tu nichts auf Kosten anderer oder zu Lasten nachwachsender Generationen. Sorge nachhaltig dafür, dass das Leben kommender Generationen lebenswert bleibt.
10. Verdiane dir deine Lebensqualität – durch Arbeit oder gute Werke: Es gibt nichts Gutes; es sei denn, man tut es.

Grundlagenliteratur

EKD / Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hrsg.): Perspektiven für die Ev. Kirche im 21. Jahrhundert (Impulspapier), Hannover 2006
 Hacker, K.: Die Habenichtse. Roman, Frankfurt / M. 2006
 Handy, Ch.: Die anständige Gesellschaft („The Hungry Spirit. Beyond Capitalism – The Quest for Purpose in the Modern World“, 1997), München 1998
 Opaschowski, H. W.: Der Generationenpakt. Das soziale Netz der Zukunft, Darmstadt 2004
 Opaschowski, H. W.: Deutschland 2020. Wie wir morgen leben – Prognosen der Wissenschaft, 2. erweiterte Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006
 Opaschowski, H. W.: Das Moses-Prinzip. Die 10 Gebote des 21. Jahrhunderts, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2006 – Seit Januar 2007 auch als Hörbuch.

Kirche der Freiheit – eine Reaktion

Jan-Gerd Heetderks, Pfarrer, Präses der Protestantischen Kirche in den Niederlanden, 26. Januar 2007

Ganz herzlich möchte ich Ihnen danken für die Einladung, hier aus der Sicht einer europäischen Partnerkirche auf „Kirche der Freiheit“ zu reagieren und – hoffentlich – die Diskussion anzuregen.

Die Synode der Protestantischen Kirche in den Niederlanden hat im Herbst 2005 auch ein Positionspapier verabschiedet. Im Holländischen trägt diese Schrift den Titel „Leren leven van de verwondering“. Wir haben das – nicht ganz richtig aber doch treffend – übersetzt mit „Leben aus der Freude des Glaubens“. „Leren leven van de verwondering“ hat in gewissem Sinne einen anderen Charakter als „Kirche der Freiheit“, weil dieses Positionspapier viel kürzer und auf eine andere Art und Weise verfasst ist – gleichzeitig ist es aber sehr auffällig, wie gerade in der Verschiedenheit doch sehr viele Gemeinsamkeiten sichtbar werden. Neben dem Positionspapier „Leren leven van de verwondering“ hat die Synode unserer Kirche auch Beschlüsse gefasst in Bezug auf die Einrichtung des gesamtkirchlichen Dienstes und der kirchlichen Organisation.

Scheinbar hat die Krise unserer Kirche in unserer europäischen Kultur trotz der verschiedenen gesellschaftlichen Kontexte parallele Denkweisen in unseren Kirchen veranlasst. Das ist einerseits eine Bestätigung der eigenen Arbeit, hilft aber gleichzeitig – mit der kritischen Befragung der Position des Partners –, die eigene Position zu hinterfragen.

Zunächst möchte ich einige einleitende Bemerkungen machen zur Krise unserer Kirchen in der westeuropäischen Kultur, bevor ich weiter auf den Inhalt unserer Positionen eingehe:

In den letzten drei Jahrhunderten hat sich die Kirche in Europa mit dem Erbe der Aufklärung auseinandergesetzt. Darin hat der zur Freiheit gekommene Mensch diese Freiheit dem freien

Gebrauch der Vernunft, der Ratio zu danken. Diese Art des Denkens sah man gleichzeitig als höchste Form der menschlichen Entwicklung. Mit anderen Worten: Die westeuropäische und die nordamerikanische Kultur sah man als das Summum der menschlichen Entwicklung.

In einem solchen Kontext ist der Auftrag der Kirche dann nicht nur die Verkündigung des Evangeliums an diejenigen, die es noch nicht kennen – in diesem Zusammenhang wurde übrigens öfter das Wort „Christianisierung“ gebraucht –, sondern dieser Auftrag steht auch im Zusammenhang einer Zivilisationsoffensive. Die Welt muss werden wie wir.

Das Bündnis zwischen Mission und Zivilisation hat drei Jahrhunderte lang die Verkündigung der Kirche und vor allen Dingen das Ziel der Mission bestimmt.

Nach den zwei Weltkriegen, die auch das Ende der kolonialen Zeit einläuten, wird im Allgemeinen mit diesem Denken gebrochen. Theologisch wurde dieser Bruch durch die Theologie Karl Barths vollzogen. Außerdem sind Kirche und Theologie in Westeuropa in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg sehr stark beeinflusst durch die ökumenische Bewegung und die Missionsbewegung. Darin wurde eine neue Interpretation des Wortgebrauchs Ökumene (nämlich im Sinne der ganzen bewohnten Welt) verbunden mit einer heilshistorischen und eschatologischen Sicht. Diese heilshistorisch eschatologische Sicht hatte einen starken Impuls bekommen bei der Erscheinung des grundlegenden Buches von Oscar Cullmann: *Christus und die Zeit (Christus und die Zeit: die urchristliche Zeit- und Geschichtsauffassung, Zürich 1946)*. Nach Cullmann muss das Wesen des Neuen Testaments begriffen werden aus der Perspektive der Geschichte und der Zeit. Im Gegensatz zum griechischen zyklischen Denken läuft die Zeit nach dem Neuen Testament linear und teleologisch.¹

In den Niederlanden ist dieser eschatologisch-heilshistorische Ansatz vor allem durch Hendrikus Berkhof ausgearbeitet. Das Königreich Gottes wird auf dynamische und teleologische Weise verwirklicht in der Geschichte. In diesem Zusammenhang gebraucht Berkhof bemerkenswerterweise das Wort „Fortschritt“.

In der ökumenischen Bewegung wird der neue Begriff der Ökumene, der – wie oben erklärt – nicht vor allem die Zusammenarbeit zwischen den Kirchen, sondern die ganze bewohnte Welt, ja sogar den Kosmos meint, verbunden mit dem Christozentrismus der dialektischen Theologie. Jesus Christus ist Herr, nicht nur der Welt, sondern des ganzen Kosmos. Seine Königsherrschaft ist jetzt schon anwesend in den Zeichen des Königreiches. Die Verkündigung der Kirche ist allumfassend: Sie richtet sich auf diese Welt und kommt zum Ausdruck in u. a. dem Streit für Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Außerdem wird nicht selten das christozentrische Prinzip (Jesus Pantokrator) verbunden mit einer Weltanschauung, in der die westliche Modernisierung und die damit verbundene Säkularisierung als mondiale Zivilisation gesehen wird.²

Dietrich Werner schreibt in seiner Forschungsarbeit über die missionarischen Perspektiven bei dem Weltkirchenrat: „Die quasi naturhaft gedachte, christologische Gesamtqualifikation der westlichen Fortschrittsgeschichte führt damit (...) zu der Tendenz, dass das Credo des Glaubens und das Credo des westlichen Fortschritts eigentlich miteinander verschmelzen oder jedenfalls bisweilen ununterscheidbar aneinanderzurücken scheinen.“³

Diese sehr kurze – und dadurch wahrscheinlich einseitige – Übersicht kann helfen, um ein schärferes Bild von der Krise des westeuropäischen Christentums zu bekommen.

1. Der Nachdruck auf das Element des Königreiches Gottes als Kern und Stern der Verkündigung – wobei es da vor allem um die imma-

nenten und gegenwärtigen Aspekte des Reiches in Zeichen geht – hat zu einer Betonung des Handelns der Kirche geführt (u. a. im Diakonat).

2. Das als progressiv und dynamisch gedachte Kommen des Reiches Gottes, das ein Bündnis einging mit dem westlichen Fortschritt, konnte der Säkularisierung keinen Widerstand leisten. Im Gegenteil – die Säkularisierung wurde in diesem Denken gerade als eine Frucht der kirchlichen Verkündigung gesehen.
3. Die christologische Konzentration, die einen solch wichtigen kritischen Impuls an die Erneuerung der Kirche gegeben hatte, wurde im Grunde kaltgestellt. In seiner Analyse der theologischen Entwicklung in ökumenischer Perspektive macht Konrad Raiser folgende scharfe Bemerkung: „Je universaler die geschichtstheologischen Entwürfe wurden, desto blasser und formaler wurde zugleich die Berufung auf das christologische Zentrum.“⁴

Es ist auffällig, dass sowohl die EKD als auch die Protestantische Kirche in den Niederlanden in ungefähr derselben Zeit mit einer Studie über die Positionierung der Kirche kommen. Auffallend ist auch, dass manche Sätze in den beiden Papieren einander beinahe wortwörtlich gleich sind (man könnte ein nettes Quiz mit Zitaten organisieren). Doch ist es vielleicht auch nicht so auffallend, dass beide Positionen einander so ähneln; wir teilen schließlich dasselbe theologische Erbe und wir sind mehr und mehr Teil unserer Kultur geworden. Wir erleben beide die Krise unserer Kultur und der Kirche. Wir müssen uns beide mit den Folgen der gerade genannten Entwicklungen, mit den Folgen der Säkularisierung, des Modernismus und des Postmodernismus auseinandersetzen.

In beiden Schriften wird gesprochen über Wachstum gegen den Trend. Ich kenne natürlich nicht so viele Reaktionen auf „Kirche der Freiheit“. Aber gerade die Bemerkungen in unserem Papier über Wachstum gegen den Trend haben uns als

Moderamen in den Niederlanden viel Kritik gebracht. Uns wurde gesagt, dass wir die Wirklichkeit nicht ernst nehmen und mit Worten verschönern. Es wurde gesagt, dass unser Papier „Pfeifen im Dunkeln“ sei. Das muss ich erklären, denn das ist ein holländischer Ausdruck: Jemand der im Dunkeln pfeift, hat Angst vor dem Dunkel. Er will das aber nicht zeigen und darum pfeift er ein Lied. (Ich bin mir nicht sicher ob der Ausdruck „Pfeifen im Keller“ das Gleiche meint).

Auf den ersten Blick haben die Kritiker vielleicht auch wohl recht. Man muss die Frage stellen, ob wir mit unseren Positionen die Krise wirklich ernst genug nehmen.

In den Niederlanden haben wir das sog. „Social Cultureel Planbureau“. Das ist ein wissenschaftliches Institut der Regierung, das gesellschaftliche Trends untersucht. Kürzlich erschien ein Bericht über religiöse Veränderungen in den Niederlanden. Ich zitiere einige Ergebnisse der Untersuchungen: Im Jahr 2020 werden 72 Prozent der niederländischen Bevölkerung nicht mehr mit einer Kirche verbunden sein (dieser Prozentsatz gilt übrigens jetzt schon für Jugendliche). Die Niederlande werden auf Dauer ein „Land von Nicht-Kirchlichen“ sein mit nur noch zwei umfangreichen Kirchen oder religiösen Gruppen: Römisch-Katholischen und Muslimen – so prophezeien die Untersucher „mit einiger Vorsicht“. Neben diesen zwei Gruppen wird es nach ihren Angaben noch „eine substanzielle Gruppe von kleinen Gemeinschaften und Überzeugungen“ geben, die sehr unterschiedlich sind. „Der organisierte Protestantismus kann zu dieser Gruppe gerechnet werden oder aber auch noch von ihr unterschieden werden.“

Die Niederlande sind in den letzten Jahrzehnten sehr schnell entkirchlicht. Und obwohl das Tempo in den letzten Jahrzehnten abgenommen hat, „scheint von einem umgekehrten Trend keine Sprache zu sein“, sagt der Bericht des „Social Cultureel Planbureau“. Nannten sich 1958

nur 24 Prozent der niederländischen Bevölkerung nicht-kirchlich, war 2004 der Prozentsatz auf 64 Prozent gestiegen. Das bedeutet, dass sich inzwischen 2/3 der Niederländer nicht-kirchlich nennen.

1967 gingen noch 67 Prozent der Kirchenmitglieder regelmäßig zur Kirche; 2004 war der Prozentsatz auf 38 Prozent gesunken. 1960 rechneten sich noch mehr als 30 Prozent zu einer der evangelischen Kirchen – in 2020 – so die Vorhersage – werden das noch 4 Prozent sein.

Und doch sprechen wir in unserer Schrift über Wachstum. Nicht um unsere Unsicherheit über die Zukunft zu überschreien, sondern aufgrund der Kraft des Wortes Gottes, das uns geschenkt ist. Wir glauben, dass der Reichtum der evangelischen Tradition (*sola scriptura, sola fide, sola gratia*) auch heute Menschen ansprechen kann und wird.

Die ernsteste Kritik an unserem Positionspapier, die auch der „Kirche der Freiheit“ gemacht werden kann, ist, dass beide den Eindruck wecken, die Kirche wäre „machbar“, ganz und gar zu gestalten. Unsere Schriften atmen den Geist notwendiger Veränderungen in der Kirche. Denn wir glauben zwar an die Kraft des Wortes (so unser Positionspapier) und wir finden zwar, dass „wo evangelisch draufsteht, auch Evangelium erfahrbar sein sollte“, aber das ist eben eine gewünschte Situation. Es ist noch nicht so. Und darum muss sich sehr viel ändern. Und gerade an dem Punkt sind an unsere Positionen kritische Fragen zu stellen. Zum einen: Wir können die Organisation ändern, aber nicht die Herzen der Menschen. Zum ändern: Wir wollen eine geistliche Veränderung, aber wir fangen an mit Veränderungen in der Organisation und Politik der Kirche. Wir reden also vor allem über die Kirche, wo es uns zutiefst um das Evangelium geht. Luthers Reformation der Kirche hat nicht angefangen mit Vorschlägen zu Veränderungen in der Kirche, sondern mit der erneuten Entdeckung des Wortes, mit der erneu-

ten Entdeckung von Jesus Christus. Das war die Botschaft, die Millionen in Europa neue Hoffnung gab. Unser Problem heutzutage ist, dass es in dieser postmodernen Zeit sehr schwer ist, eindeutig zu sprechen. Es gibt immer wohl jemanden, es gibt immer wohl Gruppen, die sofort sagen oder rufen, dass sie anders darüber denken. Die Gefahr ist groß, dass wir darum letztendlich nicht mehr miteinander reden können über das Zentrum des Glaubens, sondern nur noch über Veränderungen des Kurses der Kirche.

Die Kirche lebt aus der Epiklese. Veni Creator Spiritus. Die Kirche fängt nicht bei uns an und wird nicht gerettet durch Positionspapiere, aber ist allererst Gabe des Heiligen Geistes. Auch wenn wir unsere Positionen und den vorgeschlagenen Kurs als das Gebot der Stunde sehen, werden wir uns immer wieder daran erinnern lassen müssen, dass das Gebot auch immer begleitet sein muss vom Gebet.

Das bedeutet nun gar nicht, dass wir uns als Kirche schämen müssen, wenn wir die Kenntnisse z. B. in Beziehung auf modernes Management gebrauchen. Im Gegenteil. Es ist gut, den Kirchenbetrieb auch mal mit Sachlichkeit und Nüchternheit zu betrachten. Und wenn Erkenntnisse und Begriffe aus der Welt des modernen Managements dabei helfen können, dann finde ich das prima. Denn wir haben als Kirche – ob wir es nun wollen oder nicht – auch die Struktur eines Betriebes. Kein einziger Betrieb kann es sich leisten, die Betriebspolitik unverändert fortzusetzen, wenn die Absatzzahlen so dramatisch sinken, wie es in der Kirche der Fall ist.

Manchmal können Entwicklungen sehr schnell stattfinden. Die Aufmerksamkeit in den Medien für die Kirche ist in Deutschland viele Male größer als in den Niederlanden. Die Kirche ist ein nicht zu übersehender, geschätzter gesellschaftlicher Faktor. Eine solche Situation kennen wir in den Niederlanden inzwischen nicht mehr. War vor ungefähr vierzig Jahren der volkskirchliche

Charakter der „Nederlanse Hervormde Kerk“ (eine der drei Kirchen, die in der Protestantischen Kirche aufgegangen sind) trotz Mitgliederverlusten noch gut sichtbar – inzwischen ist die Kirche in den Niederlanden im Großen und Ganzen eine tolerierte Minderheit geworden. Es ist in vielen Fällen nicht so, dass in Kreisen von Regierung und Politik oder anderen gesellschaftlichen Akteuren die Kirchen als ein möglicher Bündnispartner gesehen werden in Bezug auf die Beantwortung gesellschaftlicher Fragen oder Überwindung gesellschaftlicher Probleme. Das ändert sich zwar wieder etwas, aber hat nach meiner Auffassung eher mit der Angst vor dem fundamentalistischen Islam zu tun und mit der Entdeckung, dass Religion nicht so einfach aus dem öffentlichen Leben wegzudenken ist, als mit einer wirklichen Offenheit für die Kirche. Meine kritische Frage an „Kirche der Freiheit“ ist dann auch, ob die Gefahr der möglichen Marginalisierung der Kirche in Deutschland auch wirklich gesehen wird. Wenn sich die Mitgliederzahlen der evangelischen Kirche – was ich wirklich nicht hoffe – entwickeln in die Richtung, die in „Kirche der Freiheit“ angegeben werden, bleibt dann in der deutschen Gesellschaft trotzdem die Offenheit und Sympathie für die Kirche, die in „Kirche der Freiheit“ unterstellt wird?

In Deutschland spielt – wie gesagt – die Kirche in vielen gesellschaftlichen Bereichen eine viel größere Rolle als in den Niederlanden. Das Betreiben von z. B. Kindergärten, Schulen und Krankenhäusern oder auch die vielen Tätigkeiten im diakonischen Bereich sind zum großen Teil in den Niederlanden, die keine Kirchensteuer kennen, vom Staat übernommen. Das bedeutet, dass die Kirche in Deutschland und damit auch der Protestantismus großen – vielleicht sogar unverhältnismäßig großen – Einfluss hat auf allerlei gesellschaftlich Segmente. Das bietet Chancen. Es berührt mich, wenn in diesem Zusammenhang gesagt wird, dass „das Evangelium und die Men-

schen, der entscheidende Schatz der Kirche sind“. Das gilt auch umgekehrt: Persönliches Interesse der Kirche für den individuellen Menschen ist sehr wichtig. In den Niederlanden kennen wir die Aktion „Kerkbalans“, eine jährliche, Kirchengrenzen überschreitende Aktion, die deutlich machen muss, wie wichtig es ist, die Kirche (freiwillig) finanziell zu unterstützen. Aus neueren Untersuchungen, die sich darauf gerichtet haben, diese Aktion weiter zu professionalisieren, kommt hervor, dass auch sogenannte „Randkirchliche“ bereit sind, die Kirche finanziell zu unterstützen, wenn der persönliche Kontakt weiter geht als die Frage nach Geld.

Das Interesse der Kirche für den individuellen Menschen hat ein Ziel: „Aufgabe der Kirchen ist es, Menschen zu helfen, ihren Weg zu (...) Lebensgewissheit und zum Vertrauen auf die Güte Gottes zu finden.“ (Kirche der Freiheit, S. 32)

Das ist der Grund, dass die Protestantische Kirche in den Niederlanden sich dafür entschieden hat, „nahe bei den Menschen zu sein“. Unsere Struktur war bis vor Kurzem so, dass die Landeskirche regional Dienste anbot für die Gemeinden. Jede Region hatte ein eigenes Büro, das die Gemeinden unterstützte. Anstatt dieser regionalen Büros haben wir uns jetzt für den Gemeindeberater entschieden, der die Gemeinden beraten soll, vor Ort Kurse geben soll usw. Wir hoffen, dass der gesamtkirchliche Dienst so näher an die Gemeinden kommt. Denn die Gemeinden und die Gemeindeglieder sind das Herz der Kirche oder – so wie in „Kirche der Freiheit“ gesagt wird – „der entscheidende Schatz“ der Kirche.

Die Feststellung, dass die Menschen „der entscheidende Schatz“ der Kirche sind, ist außerdem Ausdruck der wichtigen reformatorischen theologischen Erkenntnis der Priesterschaft aller Gläubigen. Das bedeutet auch, dass Nachdenken über kirchliche Organisation und Management zwar sehr wichtig ist, aber dass es im Grunde um die Hingabe und das Commitment der Mitglieder

und der hauptamtlichen Mitarbeiter der Kirche geht. Was auch immer zu sagen ist über Kirche und Theologie, die Frage der Beziehung zu und der Gemeinschaft des individuellen Menschen mit dem Herrn der Kirche ist letztendlich entscheidend.

In diesem Zusammenhang ist mir die Aussage über die Mission der Kirche aus dem Herzen gegriffen: „Eine missionarische Ausrichtung wird auch nicht mehr ausschließlich mit evangelistischen Verkündigungsformen gleichgesetzt. Vielmehr wird Mission als glaubenweckendes Ansprechen der Menschen in der eigenen Gesellschaft als Aufgabe der ganzen Kirche anerkannt, die in allen kirchlichen Handlungsfeldern zur Geltung kommen muss.“ (S. 18) Einerseits ist Mission daher dasjenige, das von den Menschen ausgeht (in eigenen Worten: Der eine Bettler erzählt dem anderen Bettler, wo es Brot gibt); andererseits ist das Wesen der Kirche selber missionarisch. Und damit wird eigentlich der Wahlspruch des Missiologen Hendrik-Kraemer neu aktualisiert: „Die Kirche ist missionarisch oder sie ist nicht Kirche.“ Die Kirche ist Kirche für die Welt. Für die Missionsbewegung kann die Kirche als Institut zwar sehr wichtig sein – z. B. durch Bildungsarbeit, durch das Organisieren vom Glaubensgespräch (noch eine deutliche Übereinkunft zwischen unseren Positionen), die eigentliche Bewegung der Mission sind aber die „normalen“ Gemeindeglieder, die in ihrem Handeln und Reden ihre Beziehung zu Jesus Christus bezeugen.

Die weitaus wichtigsten Fragen würde ich an „Kirche der Freiheit“ stellen in Bezug auf die Analyse und Deutung der gegenwärtigen Situation. Es heißt, dass sich „in unserer Gesellschaft ein neues Interesse und eine neue Sensibilität für religiöse und christliche Traditionen und Lebensweisen beobachten (lassen)“. (S. 12). Dieses wird weiter ausgearbeitet unter der Überschrift: „Die gesellschaftliche Situation ist günstig.“ (S. 14)

Diese Hoffnung scheint bestätigt zu werden durch einen Bericht des Wissenschaftlichen Rates für die Regierungspolitik „Glauben im öffentlichen Raum“, der im letzten Monat in den Niederlanden erschien. In diesem Bericht wurde festgestellt, dass Religion in der niederländischen Gesellschaft immer wichtiger wird und dass die Säkularisationsthese nicht länger adäquat ist.

Wenn wir darin jetzt sofort eine Chance für die Kirche entdecken, möchte ich dabei kritische Fragen stellen. Die erste Frage dabei ist, ob wir diese Art Analysen wohl genug vom postmodernen Lebensgefühl her interpretieren. Der postmoderne Mensch ist gegenüber den „großen Geschichten“, den Ideologien, den Glaubenslehren misstrauisch geworden und weist diese ab. Hinzu kommt ein großes Misstrauen gegenüber Institutionen, auf jeden Fall in den Niederlanden.

Ich weiß zwar von hoffnungsvollen Experimenten in der Kirche, gerade mit dem „postmodernen Gottsucher“ in Kontakt zu kommen, und ich will diese Experimente auch von Herzen unterstützen und die Erfahrungen ernst nehmen, aber ich meine, dass auch eine kritische Betrachtung des postmodernen religiösen Interesses nicht völlig ausbleiben sollte. Ich weiß, dass es übertrieben ist, dass ich vielen Menschen vielleicht auch nicht recht tue, aber ich möchte – um die Diskussion schärfer zu bekommen – folgenden Gedanken vorlegen:

Der postmoderne Mensch ist zwar ein religiöses Wesen, aber er sucht nicht die Wahrheit, sondern er sucht seine Wahrheit.

Wahrheit ist das, was er als Wahrheit erlebt. Die Wahrheit muss passen in das moderne Lebensgefühl, wobei der Mensch sich vor allen Dingen gut fühlen will. „Cocooning“ ist das englische Wort, das das Gerichtesein auf das eigene Wohlbefinden gut ausdrückt. Der postmoderne Mensch möchte nicht gestört werden durch allzu kritische Anmerkungen zu Lebensstil oder Erwartungen – er möchte lieber eingebettet sein in ein

Gefühl des Wohlbehagens und dabei nicht zu viel durch die Außenwelt gestört werden. Religion ist dabei zwar sehr wichtig, aber mehr als Garantie für das eigene Wohlbefinden. Darum sucht er sich seine eigene Wahrheit. Er ist ein „Zapper“: Er spürt gleichsam auf allen religiösen und nicht-religiösen Kanälen und stellt sich so sein eigenes Lebensprogramm zusammen. In den Niederlanden sind die Bücherregale in den Buchhandlungen mit esoterischen Titeln in den letzten Jahren stets größer und voller geworden. „Entdecke dich selber“ oder „Entdeckungsreise in das eigene Innere“ sind im Allgemeinen die Titel. Auffällig ist z. B., dass das Buch „Der Da Vinci Code“ als Fiktion verkauft wird, aber Untersuchungen haben gezeigt, dass es viele Menschen als ein Buch lesen, das über die Kirche geht, die den Menschen die echte Wahrheit vorenthält und sie so ihres Glückes beraubt.

Nochmals – ich weiß, dass das jetzt etwas übertrieben ist. Ich weiß, dass ich damit vielen Menschen Unrecht tue. Aber ich möchte damit betonen, dass die gesellschaftliche Situation dann vielleicht günstig sein mag für die Religion, aber dass es doch sehr die Frage ist, ob Menschen sich auch ansprechen lassen wollen durch das Evangelium, das uns auch gegen den Strich gehen kann. Es ist sinnvoll, um hierbei erneut die kritische Position Karl Barths gegenüber der Religion in Betracht zu ziehen.⁵ Das darf aber – wie schon gesagt – nicht bedeuten, hoffnungsvolle Experimente und gute Erfahrungen damit vom Tisch zu fegen.

Außerdem müssen wir uns auch vergegenwärtigen, dass das Postmoderne eine starke fragmentisierende Tendenz in sich trägt. Pluralismus ist nicht nur positiv (die so gerühmte Vielfalt und Vielfarbigkeit) – Pluralismus kann auch lähmend sein. Wie gehen wir diesbezüglich mit den großen Herausforderungen um? Auch das könnte eine Herausforderung sein, die unser eigenes Wesen als Kirche betrifft – vor allem als evange-

lische Kirche. Der Protestantismus trägt auch immer die Gefahr in sich, zu fragmentarisieren. Der Lehrsatz Calvins, dass die Kirche da ist, wo das Wort verkündet wird und die Sakramente bedient werden, hat einerseits für eine weitgehende Kontextualisierung gesorgt, ist aber gleichzeitig die Ursache gewesen für eine Unzahl von Abscheidungen und sich wiederholenden Brüchen. Könnte vielleicht gerade der Protestantismus, der gerade in diesen Fragen Erfahrung hat mit der manchmal lähmenden Verschiedenheit, der Gesellschaft einen Dienst erweisen durch ein Angebot, das einerseits die Vielfalt würdigt, aber gleichzeitig die Einheit voranstellt?

Ich stelle diese kritischen Fragen mit Absicht am Ende meines Beitrages, weil ich das Gefühl habe, dass wir gerade an diesem Punkt in unsern Kirchen das Gespräch führen sollten. Die Positionspapiere der EKD und der Protestantischen Kirche in den Niederlanden zeigen meines Erachtens, dass wir – trotz der verschiedenen Kontexte – viel gemein haben und viel voneinander lernen können.

Mehr denn je brauchen wir einander als Kirchen in unserm europäischen Kontext, um neu zu lernen, was es bedeutet (ich zitiere), „auf Gott zu vertrauen und das Leben zu gestalten“ – und zwar auf eine solche Art und Weise, dass wir den Menschen wieder „eine geistliche Heimat geben“.

Präsenz in der Diskussion des ÖRK 1961–1991, Rothenburg, 1993, 99; vgl. 89–120, 149.

³ Ibidem, 99.

⁴ Konrad Raiser, *Ökumene im Übergang*, München, 1989, 81.

⁵ Der wichtigste Teil des Denkens von Barth über die Religion an sich ist zu finden in KD I, 2, Paragraph 17, 304–397. Der Titel dieses zentralen Paragraphen ist ausdrucksvoll: Gottes Offenbarung als Aufhebung der Religion. Bei Barth steht nicht nur die Wirklichkeit, sondern auch ihre subjektive und objektive Möglichkeit unter der Herrschaft Gottes. Das menschliche Vermögen, religiös zu sein, drückt sich in der Religion des Menschen aus. Diese Religion ist aber die durch den Menschen begriffene Möglichkeit auf Selbstrechtfertigung und Selbstheiligung. Von der Offenbarung her kommt daher das Urteil über die Religion: Sie ist Unglaube. „Religion ist eine Angelegenheit, man muss geradezu sagen: die Angelegenheit des gottlosen Menschen.“ (Ibidem, 327) Es ist wichtig, dass wir realisieren, dass dieses harte Urteil Barths über die Religion, allererst der Kirche gilt.

¹ „Der Weg geht zunächst von der Vielheit in progressiver Reduktion zum Einen, und von diesem Einen, der die Mitte darstellt, zurück zur Vielheit: von der Schöpfung zur Menschheit, von der Menschheit zu Israel, von Israel zum ‚Rest‘, vom ‚Rest‘ zum Inkarnierten; und nun vom Inkarnierten zu den Aposteln, von den Aposteln zur Kirche, von der Kirche zur Welt und zur neuen Schöpfung.“ Zitiert bei L. Wiedenmann, *Mission und Eschatologie, eine Analyse der neuen deutschen evangelischen Missionstheologie*, Paderborn, 1963, 48.

² Dietrich Werner, *Mission für das Leben – Mission im Kontext, Ökumenische Perspektiven missionarischer*

Kommunikation und Profilbildung – Marke evangelisch?

Claudia Bender, Journalistin, 26. Januar 2007

Guten Abend, meine Damen und Herren, diese kleine Umfrage beweist zwei Dinge: Es gibt Eis umsonst auf der Grünen Woche und aus reinen Marketinggründen wäre es schön, wenn der Papst evangelisch wäre ...

Wie Sie sich denken können, haben wir für diese zwei Minuten viele Leute gefragt – erschreckend viele können mit dem Begriff „Kirche“ gar nichts anfangen – höchstens zu Weihnachten –, aber alle wissen, dass evangelisch eine Religion ist und etwas mit der Kirche zu tun hat. Das ist ja schon mal was – und mich hat es sogar erstaunt. Alle weiteren Nachfragen hingegen ergeben keine Antworten oder katholische. Daran muss man etwas ändern. Daran kann man auch etwas ändern.

Darf oder soll „Kirche“ überhaupt eine Marke sein? Viele von Ihnen sagen sicher spontan nein. Die Kirche ist ja kein Konsumartikel.

Aber soll Kirche „in“ sein? Sollte es schick sein, an Gott zu glauben? Sollte es „hipp“ sein, sich unter 15-Jährigen sonntags zur Kirche zu verabreden, um danach auf den Bolzplatz zu gehen? Oder seine Kinder taufen zu lassen?

Geben Sie es zu, das fänden Sie gar nicht so schlecht?

Die Frage, ob „evangelisch“ wirklich wie eine Marke zu behandeln ist, vereinfacht auch meiner Meinung nach das Phänomen und das Problem zu sehr. Dennoch kann man viel lernen, wenn man sich mit Markendefinition, Entwicklung, Bedeutung und Wirkungsweise von Marken beschäftigt, ebenso wie mit den Erfolgen von Product Placement und Werbung.

Wieso nicht von anderen lernen – ohne gleich alles zu übernehmen?

Und um doch mal – auch unter professionellen Gesichtspunkten – viel Positives festzu-

halten: Die Kirche hat ein Logo, sie hat Orte und Gebäude, die Kirche hat ein Image (das man verbessern könnte), die Kirche hat Tradition, die Kirche hat Macht. Aber sie hat noch nicht mal ein Mitgliedermagazin. Und was wäre der ADAC ohne seine Motorwelt?

Ich persönlich finde, mit „der Verkaufe“ hapert es ziemlich.

Um ein Beispiel zu nennen, Ihnen allen sicher bekannt: Umfragen, sogar die Allensbach-Langzeitstudie, haben im vergangenen Jahr eindeutig gezeigt, dass die Menschen in Deutschland völlig auf Familie „abfahren“. Die Leute haben eine große Sehnsucht nach Sicherheit, Geborgenheit, Halt. Zurück zu alten Werten, lautet die Devise.

Wo ist die Kirche bei dieser gesellschaftlichen Entwicklung? Viele Menschen haben keine Familie mehr, viele sind einsam, reden nicht mehr mit ihren Kindern – oder Kinder nicht mehr mit ihren Eltern. Großfamilien gibt es nicht mehr. Die Menschen suchen nach Ersatz, aber wo bleibt die Kirche?

Geborgenheit, Sicherheit, das alles kann man doch gerade da finden. Wieso sucht dort keiner mehr danach? Oder einfach zu wenige? Vielleicht wissen die Menschen heutzutage einfach nicht genug von dem, was Kirche bietet, was Kirche leisten, was sie für die Menschen tun kann.

Und damit sind wir bei dem, womit ich mich auskenne: Tue Gutes und rede darüber. Das ist nicht fein und ehrenhaft, aber sinnvoll und effektiv. Geradezu unerlässlich. Und ehrlich gesagt, damit hat man es doch heute leichter denn je, bei all den Medien, die zuhauf und von allen genutzt werden.

Kommen wir also zu meinem Beruf und Berufsstand. Ich bin seit zwölf Jahren Fernsehjournalistin. Davon war ich fast sechs Jahre Chefin vom Dienst bei der allseits bekannten „Marke“ Sabine Christiansen. Selbst wenn sie die Sendung noch nie gesehen haben, die meisten Menschen wissen, was das ist.

Ich war eine aus dem Redaktionsteam, das das Thema der Woche suchen und finden muss, das die Gäste der Sendung einlädt, sich gut und gerne dreimal in der Woche auf ein neues Thema stürzt, die Gäste wieder auslädt ... Der Job heißt viel warten – auf Zusagen oder noch viel häufiger auf Absagen, und das alles für eine Stunde Fernsehen einmal in der Woche, 46-mal im Jahr.

Können Sie sich vorstellen, dass wir davon vielleicht drei, höchstens viermal in den vielen unzähligen Sitzungen überlegt haben, ob wir jemanden von „der Kirche“ einladen? Ich sage ganz bewusst „der Kirche“, da geht es nur darum, jemanden zu nehmen, der ein möglichst hohes Amt und eine klare Position hat und möglichst noch „talkshowtauglich“ ist.

Außer den Herren von den Katholiken, die sehen wenigstens noch beeindruckend aus (wir reden hier ja von Fernsehen!) kennt kaum jemand (auch nicht in den Redaktionen) Leute von der Kirche. Wenn, dann fallen immer dieselben Namen. Aus Ihren Reihen: Bischof Huber und Bischöfin Käßmann. Sorry, aber das war's. Nichts gegen diese beiden, beide sind gute Gäste, aber: Da muss es doch noch mehr geben.

Und auch wenn Sie jetzt sagen, die gibt's doch in Massen, ihr kennt die nur nicht. Nein, ich sage, das stimmt nicht. Ich habe oft genug nach potenziellen Gästen zu gesellschaftlich und politisch relevanten Themen gesucht und in der Kombination Amt = Macht, Diskusstalent und Bereitschaft, sich einer großen Öffentlichkeit zu stellen und eine klare Haltung zu präsentieren, wird man nur sehr schwer fündig bei dieser Kirche.

Dazu kommt natürlich ganz praktisch: Der Weg ins Fernsehen geht über andere Medien. Wir Talkshowleute finden unsere Gäste – wenn sie nicht eh jeder kennt – bei anderen Talkshows und natürlich in der Zeitung. Also, je öfter ein Name in Artikeln und Interviews eine Rolle spielt, umso größer die Wahrscheinlichkeit, dass auch das

Fernsehen die Bedeutung der entsprechenden Person erkennt.

Aber noch einmal zurück zum Thema: Es gibt sie ja, die vielen guten, „Ihr wollt sie nur nicht.“

Sie haben es ja eben im Film gesehen, was dabei rauskommt, wenn man die Leute nach dem Personal dieser Kirche fragt. Wie heißt der Bischof von Westfalen ...? Die richtige Antwort kriegen Sie auch in keiner normalen deutschen Zeitungsredaktion – abgesehen davon, dass alle sofort bei Bischof an die Katholiken denken.

Eine der großen Landeskirchen der EKD und den Chef kennt kaum ein Mensch. Der heißt ja auch gar nicht Bischof ...

Da sind wir, denke ich, bei einem Problem, über das auf diesem Kongress zahlreich „geleuchtet“ wird und ich aus Sicht der einfachen Medianten sage Ihnen:

Je einfacher und klarer die Strukturen, je deutlicher ist, wer Chef ist, je besser die Chefs und je klarer die Positionen, umso einfacher ist die Identifikation von Menschen mit Institutionen.

Personen geben Ideen und Institutionen Gesichter. Mehr denn je in einer visualisierten Medienwelt.

Wofür ich an dieser Stelle plädieren möchte, ist eine größere Bandbreite an evangelischen „Führungskräften“ und Persönlichkeiten, die „fernsehtauglich“ sind und somit das Bild der EKD über das Medium Fernsehen einer sehr breiten Öffentlichkeit zugänglich machen können.

Und noch einmal zurück zum Talk am Sonntagabend: Bedenken Sie, was Sie als Kirche davon haben: Zwischen vier und fünf Millionen Menschen auf einen Schlag – eine Stunde lang, da müssen Sie sonst schon viel für anstellen, selbst wenn Sie Weihnachten mehrmals im Jahr machen ... Und das alles, ohne einen Cent Kirchensteuer auszugeben, keine Kosten für Werbung, selbst die Anreise zahlt der Sender! Und sogar die Sendung, die ich zurzeit auf dem Spartenkanal N24 redaktionell betreue, schauen gut und gerne um

23.30 Uhr an einem normalen Mittwoch 80.000 Leute (zugegeben nicht immer, aber immer öfter).

Nicht dass Sie mich missverstehen.

Ich will hier wirklich kein Loblied auf das Medium Fernsehen singen. Es ernährt mich gut, zahlt meine Miete, es beschäftigt tatsächlich erstaunlich viele nette Menschen, aber auch ich tue alles, um mein Kind von dem Ding fernzuhalten, auch ich halte Bücherlesen für erheblich sinnvoller, als in die Röhre zu starren.

Aber dennoch: Eine jede Institution und hat sie noch so hohe Ansprüche – solange Sie darauf angewiesen ist – möglichst viele Menschen anzusprechen, muss sich der Bedeutung des Mediums Fernsehen bewusst sein, muss sich dieses Mediums bedienen, um die Menschen in der gesamten Bandbreite einer Gesellschaft zu erreichen.

Es ist eine Illusion zu glauben, wenn wir nicht hinsehen, gucken auch alle anderen weg. Weder das Fernsehen noch das Internet, noch Computerspiele oder Handys werden wieder verschwinden. Also, machen Sie das Beste daraus! Nutzen Sie das Medium. Der Geist geht nicht wieder in die Flasche zurück.

Schauen Sie sich doch mal bei Kindern um: Die können sehr viel eher den neuesten Song der Mercedes-Werbung nachsingen als auch nur die erste Strophe von „Geh aus mein Herz und suche Freud“, die können Ihnen die Story des letzten Nutella-Spots erzählen, aber nicht mehr die Weihnachtsgeschichte. Und Entschuldigung, aber ich kenne fast nur Kinder von Akademikern, wie ist das dann bei den vielen anderen, wo sich um Bildung und Ausbildung gar nicht gekümmert wird?

Aber was ist das Fazit, was hat es für Folgen, wenn das soeben nur Angerissene auch die Wahrheit ist? Sind immer die anderen schuld, oder muss sich eine Gemeinschaft wie diese Kirche nicht fragen, ob sie etwas verpasst hat.

Müssen wir nicht unsere Mittel umstellen, wenn wir die Botschaften erhalten wollen?

Ein Wort zu den Botschaften. Mir fehlen nicht nur die Gesichter, die Personen und Persönlichkeiten. Mir fehlen noch mehr die klaren, die deutlichen Positionen. Viel öfter müsste man die Meinung der evangelischen Kirche auf den Titelseiten wiederfinden – ich weiß, dass das schwer ist, weil die Wahrheit so oft in der Mitte liegt.

Aber gerade politische Diskussionen brauchen Pole. Themen wie Umgang mit Rechtsradikalen, Umgang mit Terror und Gewalt, mit Naturschutz und Raubbau an der Umwelt, verwaahlsten Kindern und Gewalt in der Familie. Quatsch sagen Sie, da haben wir doch alle Meinungen dazu, wir tun ja sogar viel.

Aber bitte: Sagen Sie es lauter, sagen Sie es deutlicher. Bei einigen dieser Themen ist die richtige, die soziale, die gute Position nicht schwer. Werden Sie Stellvertreter für das Gute, das Richtige. Stellen Sie sich in die erste Reihe der Demonstrationen gegen rechts – dann erkennt man Sie auch in der Tagesschau. Zeigen Sie Ihre Heime für verwaahlte Kinder, dann kommen Sie auch mit Positivgeschichten in die Boulevardmagazine.

An dieser Stelle möchte ich Sie noch mit ein paar deutlichen Zahlen malträrieren, die aber leider die Bedeutung des Mediums Fernsehen für jede Art von Öffentlichkeitsarbeit weiter veranschaulichen:

Täglich 227 Minuten, also fast vier Stunden, hat der durchschnittliche Deutsche ab 14 Jahren 2006 vor dem Fernseher gegessen. Jeden Tag.

Zum Vergleich: Keine Stunde verbringt er hingegen pro Tag mit Zeitungen, Zeitschriften oder Büchern.

1992	2005	
106 Min.	220 Min.	Fernsehen
96 Min.	221 Min.	Hörfunk
32 Min.	28 Min.	Tageszeitungen
28 Min.	25 Min.	Bücher
20 Min.	12 Min.	Zeitschriften

1992	2005	
18 Min.	45 Min.	Schallplatten, CD, MC ('92), incl. MP3-Player (05) Wochenzeitung
Quelle: Studie Massenkommunikation im Auftrag von ARD		

(Allerdings scheint die steigende Programmflut nicht automatisch für mehr Fernsehkonsum zu sorgen. Nutzer von digitalen Angeboten wählen genauer aus und verbringen nicht mehr so viel Zeit mit Zapping. Sie griffen auf Mittel wie elektronische Programmübersichten zurück, um die gewünschten Sendungen auszuwählen, und saßen im Schnitt nur 130 Minuten pro Tag vor dem Fernseher.)

Aber auch sehr interessant: Kein Medium hat sich schneller verbreitet als das Internet: Von 1997 bis 2006 stieg der Anteil der Internet-Nutzer in Deutschland von ca. 6 auf 60 Prozent. Fast 40 Millionen bundesdeutsche Erwachsene sind inzwischen online – mehr als in der evangelischen Kirche Mitglied sind. Und noch erstaunlicher: Die höchsten Zuwachsraten weisen die über 50-Jährigen auf, bei denen auch das größte Potenzial für das zukünftige Internetwachstum abzusehen ist: 60 Prozent der 50- bis 59-Jährigen nutzen inzwischen das Internet. Unter den über 60-Jährigen, den „Silver Surfern“, ist bereits jeder Fünfte (20,3 Prozent) im Netz.

Zugleich widerlegen die Zahlen zur Online-Nutzung die Annahme, dass das Internet mit zunehmender Verbreitung das Fernsehen verdränge, es wird genauso viel ferngesehen wie früher. (Auch ein internationaler Vergleich hält dem übrigens stand: In den USA, wo bereits 73 Prozent der Bevölkerung das Internet nutzen, wurde in der vergangenen Saison mit 299 Minuten pro Person und Tag ein neuer Rekord in der Fernsehnutzung erzielt.)

Fernsehen ist aber nicht gleich Fernsehen.

Niemand erwartet bzw. ich hoffe, das passiert auch nie, dass ein Vertreter dieser Kirche irgendwann mal im Big-Brother-Container sitzt ...

Aber das Fernsehen bietet ebenso wie das Internet zahlreiche Möglichkeiten, seriös Botschaften zu vermitteln, Engagement zu zeigen, Menschen zu überzeugen. Nutzen Sie die große Chance, die Medien bieten, um für Ihre Kirche Werbung zu machen und Menschen davon zu überzeugen, dass es wichtig und richtig ist, in Ihrem Laden mitzumachen.

Alle, die die Oberflächlichkeit des Fernsehens kritisieren, alle, die auf Inhalt besonderen Wert legen, möchte ich kurz auf die Bedeutung der Bilder hinweisen. Ein Beispiel: Ein Bild, auf dem eine Mutter mit einem Kind im Arm weint. Eine Bildunterschrift, die lautet: „Lachende Mutter.“ Welcher Botschaft glauben Sie mehr? Keine Sekunde lang werden Sie sich im Entscheidungsnotstand befinden, natürlich glauben Sie sofort dem Bild.

Wissen Sie, wann das letzte Mal sehr oft – auch im Fernsehen – zu hören war, dass jemand evangelisch ist und dass das etwas Besonderes sei? Das ist gar nicht so lange her. Bei Beckstein, dem zukünftigen Ministerpräsidenten von Bayern, findet das immer wieder Erwähnung – für Bayern ist das halt besonders. Und gerade das müsste doch viel häufiger passieren.

Viel öfter müsste „evangelisch sein“ ein Kriterium für jemanden sein, der prominent, berühmt, erfolgreich ist. Und evangelisch.

Auch das macht eine erfolgreiche Marke aus. Dass die „Wichtigen“, o.k., die vermeintlich Wichtigen, sie tragen, sich mit eben dieser Marke schmücken und wieder andere mit in ihren Bann ziehen. Nehmen Sie an, Paris Hilton würde öffentlich erklären, dass sie nichts toller findet, als sonntags morgens Predigten von Wolfgang Huber zu hören. Was meinen Sie, wie viele junge Leute auf einmal in die Kirche rennen.

Was ich sagen will ist: Nutzen Sie Ihr Potenzial.

Im Impulspapier steht: Im Jahre 2030 ist die evangelische Kirche in der öffentlichen Wahrnehmung dadurch stark, dass sie gemeinsame Themen und Positionen vorgibt, die in die Gesellschaft hineingetragen und vertreten werden, eine starke und profilierte Präsenz wird gefordert.

Ich frage mich ernsthaft: Wieso erst so spät?

Ich wurde um meine persönlichen Vorstellungen von einer ansprechenden und einladenden Kirche im 21. Jahrhundert gebeten:

Ansprechend und einladend, ja, das soll sie schon sein, die Kirche für mich. Dafür müsste sie aber ihre Türen immer offen halten.

Ich wäre froh, wenn mir sonntagmorgens nicht andauernd der Spiegel der vergangenen Woche gepredigt würde. Aber das ist vielleicht eine berufsbedingte Aversion.

Ich mag ein bisschen Brimborium und Tradition ... aber ich weiß, da wäre ich bei Ihren römischen Kollegen besser aufgehoben.

Alles Kleinigkeiten. Was ich wirklich will, ist eine Kirche mit Haltung. Mit Meinung, die sie klar äußert, eine Kirche mit Überzeugungen, die sie nicht versteckt. Wie ein guter Kommentar in der Zeitung, der ist auch subjektiv, aber er hilft mir beim Denken, beim Nachdenken, beim Feststellen, wo ich selbst stehe.

So will ich die evangelische Kirche in dieser Gesellschaft. Auch wenn ich nicht immer eine Meinung mit ihr habe, so will ich doch, dass sie eine Rolle spielt.

In Amerika sagen die Leute mittlerweile „Happy Holiday“ vor Weihnachten. Lassen Sie es nie so weit kommen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

„Von anderen lernen“

Dagmar Reim, Intendantin, 26. Januar 2007

Reformation heißt Erneuerung, Umgestaltung. Sowohl Erneuerung als auch Umgestaltung waren schon immer Lebensthemen Ihrer Kirche. Wenn Sie zu Ihrem großen Reformprozess, den Sie hier in Wittenberg anstoßen, Meinungen und Ansichten einer Außenstehenden hören wollen, dann müssten dem, so denke ich, zwei Überlegungen zugrunde liegen.

Zum einen: Was hat sie erlebt, erdacht, erlitten, das uns bevorstehen könnte? Und zum anderen: Was hält sie von dem, was wir uns vornehmen?

Zu beidem möchte ich heute Abend etwas sagen.

Ich komme vom Rundfunk Berlin-Brandenburg. Dieser ist entstanden aus einer Fusion. ORB, Ostdeutscher Rundfunk Brandenburg, und SFB, Sender Freies Berlin, haben im Mai 2003 zum rbb fusioniert. Wir sind jetzt also dreieinhalb, und wenn Sie Dreieinhalbjährige kennen, dann wissen Sie: Die strotzen geradezu vor Lebenslust. Das ist bei uns auch so, aber bis es so weit war, gab es mehr Lebenslast als Lebenslust.

Kurz zur Vorgeschichte unserer Fusion. Der Sender Freies Berlin war das traditionsreiche publizistische Unternehmen. 50 Jahre alt ist er geworden bis zur Fusion, und im ummauerten Berlin war er die starke Stimme einer Stadt in andauernder Herausforderung. Der Ostdeutsche Rundfunk Brandenburg hingegen ist ein Kind der Wende. Er entstand im vereinten Deutschland als publizistische Stimme des neuen Bundeslandes Brandenburg. Zwölf Lebensjahre waren ihm beschieden, ehe es zur Vereinigung kam. Die Mütter und Väter der Senderfusion – und hier sind Politikerinnen und Politiker vorbehaltlos zu loben – hatten erkannt, dass zwei kleine ARD-Sender, achtzehn Kilometer voneinander entfernt, keine Zukunft haben würden. Zu groß die finanziellen

Probleme. Zu klein deswegen die Möglichkeiten, dauerhaft gutes und qualitativvolles Programm anzubieten. Das, was die beiden Kleinen erwartet hätte, wäre ein Hungerleider-Dasein im großen ARD-Verbund gewesen. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.

Da das Thema Fusion in diesen Wittenberger Tagen bei Ihnen eine sehr große Rolle spielt, möchte ich unsere Erfahrungen in drei Schritten schildern.

Vorher: Von himmelhohen Erwartungen und abgrundtiefen Befürchtungen

Im Fusionsprozess: Turbulenzen, Luftlöcher, Beinahe-Zusammenstöße

Nach der Fusion: Im neuen Alltag neue Wege gehen

Vorher: Bei uns spielten – wie bei Ihnen – Zukunftsfragen eine entscheidende Rolle. Die Ausgangslage war: Wir werden es nicht getrennt schaffen, wir müssen es miteinander versuchen. Rückblickend stelle ich fest: Das war die schlechteste Voraussetzung nicht. Fusionen bleiben so lange im unverbindlichen „Wir können auch anders“-Bereich, solange kein wirklicher Druck entsteht. Bitte unterschätzen Sie bei der Vorbereitung einer Fusion nie die „Früher war alles schöner und besser“-Fraktion. Sie gewinnt absolute Mehrheiten, sobald klar ist, dass schmerzhafteste Konsequenzen unausweichlich sind. Die wilden, ungezügelt Hoffnungen, die sich ebenfalls auf eine Fusion richten, haben damit zu tun, dass viele Menschen glücklicherweise Optimisten sind. Kommen zwei Sender zusammen wie bei uns, sind über Nacht alle wichtigen Jobs doppelt besetzt: Zwei Chefredakteure, zwei Sendeleiterinnen, zwei Ingenieure etc. und jeder, der seinem Beruf mit Herzblut nachgeht, ist sich sicher: Künftig werde ich den Job haben, und nicht mein Kollege, ab heute mein Konkurrent. In dieser Situation können Sie so weise sein wie König David und dennoch

gravierende Fehler machen. Sie verteilen Enttäuschungen, Sie verändern Lebenswege, und Sie implantieren Verbitterungen. Das müssen Sie bedenken und dabei nicht allzu intensiv leiden unter allseits bekannten Übelkrähen vom Stamme „Haben wir ja gesagt, dass alles schlechter wird“. Denen können Sie es ohnehin nicht recht machen, und das sollten Sie auch gar nicht erst versuchen.

Im Fusionsprozess ist das Terrain vermint. Jederzeit kann eine Mine hochgehen, und zwar immer dort, wo Sie sie garantiert nicht erwarten. Dass Menschen ihre Traditionen, ihre Rituale, ihre Gewohnheiten brauchen, können Sie bereits an ganz jungen Exemplaren studieren. Als wir einmal unser Wohnzimmer ein wenig umräumten, versuchte unser Dreijähriger unter Tränen, die Stehlampe an ihren alten Platz zurückzuschleppen. Sie stand jetzt falsch, fürchterlich falsch, wie er fand. Wenn Sie die gesamte Lebensarchitektur durch eine Fusion verändern, sind die Widerstände so vielfältig wie der Artenreichtum an Quallen, und die sind ähnlich schlecht zu greifen.

Den Alltag bestimmen plötzlich Klimaverpester, Untersteller, Verleumder, ganz, ganz kleines Karo. Sie werden es nicht für möglich halten, aber die Frage, ob ein Wirtschaftsplan DIN A4 hoch oder DIN A4 quer auszufertigen ist, war zwischen den Vertretern der Hoch- und denen der Querfraktion nicht einvernehmlich zu lösen. Da sich der Kompromiss DIN A3 verbot (zu teuer), musste der Chef entscheiden. Traurig, aber wahr. In Fusionszeiten ist das Gerücht, und sei es noch so abstrus, Ihr täglicher Gegner. Die „Hast du schon gehört“-Wichtigtuere, die Eckensteher und bitteren „Die da oben haben sich schon wieder was ausgedacht“-Trommler haben Hochkonjunktur. Was haben wir in diesen turbulenten Wochen und Monaten getan?

1. Wir waren ehrlich und deutlich. Niemandem haben wir etwas versprochen, was wir nicht hätten halten können.
2. Wir haben den schmerzlichen Abschied von lieb gewordenen Traditionen nicht beschönigt.
3. Wir haben versucht, das zu schätzen, was es zuvor in beiden Häusern gegeben hatte. Das ist uns nicht durchgängig gut gelungen.
4. Wir haben die Teams gemischt. Wenn Redaktionen erst einmal zusammenarbeiten, fragt nach acht Wochen niemand mehr: Woher kommst du, was hast du früher gemacht?
5. Umzüge haben uns sehr geholfen. Wie erwähnt, liegen beide Standorte, Potsdam-Babelsberg und Berlin-Masurenallee, nur 18 Kilometer voneinander entfernt. Von unseren mehr als 1600 Kolleginnen und Kollegen arbeiten 1000 nicht mehr am selben Ort wie zuvor.
6. Unser schmerzhafter Stellenabbau – 300 von 1600 – vollzieht sich bis heute sozialverträglich, was bedeutet: ohne eine einzige betriebsbedingte Kündigung. Es hat zwar starke Arbeitsverdichtung in vielen Bereichen zur Folge, geschieht aber ohne jene Verwerfungen, die mit dem Verlust des Arbeitsplatzes einhergehen. Dies gilt für die Festangestellten. Wegen der großen finanziellen Probleme steht heute weniger Geld für freie Mitarbeit als früher zur Verfügung – keine Fusionsfolge, dennoch mit großen Einschränkungen und Konflikten verbunden.

Nach der Fusion haben wir eher die Chancen im Blick als die Risiken. Aus zwei kleinen Sendern – 2 x David – wird nicht Goliath. Das stimmt. Aber in der großen ARD wollen wir schneller und beweglicher sein als andere. Einige Stichworte dazu: Wir haben als Erste in unserem Senderverbund leistungsabhängige Lohnbestandteile eingeführt. Wir wagen mehr Programmexperimente als andere. Wir beschäftigen deutlich mehr Frauen in Führungspositionen. Und: Unsere Strukturen sind

nicht gusseisern. Wir sind flexibel und stellen uns ein auf die großen Herausforderungen der Konvergenz, also des Zusammenwachsens der elektronischen Medien in der digitalen Welt.

Unsere Fusion beim rbb war – rückblickend gesehen – alternativlos. Sie wollen, habe ich gelesen, die Zahl Ihrer Landeskirchen deutlich reduzieren. Mir scheint auch das alternativlos, wenn Sie das Profil Ihrer Kirche schärfen wollen in der Zukunft. Der Wiener Kongress liegt nun auch schon ein paar Tage zurück, und Kleinstaaterei sollte kein Ziel mehr sein im größer gewordenen Europa. Sie verlieren eine Menge an Organisations-, Koordinations- und Finanzaufwand, wenn Sie mutig sind. Sie verlieren nichts an Nähe in den Gemeinden, wo Sie miteinander leben und glauben. Zusammenarbeit und Fusion in Verwaltung und Organisation schafft neue Freiräume dort, wo sie bitter nötig sind. Gewiss: Fusion darf kein Selbstzweck sein. Aber Ihr wirtschaftlicher Druck ist ähnlich groß wie die Finanznot beim rbb. Und die Frage, ob Sie ein richtig schönes Kirchenamt mit tollen eigenen Mitarbeitern oder finanzielle Möglichkeiten für Ihre Kernaufgaben haben wollen, lässt sich leicht beantworten.

Wenn Sie sich also auf den mühsamen Weg machen, dann müssen Sie um Vertrauen werben. Tagtäglich, ohne müde zu werden. Manchmal habe ich Mühe mit Papiersprache. Ich lese zu häufig die Menschen müssten „mitgenommen“ werden. Ich schätze derlei Mitnahme-Effekte gar nicht; Harald Schmidt hat mal gespottet: „Ich fühle mich heute so mitgenommen.“ Wenn ich von einer Sache überzeugt bin, gehe ich mit. Freiwillig und gern. Sprache der Kirche ist mir oft zu abstrakt, zu theoretisch, zu sehr über die Köpfe und Herzen hinweggesprochen, zu gestanz, kurzum: zu unsinnlich.

Ja, Sie müssen in der Kirche und weit darüber hinaus für Ihre gute Sache trommeln. Deswegen unterstütze ich die Aussagen Ihres g. Leuchtfuehrs (S. 85). Themenmanagement und Agendasetting

III. GEISTLICHE VOTEN

KIRCHE DER FREIHEIT



Dokumentation des Zukunftskongresses der



III. GEISTLICHE VOTEN

1. Morgenandacht

Wer die Jahreslosung für das Jahr 2007 ausgewählt hat, muss prophetische Gaben gehabt haben. Ich kann mir jedenfalls für unser Vorhaben hier in Wittenberg keine passendere denken als dieses Wort Jesaja 43, 19a, das viele von Ihnen sicher schon kennen:

„Gott spricht: Siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?“

„Jetzt wächst es auf“: Frühlingsgrün kommt diese Losung auf den ersten Blick daher. Kein Wunder, dass den Illustratoren als Symbol für ihren Gehalt Pflanzliches eingefallen ist. Und ich gestehe, mir hat dieses Poster auf Anhieb gefallen: der sattblaue Himmel mit einem Frühlingsvollmond und darunter dieses endlose, bis über den Horizont reichende Saatfeld, genauso sattgrün, wie der Himmel blau ist. Da geht einem doch das Herz auf vor Lust auf einen solchen Frühling!

Haben wir es also mit dem Walten Gottes in der Natur zu tun in dieser Jahreslosung? Wir wollen sehen. Wir hören Jesaja 43,16.17.

So spricht der Herr, der im Meer einen Weg und in starken Wassern Bahn macht, der ausziehen lässt Wagen und Rosse, Heer und Macht, dass sie auf einem Haufen daliegen und nicht aufstehen, dass sie verlöschen, wie ein Docht verlöscht:

Nein, es geht nicht um den Trost, den der winterliche Mensch aus dem Anblick eines grünen Saatfeldes schöpfen kann. Hier redet der Gott, der sich in der Geschichte als Sachwalter und Befreier, ja, als Schöpfer seines Volkes erwiesen hat. Am Schilfmeer war's. Da hat er ihnen einen Weg durch das Meer gebahnt. Da hat er sie aus Todesnot gerettet und ihre Verfolger dem Verlöschen preisgegeben. Fast könnte man sagen: Sie alle sind wie Mose aus dem Wasser gezogen worden. Die Existenz des Gottesvolkes verdankt sich dieser Rettungstat am Anfang.

Aber jetzt sitzen sie in Babylon im Exil und sind selber wie verglimmende Dochte. Jetzt fragen sie: Was soll uns das, was war, wenn uns jetzt kein Retter erwächst? Der alte Glaube an die alten Heilstaten Gottes: Was soll er uns noch, wenn er uns jetzt nicht über Wasser hält?

Und wir? Was ist unser „Babylon“, unser Exil? Die Pegelstände des alten Glaubens sinken unaufhörlich. Es ist absehbar, dass wir bald auf dem Trockenen sitzen. „Aber das kann doch nicht sein“, sagen wir. Seit Jahrhunderten haben wir doch Glauben gesät und das Land bewässert. Ja, wir schwammen doch in einem Meer an Kirchlichkeit und religiöser Sitte.

Aber nun, da das Wasser des alten Glaubens fällt, kommt Erschreckendes zutage: Entfremdung, erbarmungswürdige Unkenntnis, Verwirrung der Geister, leere, hungrige Seelen bei vollen Tellern und Schränken und viel wunderliches Zeug, woran Menschen ihr Herz hängen und das sie zu ihrem Gott machen. Hat es in diesem Land wirklich mal eine Reformation, in dieser Stadt mal einen Martin Luther, einen Philipp Melanchthon gegeben? Es ist ja fast, als hätte jahrhundertlang die Kirche nicht gesät und bewässert, sondern leeres Stroh gedroschen!

Es ist etwas abhandengekommen: Der Glaube, sagen wir und meinen vielleicht die Glut, die aus der Liebe kommt. Liebe zu Gott. Das Herzbrennen. Das Ergriffensein. Wir sind darüber traurig und auch wütend, auch voller Angst. Wie trocken soll es denn noch werden! Bleibt am Ende wirklich nichts als Bruchstücke von Erinnerungen, ein paar Scherben, die niemand mehr zuordnen kann: ein Schilfmeer – ein Kreuz und ein Ostermorgen – „Ein feste Burg“ – ein paar heilige Namen, Räume und Gesten? Ein „Befehl du deine Wege“ – ja wem denn? Und am Ende alles reduziert auf das unverwüstliche Weihnachten?

Unvermutet fällt Gott denen ins Wort, die in der Asche des verlöschenden Glaubens stochern

und wenigstens Funken erzeugen möchten – wer mag denn an ganze Leuchtfeuer denken!

Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige! (Vers 18)

Was für eine Zumutung! Will etwa Gott selber den Traditionsabbruch, der damals denen in Babylon und uns heute so zu schaffen macht? Sollen die großen, die „gefährlichen Erinnerungen“, aus denen immer wieder der Funke des Glaubens übersprang, gelöscht werden? Will er selbst seine Heilstaten ungeschehen machen?

Sicher nicht. Nichts von dem, was in der Vergangenheit dem Ursprungsgottesvolk Israel und uns als den Hinzugekommenen zur Rettung gedient hat, soll sein, als wäre es nie geschehen. Es gilt, was Paul Gerhardt so gesagt hat:

Alles vergehet, Gott aber stehet ohn alles Wanken, seine Gedanken, sein Wort und Wille hat ewigen Grund. Sein Heil und Gnaden, die nehmen nicht Schaden, heilen im Herzen die tödlichen Schmerzen, halten uns zeitlich und ewig gesund.

(EG 449,8: Die güldne Sonne)

Das gilt. Aber vielleicht ist für uns jetzt anderes dran, als uns immer wieder über den tiefen Brunnen der Vergangenheit zu beugen und das Wasser des Lebens nur aus ihm zu schöpfen. Vielleicht sagt Gott heute so: „Seid unbesorgt. Nichts geht verloren. Ich bewahre das Gestern für euch in meinem Gedächtnis. Das ist meine Treue, auf die könnt ihr euch verlassen. Ihr könnt die Dosis an Erinnerung und Tradition durchaus verringern; ihr kommt mit weniger aus. Ich brauche euch jetzt für das Heute und Morgen.“ Und nun der Vers, der wie ein Diamant in der Mitte des Abschnitts funkelt, diese Jahreslosung:

Denn siehe, ich will Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?

Drängend, fast ungeduldig kommt das Wort daher. „Wo habt ihr denn eure Augen? Schaut doch mal genau hin! Ihr steht doch schon längst mit euren Füßen auf einem Boden, aus dem es hervorschießt und sprosst und wächst!“ Aus der Tiefe, von unten lässt Gott Neues wachsen. Und die folgenden Verse nehmen unsere Augen mit in eine Zukunftsschau, eine Vision Gottes, nehmen uns mit in seinen Traum von dem, was sein soll.

Auch in die Wüste setze ich einen Weg, in die Einöde Ströme, das Wild des Feldes wird mich verehren, Schakale und Strauße (Übersetzung Martin Buber); denn ich will in der Wüste Wasser und in der Einöde Ströme geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten; das Volk, das ich mir bereitet habe, soll meinen Ruhm verkündigen. (Vers 20–21)

Vision ist fast zu wenig für das, was hier steht. Augenweide und Ohrenschauspiel ist das! Wo Wüste war, wird Weg sein. Wo Trockenheit war, wird Wasser strömen. Wir können es hören, das Rauschen von Bächen und Flüssen! Wo ungestillter Durst war, da werden Mensch und Tier satt. Da lebt, ja, da blüht das Land und mit ihm das Gottesvolk auf! Da werden die ausgedörrten Münder, die rissigen Lippen so feucht und fröhlich, dass man wieder singen, rühmen und Gott loben kann. – Damals, am Schilfmeer, als er einen Weg durch das Wasser bahnte, das war schon groß. Aber was kommen soll, ist fast noch größer: Eine Wüste zum Ort machen, an dem das Leben blüht! – Das ist noch nicht das wiedergefundene Paradies; aber schon werden Wildtiere und Gottesvolk in einem Atemzug genannt: Das lässt ahnen, dass es diesem Gott um den Schalom, den Frieden aller Kreatur geht.

Übersetzt man die Poesie dieser Vision in die Prosa der Geschichte, so kann man sagen: Dies ist eine Art Marschbefehl aus dem Exil in die neue Freiheit, der Auftakt zum Nach-Hause-Kommen. Dieser Weg ist wohl kein Triumphmarsch gewe-

sen, und der Aufbau des Landes und der Stadt Jerusalem war voll von den „Mühen der Ebene“. Gottes Verheißungen und Visionen sind Anschubfinanzierungen, nicht mehr und nicht weniger.

Was ist unser Weg ins Freie, unsere „blühende Landschaft“? Wovon dürfen wir träumen? In diesem Vers der Jahreslosung ist vieles anders als früher: Der Heilige Geist kommt diesmal nicht wie damals, Pfingsten, Feuerflammen gleich vom Himmel. Der Heilige Geist trägt diesmal Grün; viele Halme bilden ein Feld, und es wächst zwar von unten nach oben, aber es wird kein Kirchturmbau von Babel daraus. Über Menschenmaß hinaus geht es nicht, und das hat Jesus Christus gesetzt. Da wächst ein Gemeinschaftswerk heran, eine Kirche mit horizontaler Weite statt Vertikal-kultur. Da fließen die Sehnsüchte nach Gott zusammen in einer Kirche, in der uns das Herz aufgeht. Es wird noch Türme geben, deutende Zeigefinger nach oben. Aber genauso deutlich wird die Kreuzform unserer alten Kirchen zum Zeichen werden: ein liegender Mensch mit ausgebreiteten Armen, zum Himmel geöffnet. Das Leiden ist in dieses Leben hineingezeichnet als ein Ort Gottes, mit einem Namen und einem Gesicht und erreichbar. – Diese Kirche wird nicht mehr viel Blattgold aufzutragen haben. Pomp und circumstances werden bescheiden ausfallen. Ein eher erdfarbened Gottes- und Menschenhaus wird sie sein, eine begehbbare Hütte Gottes bei den Menschen.

Wir werden an der Kirche von morgen in den nächsten Tagen arbeiten, fantasieren, träumen und um sie streiten. Und in alledem gilt schon jetzt: Jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht? Wir selber, ja, auch wir, wie wir hier versammelt sind, sind Sprösslinge, und vielleicht ist diese ganze Versammlung eine Art Versuchsfeld, und Gott ist sehr gespannt auf das, was uns gelingen wird. Es liegt was in der Luft. Nicht Frust, sondern neue Lust und Liebe, Christen und Kirche zu sein,

neue Wege zu gehen. Wir spüren es an der Ungeduld um uns und in uns. Auch an der Aufmerksamkeit und den Diskussionen, die die Leuchtfener entfachen. Es lässt uns und andere nicht kalt, was mit dieser Kirche sein wird, und das ist fast eine protestantische Liebeserklärung. Und allen, die uns den Wandel noch nicht zutrauen, sollten wir sagen: Haltet uns nicht auf; der Herr hat Gnade zu unserer Reise gegeben! (1. Mose 24, 56)

Das letzte Wort hat Angelus Silesius. Es stammt aus dem 17. Jahrhundert, aber es könnte von heute sein:

*Blüh auf, gefrorener Christ, der Mai steht vor der Tür.
Du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier!*

Amen

Oda-Gebbine Holze-Stäblein, Landes-superintendentin, 26. Januar 2007

2. Bibelarbeit

(EG 440, 1–4: All Morgen ist ganz frisch und neu ...
Bibelarbeit über Genesis 13)

Und Abraham zog von Ägypten herauf in das Südland, er und seine Frau und alle seine Habe, und Lot mit ihm.

Und Abraham war sehr reich an Vieh, an Silber und an Gold. Er zog von Lagerplatz zu Lagerplatz, vom Südland bis nach Bethel, bis zu der Stätte, wo (schon) zu Anfang sein Zelt gestanden hatte, zwischen Bethel und Ai, jene Stätte, wo er vorher den Altar gebaut hatte. Und Abraham rief dort den Namen Jahwes an. Und auch Lot, der mit Abraham zog, hatte Schafe, Rinder und Zelte. Und das Land ertrug es nicht, dass sie beieinander blieben; denn ihre Habe war sehr groß. So kam es (denn auch) zum Streit zwischen den Hirten über Abrahams Vieh und den Hirten über Lots Vieh. Damals wohnten die Kanaaniter und die Pheresiter im Land.

Da sprach Abraham zu Lot: Lass doch kein Streit sein zwischen mir und dir und zwischen meinen Hirten und deinen Hirten! Wir sind doch Brüder! Steht dir nicht das ganze Land offen? Trenne dich doch von mir! Willst du nach links, dann gehe ich nach rechts; und willst du nach rechts, gehe ich nach links.

Da erhob Lot seine Augen und sah, dass die ganze Jordanebene reich an Wasser war – das war, bevor Jahwe Sodom und Gomorrhä zerstörte – wie ein Garten Gottes, wie das Land Ägypten, bis hin nach Zoar. Da wählte sich Lot die ganze Jordanebene. Und Lot brach nach Osten auf. So trennten sie sich voneinander. Abraham blieb im Lande Kanaan, Lot ließ sich in den Städten der Ebene nieder und zeltete bis nach Sodom. Aber die Leute von Sodom waren böse und sündigten sehr gegen Jahwe.

Und Jahwe sprach zu Abraham, nachdem sich Lot von ihm getrennt hatte: Hebe deine Augen auf und siehe von dem Ort, an dem du stehst, nach Norden und nach Süden, nach Osten und nach Westen: das ganze Land, das du siehst: dir will ich

es geben und deinen Nachkommen, für ewige Zeiten. Und deinen Samen will ich machen wie den Staub der Erde; nur wenn einer den Staub der Erde zählen kann, kann er auch deine Nachkommen zählen. Auf, durchziehe das Land in seiner Länge und seiner Breite! Denn dir will ich es geben.

Und Abraham brach mit seinen Zelten auf, zog los und ließ sich nieder bei der Terebinthe von Mamre bei Hebron. Und er baute dort für Jahwe einen Altar. (Genesis 13)

Erzählen müsste man können, verehrte Zuhörerinnen und Zuhörer: so wie die alten Erzähler aus längst vergangenen Zeiten zu erzählen vermochten; so zu erzählen vermochten, dass die, denen da etwas erzählt wird, gar nicht genug davon hören können.

Heutzutage sind es oft nur noch die Kinder, die uns Erwachsene zum Erzählen verführen, ja zum Erzählen geradezu herausfordern. Und wenn dann erzählt wird, können sie in der Tat gar nicht genug davon kriegen. Wenn ich abends am Bett meiner Patenkinder eine Gute-Nacht-Geschichte erzähle, um ihnen den Übergang in das Dunkel der Nacht zu erleichtern, heißt es nur zu oft: erzähl weiter, Onkel, noch eine Geschichte, erzähl weiter! Ja, bei den Gute-Nacht-Geschichten, mit denen wir Kindern den Abschied vom Tag leichter machen, da klappt es noch: das Erzählen. Ganz egal, ob es sich um ein Märchen handelt oder um eine wahre Begebenheit oder um eine Mischung von Dichtung und Wahrheit.

In der Bibel wird viel erzählt. Schon die ersten Kapitel der Heiligen Schrift sind randvoll von Erzählungen. Allerdings nicht von Gute-Nacht-Geschichten, die den Übergang in das Dunkel der Nacht erleichtern sollen! Ganz im Gegenteil: Die biblischen Erzähler wollen dem Leben am hellen Tag zugutekommen. Sie wollen nicht einschläfern, sondern hellwach machen. Denn was die biblischen Texte von längst vergangenen Begebenheiten erzählen, das hat den jetzt lebenden

Menschen, die erzählte Vergangenheit hat der Gegenwart etwas zu sagen. Was vor Urzeiten erlebt und erfahren wurde, das soll uns so vermittelt werden, dass wir wenn nicht dieselben, so doch ähnliche Erlebnisse und Erfahrungen machen und in analoger Weise mit ihnen umgehen können. Gewiss, „es war einmal“, long, long ago. Aber was damals war und geschah, das kann dazu helfen, dass sich uns unsere eigene Gegenwart ganz neu erschließt und dass sich uns bisher verschlossene Horizonte eröffnen. Das, was vor Urzeiten war und geschah, kennenzulernen, kann oft sehr viel hilfreicher und lehrreicher sein als eine ganze Ethik-Vorlesung eines gelehrten Professors. Die mag zwar informativ sein. Doch der authentische Erzähler will eigentlich nicht informieren. Der authentische Erzähler, so formuliert treffend Walter Benjamin¹, ist „ein Mann, der dem Hörer Rat weiß“. Der Rat aber kommt „aus der Erfahrung: aus der eigenen oder berichteten“, und will wieder zur Erfahrung werden, „zur Erfahrung derer, die seiner Geschichte zuhören“ – wobei es dem Hörer „freigestellt“ ist, „sich die Sache zurechtzulegen, wie er sie versteht ...“, damit erreicht das Erzählte eine Schwingungsbreite, die der Information fehlt“.

Um lebenswichtige Erfahrungen zu vermitteln, so zu vermitteln, dass die Hörer mit dem Erzählten ihre eigenen Erfahrungen machen können – deshalb wurde im alten Israel noch und noch erzählt: nicht einfach drauflos, sondern wohl überlegt; nicht ohne Fantasie, aber mit gewissenhafter Genauigkeit.

Das fängt gleich auf den ersten Seiten der Bibel an. Das erste Buch Mose, die sogenannte Genesis, erzählt zunächst die „Urgeschichte“ (Gen 1–11). In ihr geht es um die „elementaren Grundlagen der Welt“²: um den Ursprung allen geschöpflichen Seins und Lebens und um den Ursprung aller kreatürlichen Wohlordnung im schöpferischen Handeln Gottes, des Allmächtigen.

Doch die „Urgeschichte“ erzählt auch von der Bedrohung der von Gott geschaffenen Welt durch das Tohuwabohu, dem Gott zwar gleich am Anfang ein Ende gemacht hat, das der Mensch aber immer wieder über Gottes gute Schöpfung heraufzubeschwören droht. So gefährdet der Mensch die Erde und mit ihr zugleich sich selbst, schon vor Urzeiten und bis zum heutigen Tag.

„Urgeschichte“ – das heißt also: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war tohuwabohu ... Und Gott sprach ... Und Adam und Eva ... Und Kain und Abel ... Und Noah und die Sintflut ... Und ... Und ... Und ... Die „Urgeschichte“ erzählt von den Erzanfängen. Aber sie erzählt so davon, dass sich der gegenwärtige Mensch in sie hineinversetzen zu können glaubt: jene Anfänge, das sind auch unsere Anfänge.

Dann wird die sog. „Vätergeschichte“ erzählt (Gen 12–50), in der die Mütter keineswegs fehlen und die Kinder auch nicht. Es ist die Geschichte der Patriarchen und ihrer Familien. Die Familie ist die ursprünglichste und war lange Zeit auch die einzige Organisation menschlicher Gemeinschaft. „In der Vätergeschichte werden die Grundverhältnisse menschlicher Gemeinschaft ... zum Gegenstand des Erzählens.“³ Und das sind nicht selten recht intrikate familiäre Verhältnisse. Es geht um menschliche „Beziehungskisten“ – wie man heute wohl sagen würde.

Doch die „Beziehungskisten“ sind unterwegs. Die Väter, um die es in der „Vätergeschichte“ geht, sind Nomaden, wandernde Aramäer. Sie ziehen von hier nach dort, lassen sich für eine gewisse Zeit nieder, um dann erneut aufzubrechen und weiterzuziehen. Deshalb haben die sog. „Itinere“ in der Vätergeschichte eine bedeutsame Funktion. Sie zählen die Stationen der wandernden Nomaden-Gruppen auf, so dass man ihren Weg nachvollziehen und sich in Gedanken mit ihnen auf den Weg machen kann.

Und der Gott der Väter, der macht sich ebenfalls mit ihnen auf den Weg. Ja, er weist ihnen den

Weg, begleitet sie, beschützt sie, hilft ihnen. Und er redet mit den Vätern, und zwar ohne jede priesterliche Vermittlung. „Alles, was zwischen Gott und Mensch geschieht, das geschieht direkt, ohne jeden Mittler“⁴: Religion ohne Kult, Religion en famille ...

Eine dieser Vätergeschichten ist die im 13. Kapitel der Genesis erzählte Geschichte von „Abraham und Lot unterwegs“. Auf sie sollen wir uns heute Morgen besinnen. Und das tun wir am besten so, dass wir versuchen, sie nachzuerzählen, so nachzuerzählen, dass ihre sich jeder Gegenwart neu mitteilende Wahrheit auch uns erreicht. Mehr als ein Versuch wird es nicht werden. Denn wenn es mehr als ein Versuch werden soll, dann müsste man eben auch wirklich erzählen können – so wie jener authentische Erzähler aus dem alten Israel, dem wir die „Vätergeschichte“ von „Abraham und Lot unterwegs“ verdanken. Doch das gelingt uns kaum. Wir stottern eher. Versuchen wir es trotzdem!

Am Ende dieser Geschichte steht – wie schon an jenem früheren Anfang, auf den unsere Geschichte bereits zurückblickt – ein Altar, erbaut zur Ehre Gottes. Die Geschichte hat also offensichtlich ein frommes, ein geistliches Ende. Doch auf dem Weg zu diesem geistlichen Ende geht es weltlich, geht es sogar sehr weltlich zu. Der Erzähler erzählt eine Geschichte, die voll von Gegensätzen ist; oder sagen wir es etwas vorsichtiger: die voll von Spannungen und Kontrasten ist.

Da begegnen sich Wirtschaftsinteressen und Glaubensentscheidungen; da begegnen sich Vertrauen in Gottes Verheißung und ein Appell an die menschliche Vernunft. Da begegnen sich Verzicht und überfließender Reichtum. Und wir begegnen der Schönheit eines ertragreichen Landes und mitten darin Sodom und Gomorrha – zwei wegen ihrer Bosheit und Verkommenheit sprichwörtlich gewordene Städte. Doch davon ist nur am Rande die Rede, eher nebenher. Die Hörer der Erzählung nehmen das nur wie ein fernes Donnergrollen wahr oder wie eine schwarze Wolke

am Horizont, die kommendes Unheil befürchten lässt. Insgesamt aber dominieren die satten, saftigen Farben in der Geschichte von „Abraham und Lot unterwegs“.

Könnte man riechen, was hier erzählt wird, es röche nach würzigem Boden und reifen Früchten – es röche gut. Sehr „weltlich“, sehr „lebensnah“, ja, selber Welt und kräftiges Leben – das ist der Weg des Patriarchen Abraham, den Paulus später den Vater aller Glaubenden nennen wird und den nicht nur Juden und Christen, sondern auch die Muslime als Patriarchen verehren. Doch das trennt sie eher. Die Rede von den drei „abrahamitischen Religionen“ hat zwar ein unbestreitbares Wahrheitsmoment. Aber sie kann auch die tiefe Differenz zwischen Judentum, Christentum und Islam vernebeln. Denn in Synagoge, Kirche und Moschee nimmt die Gestalt des Patriarchen sehr unterschiedliche Züge an.

In unserer Geschichte sehen wir Abraham unterwegs auf sehr weltlichen Wegen: unterwegs von Weideplatz zu Weideplatz. Und da entstehen sehr weltliche Probleme, mit denen man auf sehr weltliche Weise fertig werden muss. Doch am Ende dieser sehr weltlichen Wege mit ihren sehr weltlichen Problemen steht ein Altar. Seine Steine bringen zum Ausdruck, dass Abrahams Weg eminent geistlich war, dass er der Weg einer Führung war. Gottes Wort führte und es wusste, wohin. Ein Mensch folgte; wohin – das wusste er nicht. Aber er wusste, dass Gott es weiß. Und das war genug.

Ist es uns auch genug? Einer vom Rat der EKD eingesetzten Perspektivkommission, die die Zukunft der Evangelischen Kirche in Deutschland bedenken und die bis ins Jahr 2030 vorausdenken soll, kann das gar nicht genug sein. Sie muss ja die Gegenwart in die Zukunft hochrechnen und sich dann ihre Gedanken machen oder doch dazu anregen, dass wir alle uns unsere Gedanken darüber machen, wie es weitergehen soll mit dem kirchlich verfassten Christentum in Deutschland. Und da gilt: Vertrauen ist gut, Gottvertrauen zu-

mal; doch planen ist – nein nicht: besser. Aber Planen ist auch gut. Und unerlässlich. In gewisser Weise hatte ja auch Abraham zumindest kurzfristige Pläne.

Der Mann war ein Kleinviehnomade, schwerreich an Vieh, Silber und Gold. Das Ziel aller Kleinviehnomaden sind Weideplätze, ist Land. Wenn man es findet, hält man inne, schlägt seine Zelte auf und lässt das Vieh weiden – bis die Weide kahl gefressen ist. Dann geht es wieder weiter: von Weideplatz zu Weideplatz. So war auch Abraham unterwegs – dem unbekanntem Land entgegen, das Gott ihm verheißt hatte. So ging er seinen Weg. So kam er in jene Gegend, in der er früher schon einmal sein Zelt aufgeschlagen und seinem Gott einen Altar errichtet hatte. So kam er in die Gegend von Bethel.

Mit ihm zog ein Verwandter, der hieß Lot und hatte auch Schafe, Rinder und Zelte, auch er ein Nomade, auch er wohlhabend, ja reich. Und Reichtum braucht Platz. Abraham und Lot brauchen viel Platz: Raum für Mensch und Tier, Lebensraum. Doch der Lebensraum, den sie miteinander teilen, ist begrenzt. Es kommt zum Streit zwischen den Hirten des einen und denen des anderen. Und hinter diesem Geplänkel auf niedriger Ebene wird eine Interessenkollision der beiden Besitzer sichtbar. Sie sind beide zu reich, um gemeinsam zu leben. Zu mächtig, um gemeinsam zu arbeiten und gemeinsam zu genießen. Ein späterer Bearbeiter der Erzählung erläutert: „Das Land ertrug es nicht, dass sie beisammen bleiben konnten; denn ihre Habe war groß.“

Ein Konflikt erscheint unausweichlich, wenn Macht und Macht so dicht beieinanderwohnen und wenn der Reichtum des einen mit dem Reichtum des anderen ins Gehege kommt. Es droht einer von jenen Konflikten, wie die Geschichte sie immer wieder hervorbringt, wie sie auch in unseren Tagen hinreichend bekannt sind: Konflikte, die auf eine Katastrophe zusteuern, wenn sie nicht rechtzeitig aufgefangen werden. Durch

einen „Mentalitätswandel“ zum Beispiel, der es erlaubt, mit so viel Macht und so viel Reichtum friedlich fertig zu werden.

Ein Konflikt aufgrund überfließenden Reichtums – nein, dergleichen droht der Evangelischen Kirche in Deutschland wahrhaftig nicht. Ein solcher Konflikt droht wohl keiner Kirche in Europa. Doch uns schon gar nicht. In dem vor einer Woche veröffentlichten EKD-Papier „Wandeln und Gestalten“ wurde aus der dramatisch schwindenden Mitgliederzahl hier in meiner ostdeutschen Heimatkirche und in den anderen strukturschwachen Regionen der Bundesrepublik die Folgerung gezogen, dass es auch in der EKD zu einem „Mentalitätswandel“ kommen müsse. Doch der ist dem schwindenden Reichtum und dem schwindenden Gewicht der Kirche in der deutschen Gesellschaft geschuldet. Da waren Lot und Abraham doch in einer geradezu beneidenswerten Lage, als sie wegen ihres Reichtums aneinanderzugeraten drohten.

Indessen, Abraham wehrt der drohenden Katastrophe. Mitten in die gespannte Lage hinein fällt von seiner Seite das lösende Wort: „Wir sind doch Brüder!“ Das wirkt immer – möchte man meinen. Unter uns Pastorentöchtern zumal: „Wir sind doch Schwestern! Wir sind doch Brüder! Also bitte ...“ Nur möge man diese Erinnerung nicht sentimental missverstehen. Wenn ich an meine eigenen Schwestern oder an mich und meinen Bruder denke, ist mir sofort klar, dass ein solcher Satz eine sehr nüchterne Erinnerung zu sein vermag, der einen „Vorschlag zur Güte“ einleitet.

So auch bei Abraham. Seine Erinnerung daran, dass er und Lot engste Verwandte sind, ist ein sehr unsentimentaler, ein sehr nüchterner Appell an die menschliche Vernunft.

Wenn wir Christen einander „Bruder“ sagen und „Schwester“, dann bringen wir damit in der Regel ein Zusammengehörigkeitsgefühl zum Ausdruck, das uns auch zusammenhält. Wir halten es da eher mit der Erzählung aus dem Buch

Ruth: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen. Und wo du bleibst, bleibe auch ich“ (Ruth 1, 16). Auf den ersten Blick scheint das ja auch dem Selbstverständnis der *una sancta catholica et apostolica ecclesia* genau zu entsprechen. In ihr gilt: „Wir wollen niemals auseinandergehen!“

In der „Vätergeschichte“ ist es anders: „Wir sind doch Brüder“, daraus folgt hier: „trenne Dich doch von mir. Willst du links, so gehe ich rechts, oder willst du rechts, so gehe ich links“. Abraham appelliert an die Vernunft. Keiner von beiden soll auf Besitz und Macht verzichten, keiner soll aber auch zu einer den anderen erdrückenden Supermacht entarten. Man will friedlich auseinandergehen. „Wir sind doch Brüder“, d. h., Gewaltanwendung scheidet aus. Krieg jeder Art kommt nicht in Frage. Auch der Kleinkrieg auf Hirtenebene nicht. Denn das, was man später als „Krieg“ kennenlernt und auch so nennt, das gibt es hier, wo es um familiäre „Beziehungskisten“ geht, noch nicht. Hier gibt es nur „Streit“, der aber nicht weniger vehement und lebenszerstörend sein kann als der zwischen Völkern und Staaten geführte „Krieg“. In beiden Fällen ist menschliches Leben in Gefahr. „Wir sind doch Brüder“, das kann man übersetzen mit: „Wir wollen uns leben lassen.“

Insofern ist unsere Geschichte das positive alttestamentliche Gegenstück zu der anderen Erzählung vom schrecklichen Ende menschlicher Bruderschaft, die die „Urgeschichte“ erzählt hatte: zur Erzählung von Kain und Abel, der Geschichte vom Brudermord. Abraham kommt dieser finsternen Möglichkeit, die auch hier am Rande sichtbar wird, zuvor. Er appelliert in einer sich zuspitzenden Lage an die Vernunft, ehe es zu spät ist, bevor die unbedachte Tat geschieht: „Wir sind doch Brüder!“

Liebe Brüder und Schwestern, das ist auch eine Möglichkeit von Brüderlichkeit: in Frieden auseinanderzugehen. Man muss sich dabei ja nicht aus den Augen verlieren. Als Lot später – schon das nächste Kapitel erzählt davon – von

fremden Königen in Sodom überwältigt wurde, da ist Abraham alsbald zur Stelle, um ihm zu helfen. Diese Hilfe ist eine späte Frucht der jetzt vollzogenen friedlichen Trennung.

„Wir sind doch Brüder“ – dieser unsentimentale Appell an die menschliche Vernunft kann auch heute auf Erden im Großen und im Kleinen Wunder wirken. Er bedeutet Verzicht auf Gewalttat, auf physische und geistliche (jajawohl: auch geistliche) Gewalttat. Mitunter kann er auch in der christlichen Ökumene mehr bewirken als ein zu enges Zusammenrücken. Mitunter dient es dem ökumenischen Frieden, wenn die einen sich mehr nach links und die anderen sich mehr nach rechts orientieren. Wenn sie sich nur nicht aus den Augen verlieren, sondern im entscheidenden Augenblick gemeinsam zur Stelle sind.

Dieser Appell an die Vernunft wird jedenfalls immer dann notwendig, wenn Macht zur Supermacht entarten will, wenn Lebenshungrer lebensbedrohend wird, wenn geistige Stärke zur ideologischen Fessel wird und wenn geistlicher Mut zu geistlichem Hochmut, evangelischer Zuspruch zu klerikalem Anspruch entartet. Dann ist es dringend geboten, Abstand zu nehmen, Distanz zu gewinnen. Dann wird der Appell „Wir sind doch Brüder!“ zum Ausdruck einer elementaren Entkrampfung: Wir wollen uns leben lassen.

Höchste Verantwortung spricht sich also in dieser Aufforderung zur Trennung aus; auf keinen Fall zu verwechseln mit einem „laissez faire, laissez aller“. Im Gegenteil: Es geht um brüderlichen Abstand voneinander, es geht um brüderliche Distanz. Es geht darum, dass Brüder und Schwestern einander leben lassen.

Hoffen wir, dass auch bei dem in unserer Kirche unerlässlichen „Mentalitätswandel“ so viel Verantwortung zur Stelle ist, dass wir uns diesem Appell an die Vernunft bei aller theologischen Gegensätzlichkeit und Polemik nicht verschließen: Wir, die angeblich Modernen und die vermeintlich Orthodoxen, die allzu Kritischen und die allzu

Unkritischen, wir, die angeblich Reaktionären und die vermeintlich Fortschrittlichen, wir sind doch Brüder. Wir sollten uns entkrampfen. Wir sollten nicht gegeneinander zu Felde ziehen, sondern brüderliche Distanz gewinnen. Wir sollten uns denken und leben lassen.

Dieser Appell an die Vernunft kann von jedem verstanden werden. Und jeder, der ihn versteht, weiß, dass man diesem Appell nicht folgen kann ohne Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung. Es ist uns ja leider nicht fremd, zumindest mit Worten zuzuschlagen, wenn uns die Nähe eines anderen unerträglich wird. Der Übergriff liegt oft näher als Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung. Selbstverwirklichung ist lockender.

Verstehen kann also jeder, was da von ihm erwartet wird. Aber es gilt, das Verstandene auch zu tun. Und das fällt schwer. Abraham fällt es erstaunlich leicht.

Unsere Geschichte erzählt, dass Abraham seinen Appell an die Vernunft sofort mit einem großzügigen Angebot verbindet: Lot soll wählen, wohin er ziehen will. Er, Abraham, wird sich mit dem ausgeschlagenen Rest begnügen. Das ist gewiss ein Beispiel von Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung. Aber darin spricht sich noch etwas ganz anderes aus. Und damit kommen wir erst zum Kern unserer Geschichte. Denn was sich da in Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung ausspricht, das ist ein geradezu erschreckendes Maß an Gottvertrauen. Und deshalb, deshalb vor allem, wird diese Geschichte erzählt. Nicht nur, weil hier an die Vernunft appelliert wird, sondern weil hier der Glaube an die Vernunft appelliert, das Vernünftige zu tun.

Man bedenke: Abraham war immerhin auf dem Weg in das ihm verheißene, aber noch unbekannte Land, als er Lot aufforderte, nach links oder nach rechts aufzubrechen, ganz nach eigener Wahl. Konnte nicht in der von Lot gewählten Richtung das Gelobte Land, also das Ziel der göttlichen Verheißung liegen? Gab Abraham nicht leicht-

fertig preis, was Gott ihm zugedacht hatte? Was Gott für ihn bereithielt, vielleicht lag es gerade dort: dort, wo nun Lot seinen Lebensraum haben wird?

Unsere Geschichte erzählt das Gegenteil. Und sie gibt damit zu verstehen, dass Gottes Verheißung für uns niemals auf Kosten des Nächsten verwirklicht wird.

Abraham glaubte der Verheißung Gottes. Gerade deshalb kann er zuwarten. Denn der Glaube misst Erfolg und Misserfolg nicht nach sichtbaren Dingen. Der Glaube kennt nur einen Erfolg: von Gott geführt zu werden. Und er kennt nur einen Misserfolg: von dem, was vor Augen liegt, verführt zu werden. Der Erzähler schildert mit starken Superlativen und faszinierender Umständlichkeit den Eindruck, den das schöne und fruchtbare Land auf Lot macht: Da erhob Lot seine Augen und sah, dass die ganze Jordanebene wohl bewässert war ... wie der Garten Gottes, wie das Land Ägypten“ – wahrhaftig ein verführerischer Eindruck für einen Kleinviehnomaden. Abraham lässt Lot die Wahl, und Lot hat sich den besseren Teil erwählt und brach auf gen Osten.

Abraham neidete es ihm nicht. Er gönnt ihm offensichtlich das fruchtbare Land, die satten Gefilde in der Jordanebene. Doch auch der Verzichtende kommt nicht zu kurz. Diese „Vätergeschichte“ will uns nicht eine Moral des Verzichts vermitteln. Ganz im Gegenteil!

In einer geradezu unanständig anmutenden Konsequenz wird dem, der da eben noch verzichtend hinter dem anderen zurücktrat, nun seinerseits Lebensraum eröffnet. Und zwar weitaus mehr, als er braucht. So weit sein Auge blicken kann, soll das Land ihm gehören. Gott selbst öffnet ihm die Augen für das, was an weltlichen Gütern nun auf ihn wartet. Der sich nicht verführen ließ von dem, was vor Augen liegt, der soll sich nun sattsehen. Schon seine Augen sollen genießen, was ihm an Besitz zuteilwerden soll: „Hebe doch deine Augen auf und sieh ... nordwärts,

südwärts, ostwärts, westwärts!“ Man meint fast Gottes eigene Freude zu spüren an all dem, was er Abraham da sehen und nehmen lässt. Und mehr noch: selbst einen Blick in die Zukunft darf Abraham tun. Der Staub zu seinen Füßen wird zum anschaulichen Bild für die Zukunft seines Geschlechtes: „Deine Nachkommen will ich mehren wie den Staub der Erde.“

Was das bedeutet, wird klar, wenn man die dunklen Geschichten liest, in denen nachher Lots Töchter für Nachkommenschaft sorgen müssen. Da muss sehr, sehr menschlich manipuliert werden. Abraham hingegen darf göttlicher Fürsorge gewiss sein. Nicht nur jetzt, nicht nur für sich. Noch lange nach Abrahams Tod wird der jetzt für ihn sorgende Gott sein Gott, „der Gott Abrahams“, sein und heißen.

Ein verhaltener Jubel durchzieht deshalb den Schluss unserer Erzählung. Reich beschenkt steht Abraham da. Das verheißene Land liegt vor ihm. Und er soll sich dessen freuen. Gar nicht protestantisch, gar nicht abstinent ergeht da Gottes Aufforderung: „Auf! Durchwandre das Land in der Länge und Breite, nimm's hin, denn dir schenke ich es! Es ist nicht Belohnung für erlittenen Verzicht, sondern es ist die Fülle göttlicher Gnade, die da auf Abraham überströmt. Und so spiegelt sich in der göttlichen Schenkung, die dem Vater aller Gläubigen zuteilward, die Fülle des Reichtums Gottes, der für alle seine Kinder irdische und geistliche Güter bereithält.

Der Glaube vertraut auf Gottes Reichtum. Und Gott gibt, was er hat. Er verschenkt irdischen Lebensraum und schenkt ewiges Leben, er gibt zeitliche Güter und vergibt Sünden für alle Zeit. So ist der ewigreiche Gott am Werk, so führt er uns: niemals nur geistlich, sondern immer auch weltlich. Aber eben auch niemals nur weltlich, sondern immer auch geistlich.

Und deshalb steht am Ende dieser Geschichte mit all ihren weltlichen Wohlgerüchen ein Altar, erbaut zur Ehre Gottes. Der Appell an die Vernunft,

der Abraham und Lot veranlasste, in Frieden auseinanderzugehen, und der Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft, schließen sich also nicht aus. Mehr noch. Kritischer Gebrauch der Vernunft und die Anbetung des ewigreichen Gottes begünstigen und befördern sich gegenseitig. Denn Gott ist ein Freund des gesunden Menschenverstandes. Deshalb ist es würdig und recht, wenn der gesunde Menschenverstand diesem Gott dankt und ihm die Ehre gibt.

Und so hoffen wir, dass auch die „Kirche der Freiheit“ auf ihrem Weg durch das 21. Jahrhundert immer wieder einmal so frei ist, Gott einen Altar zu bauen mit Gedanken, Worten und Werken, sei es nun neben einer Terebinthe oder auch einfach dadurch, dass sie – in, mit und unter allen Perspektiv-Planungen – die Kirche im Dorfe lässt. Wo immer wir Gott Dank sagen und ihn ehren, da ist, da ereignet sich die Kirche der Freiheit.

Sie ereignet sich also auch hier und jetzt, wenn wir nun gemeinsam singen: „Nun lasst uns Gott dem Herren Dank sagen und ihn ehren ...“ (EG 320,1–8)

Prof. Dr. D. Eberhard Jüngel, 27. Januar 2007.

¹ W. Benjamin, Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows, Ges. Schriften II / 2, 1977, 442–445.

² C. Westermann, Genesis. Bibl. Kommentar, Altes Testament, I / 11, 1.

³ Ebd.

⁴ A. a. O, I / 12, 124.

3. Predigt im Abschlussgottesdienst

Gnade sei mit uns und Frieden von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus.
Amen

Liebe Schwestern und Brüder, die klugen Vorbereiterinnen und Vorbereiter dieser Abendandacht haben drei Bibeltexte ausgesucht und einen Psalm. Die schöne Geschichte, wie Mose auszieht aus Ägypten, die tröstliche Geschichte von der Sturmstillung und dann noch ein Bibelwort als Predigttext, das steht auch in ihrem Liedblatt, und ich lese die Verse aus dem 2. Korintherbrief, Kapitel 3:

„Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

Nun aber schauen wir alle mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wie in einem Spiegel, und wir werden verklärt in sein Bild von einer Herrlichkeit zur andern von dem Herrn, der der Geist ist.“

Gott segne uns dieses Wort.

Bei so einem Predigtwort, „wo aber des Herrn Geist ist, da ist Freiheit“, müssten hier eigentlich Nachtigallen zu hören sein. Nachtigall, Nachtigall, warum haben sie dieses Wort wohl ausgesucht? Das scheint so zu unserem Zukunftskongress zu passen. Da ist dann also besondere Aufmerksamkeit gefordert, denn Gottes Wort will nicht nur zur Bestätigung unserer Ideen gelesen werden. Wir wollen uns also diesem Wort aussetzen und werden merken, damit ist ein Predigtwort ausgesucht, das uns am Sonnabendabend noch ganz schön beschämen kann.

Paulus fängt den Abschnitt über dieses Predigtwort an mit einer ganz provokanten Frage, bei der niemand auf die Idee käme, dass die zu einem Zukunftskongress der EKD passen könnte.

Paulus fragt: „Fangen wir denn abermals an, uns selbst zu empfehlen, oder brauchen wir wie gewisse Leute Empfehlungsbriefe an euch oder von euch?“

Antwort: Nein, brauchen wir nicht!

Warum nicht?: Weil ihr, ihr Christen in Korinth, möglicherweise ihr Christen in der EKD, der Empfehlungsbrief Gottes an die Menschen seid. Ihr selbst seid der Empfehlungsbrief, andere braucht es nicht. Alle Menschen können ihn lesen und erkennen. Das wird dann ausführlich beschrieben:

„Ist doch offenbar geworden, dass ihr ein Brief Christi seid, durch unsern Dienst zubereitet, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern auf fleischerne Tafeln, nämlich eure Herzen.

Solches Vertrauen aber haben wir durch Christus zu Gott.

Nicht dass wir tüchtig sind von uns selber, uns etwas zuzurechnen als von uns selber; sondern dass wir tüchtig sind, ist von Gott, der uns auch tüchtig gemacht hat zu Dienern des neuen Bundes ...“

Ihr seid der Empfehlungsbrief in Sachen Gott. Was qualifiziert euch dazu?

- Weil ihr euch habt tüchtig machen lassen von Gott, nicht von euch selbst, und
- weil das nicht nur äußerlich ist, sondern „in eure Herzen“ geschrieben wurde und
- weil die Leute euch erkennen und lesen können.

Also, erstes Fazit: Begeisterte Christen, vom Geist begeisterte Christen, sind die allerbeste Empfehlung in Sachen Gottes.

Aber Paulus setzt noch einen drauf und erinnert an einen anderen, sehr alten Empfehlungsbrief Gottes – auf Stein gehauen, den hat Mose auf zwei Tafeln vom Berg geschleppt –: die 10 Gebote. Und Paulus sagt, das war so eine tolle Sache mit diesen 10 Geboten. Der Mose war so angetan – als er den Berg herunterkam, glänzte sein Gesicht. Und das waren doch nur Buchstaben, die gewöhnlich töten, das war nur auf Stein geschrieben. Und: wie viel herrlicher ist der heutige Brief, der euch in die Herzen geschrieben ist!

Wie viel herrlicher als damals bei Mose, was schon so toll war, dass Mose gegläntzt hat und sich verhüllen und eine Decke über sein Gesicht hängen musste, um nur niemanden zu blenden. (Nachzulesen im zweiten Mosebuch, Kapitel 34, 27–35)

Bruder Paulus begeht da allerdings eine kleine Gemeinheit und sagt, der Mose habe die Decke auf seinem Gesicht gehabt, nicht nur weil er gegläntzt hat, sondern weil er wusste, das Glänzen hört auch wieder auf und dann sind die Leute enttäuscht, deswegen habe er sich eine Decke übergehängt. Denn dieses Glänzen ist ein endliches, vergängliches Glänzen. Das kennen wir auch: Man kann ja sein Licht auch unter den Scheffel stellen, damit die Leute nicht merken, dass es schon lange aus ist.

Und so ähnlich interpretiert Paulus den Mose. Und er sagt nun:

„Weil wir nun solche Hoffnung haben, sind wir voll großer Zuversicht und tun nicht wie Mose, der eine Decke vor sein Angesicht hängte, damit die Israeliten nicht sehen konnten das Ende der Herrlichkeit, die aufhört.“

Denn die Herrlichkeit, in eure Herzen geschrieben, hört überhaupt nicht auf. Ihr seid jetzt frei von der Decke:

„Nun aber schauen wir alle mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wie in einem Spiegel, und wir werden verklärt in sein Bild von einer Herrlichkeit zur andern von dem Herrn, der der Geist ist.“

Liebe Schwestern und Brüder, jetzt müssten hier alle strahlen. Ich habe mir schon vorgestellt, medienwirksam wäre es, wenn jetzt alle mit einer Decke über dem Gesicht hier sitzen würden. Das würde gut rüberkommen. Aber die ist weggetan. Ihr sollt jetzt leuchten. Und zwar in einer beständigen Helligkeit, die sogar immer noch zunimmt – von Herrlichkeit zu Herrlichkeit. Sie merken, liebe Brüder und Schwestern, ein bisschen beschämt der Paulus uns. Denn das ist ja das, was wir sofort und immer wieder merken: So dolle leuchten wir

nicht. Und unsere Prognosen leuchten auch nicht so dolle. Unser Zukunftskongress – sicherlich, da war was Leuchtendes! Aber ich – und Sie sicher auch – erleben so viele Sitzungen, da ist nichts Leuchtendes. Und das kennen Sie alle genug. Und man fragt sich, was hat denn der Paulus da gemeint. Warum glänzt es denn bei uns so wenig? Und man fragt sich natürlich, woran liegt das? Und man fragt sich sehr zu Recht, liebe Schwestern und Brüder, war das denn früher anders. Haben die so dolle gegläntzt? In der Geschichte unserer Kirche könnten wir auch eine Geschichte der Sorgen um diese Kirche schreiben und der Kümernisse und der Kläglichkeit.

Da tritt dann die Geschichte von der Sturmstillung auf den Plan, weil nämlich da ganz deutlich wird – und das tröstet doch –: Selbst die Jünger Jesu haben so dolle nicht gegläntzt, damals im Boot. Diese Geschichte kann nun wirklich eine Trostgeschichte sein für alle, die nur mäßig glänzen: Martin Luther hat hier in dieser Kirche darüber gepredigt und sagt:

„Diese Geschichte sollen wir gut merken, auf dass wir wissen, wie es sich anlässt, wenn die Lehre vom Glauben auf den Plan kommt. Und wir sollen gleich ein Sprichwort draus machen und sagen: So geht's, kommt Christus in das Schiff, so wird's nicht lange still bleiben, es wird ein Wetter und Ungestüm kommen, die Sonne scheint nicht mehr, und das Meer wütet und tobt.“

Ja, so geht's! Und wir hatten gedacht, wir könnten so in aller Ruhe, kulturvoll über den See fahren. Und wenn schon wir nicht glänzen, vielleicht dann das Wasser und das Mondlicht. Ein bisschen irdischer Segen dazu. Und dann kommt es aber ganz anders! So geht's! Wenn Christus in das Boot tritt, wird es unruhig. Und, liebe Schwestern und Brüder, das Gute daran ist und das Verwunderliche, das Luther in seiner Predigt besonders herausgestellt hat: Jesus tadelt die Jünger, dass sie einen kleinen Glauben haben, oder fragt in der Lukas-Variante, wo ist euer Glauben?

Jesus nennt sie kleingläubig und hilft ihnen trotzdem. Er hätte ja auch sagen können, das habt ihr nun davon – euer kleiner Glaube rettet euch nicht. Nein, er hilft den Kleingläubigen und sagt, so legt Luther aus:

„Der Herr nennt sie kleingläubig. Er bekennt damit, dass sie einen Glauben haben, aber es sei ein kleiner, schwacher Glaube. Denn wo sie gar keinen Glauben gehabt hätten, würden sie Christus in der Not nicht aufgeweckt haben. Dass sie ihn aber aufwecken, das ist ein Stück des Glaubens. Denn niemand kann Gott anrufen, besonders in der Not, er habe denn den Glauben. ... Darum ist's eine große Gnade Gottes, wenn wir auch einen schwachen Glauben haben, dass wir nicht unter dem Haufen derer sind, die an Gottes Hilfe verzweifeln.“

Also selbst der kleine Glaube ist eine Gnadengabe Gottes. Und das ist schon ganz gut – jedenfalls hilft sie zur Rettung. Sie lässt uns den kennen, den wir anrufen müssen. Wir schreien da nicht, „Hilfe wir versinken“, sondern wir schreien, „Herr hilf, wir versinken“, „dass wir nicht unter dem Haufen derer sind, die an Gottes Hilfe verzweifeln“.

Es ist gut, das zu wissen und die Adresse zu kennen, an die wir uns wenden in der Not. Dieses Wissen beschreibt Paulus, wenn er berichtet, dass er die Korinther durch seinen „Dienst zubereitet“, also unterrichtet und eingewiesen, hat. Er hat geholfen, die Christen in Korinth vorzubereiten, damit der Heilige Geist in ihr Herz schreiben kann, damit sie leuchten. Genau diese Aufgabe ist auch uns geblieben bis zum heutigen Tag. Und genau dazu, wie diese Aufgabe anzugehen ist, kann man hier in Wittenberg genug erfahren. Hier wurde ja immer versucht, dazu zu helfen, dass die Menschen zubereitet werden, dass sie im Glauben – jedenfalls ein bisschen – wachsen sollen, damit der Heilige Geist in die Herzen schreibe.

Martin Luther ist da ein gutes Beispiel: Als er von seinem Kurfürsten losgeschickt wurde hier in dieser Gegend – Torgau, Delitzsch, Eilenburg –, da

sollte er mal nachschauen, wie es bei den Christen glänzt. Und er kam und sah: Es hat überhaupt nicht geblüht. Er schreibt:

„Hilf, lieber Gott, welchen Jammer habe ich gesehen, dass die einfachen Leute doch so gar nichts wissen von der christlichen Lehre, besonders auf den Dörfern. Und leider sind viele Pfarrherrn sehr ungeschickt und untüchtig zu lehren; doch sollen sie alle Christen heißen, getauft sein und sollen die heiligen Sakramente genießen, können aber weder Vaterunser noch das Glaubensbekenntnis oder die Zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und wie unvernünftige Säue, und wo (nun) das Evangelium gekommen ist, haben sie dennoch fein gelernt, alle christliche Freiheit meisterlich zu missbrauchen.“

Sie haben vor allem gelernt, alle christliche Freiheit meisterlich zu missbrauchen.

Das lernen sie ganz schnell, bis auf den heutigen Tag.

Eigentlich ist Luthers Analyse katastrophal. Heute ist das besser – das müssen wir auch mal sagen. Aber immerhin – es ist eine katastrophale Analyse! Aber Luther hat sich eben nicht damit abgefunden und angefangen zu jammern, sondern hat klar gesehen: Jetzt muss etwas getan werden. Er hat sich hingekniet und den Kleinen Katechismus geschrieben. Der Text, den ich gelesen habe, ist das Vorwort vom Katechismus – leider ist er im Gesangbuch nicht mit abgedruckt.

Eine solche Aufgabe bleibt unserer Kirche bis heute. Menschen zuzubereiten, dass der Heilige Geist in ihre Herzen schreiben kann. Das werden wir hoffentlich auch in Zukunft immer wieder tun, denn – wir erinnern uns – begeisterte Christen sind die allerbeste Empfehlung in Sachen Gottes.

Aus alledem leite ich vier Folgerungen für uns ab:

1.

Wenn man das hört mit dem Heiligen Geist und dem Glänzen und dem Decke-über-den-Kopf-Zie-

hen, dann muss man ganz bescheiden werden – auch als Kirche. Dann muss man sagen, mit unserem Leuchten ist es nicht weit her, da muss man sagen, wenn wir ein bisschen glänzen, kommt das nicht von uns. Dann muss man vielleicht sogar noch weiter sagen, auch in dieser Welt sagen, wir als Kirche, wir haben die Verheißung, aber sind nicht die Erfüllung. Wir als Kirche sind trotz aller öffentlichen und politischen Wertschätzung, die wir in der Gesellschaft genießen mögen, nicht die Einlösung der Zusagen Gottes an sein Volk. Die Kirche hat nicht die Wahrheit, die Kirche versucht, der Wahrheit zu vertrauen. Und was wir als Kirche den Menschen in unserem Lande zu ihrem Trost, ihrer Besserung und zu ihrer Orientierung sagen können, das weist immer über uns hinaus – auch über uns als Kirche. Das ist auch nicht wahr und gut, sondern das muss dadurch wahr und gut werden, dass Gott sich möglichst dahinterstellt. Und das ist das, was unsere Kirche ausmacht. Bescheidenheit ist da ganz nötig, und die brauchen wir auch gerade jetzt, wenn wir so ganz groß über Zukunft reden.

2.

Wir dürfen wirklich nicht nachlassen, um den Heiligen Geist zu bitten. Das ist die Aufgabe der Kirche von ihrem Anbeginn bis Ende und also auch weit in unsere Zukunft. Denn dieser Heilige Geist ist es, der in die Herzen schreibt. Und der uns dann möglicherweise ein bisschen glänzen lässt. Und der kleinen Glauben bestätigt, stärkt und aufrichtet. Also: Wir können gar nicht aufhören, um den Heiligen Geist zu bitten.

3.

Das Dritte ist: Wir dürfen auch nicht aufhören in der „Zubereitung“ der Menschen, nämlich helfen, den Grund zu bereiten, dass der Heilige Geist in die Herzen schreiben kann, also christlichen Glauben und christliche Lehre weitervermitteln, so wie es Luther uns vorgemacht hat.

4.

Das Vierte, das ist mir besonders wichtig: Ich glaube, dass es dazugehört, dass wir unsere Situation, auch die Situation, in der wir jetzt leben, mit ganz großer Dankbarkeit ansehen.

Das ist doch auch Gnade Gottes, dass wir hier zu einem Zukunftskongress zusammenkommen können, in gelöster Atmosphäre und bei gutem Essen. Das ist doch Ausdruck dafür, dass wir von Gott geseligt und geehrt worden sind: Noch können wir sein Wort hören, noch können wir planen und gestalten.

Vielleicht fällt uns Christen im Osten das heute ein wenig leichter als vielen anderen. Denn wenn wir jetzt 25 oder 30 Jahre zurückdenken, an die Prognosen, die wir uns damals für das Jahr 2000 gestellt haben, für das einundzwanzigste Jahrhundert kann man doch aus heutiger Sicht nur sagen:

- Vertraut nicht allzu sehr auf eure Prognosen.
- Wir sind beschämt worden von der Güte Gottes.

Denn unsere Prognosen sahen viel fürchterlicher aus, als wir es jetzt erleben dürfen. Und das muss doch deutlich bleiben, dass wir an jedem Tag, den wir haben, immer wieder sagen: Gnädiger- und unverdienterweise dürfen wir Gottes Wort noch weitersagen. Gnädiger- und erstaunlicherweise gibt es immer noch Kirche.

Und das ist Grund zur Freude und zur Dankbarkeit. Das ist doch auch ganz schön, und es glänzt sogar ein bisschen, nicht zu doll, aber doch hin und wieder.

Lassen Sie mich noch zum Schluss den kleinen Brief zu Ende lesen, den der Ratsvorsitzende hier am Donnerstagabend vorzulesen begonnen hat. Sie wissen, der Brief Luthers an den sehr ängstlichen und um die Sache des Evangeliums so besorgten Philipp Melanchthon in Augsburg im Juni 1530. Luther langt da sehr kräftig zu und schreibt Melanchthon ins Stammbuch:

„Dass die elenden Sorgen dein Herz so beherrschen, liegt nicht an der Größe der Not, sondern an der Größe unseres Unglaubens.“

Er macht Melanchthon Vorwürfe, dass dieser seine, nämlich Luthers, Gebete konterkariere:

„Ich bete gewisslich für dich mit allem Fleiß, aber das ist mein Kummer, dass du dir mit deinen Sorgen hartnäckig das Blut aussaugen lässt und meine Gebete so zuschanden machst.“

Dieser Brief endet mit den Sätzen:

„Gott, der da mächtig ist, die Toten zu erwecken, ist auch mächtig, seine wankende Sache zu retten, die Gefallenen wieder aufzurichten, die Bestehenden zu fördern. Wenn wir nicht würdig sind, geschehe es durch andere! Denn wenn wir durch Jesu Verheißungen nicht aufgerichtet werden, ich beschwöre dich, wo in aller Welt sind denn andere, denen sie gelten? Aber noch mehr sagen hieße Wasser ins Meer tragen.“

Amen!

Und der Friede Gottes, der unser Begreifen weit übersteigt, erfülle unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus, unserem Herrn.

Axel Noack, Bischof

IV. ARBEIT
IN DEN FOREN

KIRCHE DER FREIHEIT



Dokumentation des Zukunftskongresses der



IV. ARBEIT IN DEN FOREN

Einführende Hinweise zur „Stoffsammlung als Ergebnis der Forenarbeit“

Die Zielsetzung der Forenarbeit auf dem Zukunftskongress der EKD in Wittenberg war eine dreifache:

Erstens sollten die gemeinsamen Perspektiven erarbeitet werden, die im Blick auf die verschiedenen Leuchtfeuer-Themen vorhanden sind. Wo lässt sich bereits heute ein breiter Konsens darüber wahrnehmen, wie die zukünftige Entwicklung der Kirche aussehen kann und soll? Zweitens sollten die noch offenen Klärungspunkte ermittelt und festgehalten werden, an denen in der weiteren kirchlichen und theologischen Reformdiskussion gearbeitet werden muss. Wo gibt es Unklarheiten, divergierende Positionen, offene Fragen, die einer intensiveren Behandlung bedürfen? Drittens sollten mögliche praktische Handlungskonsequenzen aus der bisherigen Diskussion entwickelt werden. Auf dieser praxisorientierten Frage lag der Schwerpunkt der gemeinsamen Arbeit: Welche konkreten Schritte können „vom Papier zur Praxis“ vollzogen werden, wer sollte dies tun und in welcher Zeit?

Die gemeinsame Arbeitsform in den Foren wurde entsprechend der dargelegten Zielsetzung gestaltet. Sie sollte gewährleisten, dass in der relativ kurzen Arbeitszeit (ein Nachmittag und ein Vormittag) möglichst zielorientiert Antworten auf die drei Leitfragen gegeben werden, dass eine gleichberechtigte Beteiligung der verschiedenen Kongressteilnehmenden möglich ist und die Arbeit möglichst transparent – für die Teilnehmenden wie für die interessierte Öffentlichkeit – festgehalten und dargestellt wird. Die inhaltlichen Resultate des in allen Foren einheitlich gestalteten Metaplan-Verfahrens finden Sie im Folgenden dokumentiert. Sprachliche bzw. formal-stilistische Vereinheitlichungen wurden dabei bewusst auf das notwendigste Maß beschränkt: Der Charakter der Ergebnisse als strukturierte Stoffsammlung und als Anregungen geben wollender Teil eines weitergehenden Arbeitsprozesses bleibt so am besten erkennbar.

Zugleich sollte die immer gegebene Gefahr einer redaktionellen Vereinnahmung und perspektivischen Interpretation vermieden werden. Der Reformprozess ist im Gang und die Arbeit geht weiter – dies spiegeln die stichwortartigen Ergebnisse der intensiven Forenarbeit und die offenen Stellen in den Auswertungsrastern wider.

Forum 1: Heimat, Identität, Qualität

1. Gemeinsame Perspektiven

- Im Blick auf das im Leuchtfeuer 1 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:

„Heimat“

- Kirche ist Ort von Beheimatung
- Symbolische Orte sind zu pflegen
- Zugehörigkeit als ortsunabhängiges Zugehörigkeitsgefühl
- Frage nach der Identität
- Kulturelle Beheimatung auf Zeit

Zielvereinbarungen / Wachstum

- Qualifizierte Zielvereinbarungen anstreben
- Gottes freie Gnade ausrichten an alles Volk als Leitbild (Barmen VI)
- Mehr Mitglieder gewinnen

Qualitätsmanagement

- Ein auf Auftrag des gemeindlichen Dienstes orientierter Qualitätsbegriff
- Qualität ist ein Verbesserungsprozess, nicht Selektion
- Gemeinsame Standards für Mitarbeitende (ehren- und hauptamtlich) und Konsequenzen für Aus-, Fort- und Weiterbildung (Beratung und Begleitung)
- Gemeinde befähigen, Qualität zu beurteilen
- Festlegung von Qualitätskriterien und Methodik von Qualitätsmanagement vorantreiben

Kernthemen

- EKD-weiter Prozess: regionale Verständigung über innere Kernthemen (biblisch, theologisch, geistlich) und über äußere Kernthemen (Eine Welt und gesellschaftliche Fragen)

2. Wichtige Diskussionspunkte

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:

Heimatbegriff

- Heimatbegriff differenziert denken
- Verbundenheit mit Evangelium und mit Kirche
- Wiedererkennbarkeit stärken und Kanon des Evangelischen klären (protestantische Kulturschärfen)

Kernvollzüge

- Was sind Kernvollzüge gemeindlichen Lebens? (Wortverkündigung in verschiedenen Formaten)
- Was sind Sachkriterien für die Unterscheidung von Kern und Nicht-Kern-Angeboten?
- Kann man Kernvollzug ohne Rücksicht auf die Situation beschreiben?

Qualität

- Theologisch gut verantworteten Qualitätsbegriff entwickeln
- Was ist Qualität kirchlicher Arbeit?
- Beurteilungsmaßstäbe im Qualitätssicherungsprozess
- Weiterarbeit an und Präzisierung von Qualitätsmanagement
- Qualitätsmanagement (welcher Personenkreis ist betroffen?)

Zielvereinbarungen

- Quantitative Zielvereinbarungen überprüfen
- Bezugsmaßstab bei den Zielen

Salz der Erde, Licht der Welt

Kritisches Potenzial des Evangeliums für die Kirche und Verbindlichkeiten in einer Kirche der Freiheit?

- Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen: --

3. *Praktische Handlungskonsequenzen*

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
 - Gründung spezifischer Qualitätszirkel auf verschiedenen Ebenen
 - Regionale Prozesse der Selbstverpflichtung über Kerne
 - Good Practice zugänglich machen und vernetzen
 - Angebote für geistliche Wachstumsprozesse zusammentragen und fördern
 - Initiierung eines Prozesses der Festlegung von Zielen auf allen Ebenen
 - Persönlichkeitsbildung fördern (Aus- und Fortbildung, kollegiale Beratung)
 - Entwicklung eines verbindlichen Qualitätsmanagements für kirchlich Mitarbeitende
 - Kriterien entwickeln für eine selbstkritische Überprüfung eigenen Arbeitens
 - Räume für Gestaltung offenhalten (Kirchentag)
- Aus unserer Sicht sollen nachstehende Institutionen diese Projekte durchführen (mit Angabe von Zeitraum und federführender Verantwortung).

Je nach Aufgabe differenziert (verbindliche synodale Prozesse, Anstellungsträger, Auftragserteilende)

- Frage nach den Sachkriterien für Kern- und Nicht-Kern-Angebote auf gesamtkirchlicher Ebene angehen.
- „Wofür stehen wir“, das sollte von der EKD-Synode angegangen werden.
- Für die praktische Umsetzung geben wir folgende Anregungen: --

Forum 2: Gemeindeformen

1. *Gemeinsame Perspektiven*

- Im Blick auf das im Leuchttower **Gemeindeformen** angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:
 - Wir haben den Mut, Menschen mit einer Vielfalt auch neuer Gemeindeformen zu erreichen.
 - Wir wollen die Integrationsfähigkeit der Landeskirchen in Bezug auf verschiedene geistliche Gemeinschaften stärken.
 - Wir wollen verschiedenen Gemeindeformen angstfrei tragen.
 - Wir streben eine Kirchenmitgliedschaft an, die neben der Zugehörigkeit zur Ortsgemeinde andere Anbindungen kennt.
 - Wir wollen die Präsenz in der Fläche durch Entwicklung von Regionalkonzepten gewährleisten, Entlastung durch Prioritätensetzung und Gabenorientierung erreichen und nahe an den Menschen sein.
 - Wir wollen die Identifikation ihrer Mitglieder mit der Gemeinde stärken und neu aufbauen.

2. *Wichtige Diskussionspunkte*

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:
 - Wie kann der Gemeindebegriff theologisch, juristisch und soziologisch geklärt werden?
 - Wie lässt sich das Verhältnis von Parochien zu Profilkirchen und geistlichen Gemeinschaften – auch im Blick auf Mitgliedschaftsrechte – bestimmen?
 - Wie lassen sich Chancen und Risiken einer Pluralisierung von Gemeindeformen wahrnehmen und analysieren?
 - Wie lassen sich Ängste nehmen und überwinden, und wie kann zum Zulassen von Personalgemeinden ermutigt werden?

- Wie sind gestaffelte Formen einer Kirchenmitgliedschaft theologisch und rechtlich zu denken?
- Wie lassen sich Qualitätsstandards für eine Region im Blick auf Inhalt, Ausstattung und Organisation entwickeln?
- Wie lässt sich örtliche Präsenz im Blick auf Steuerung, Beteiligung und Legitimation klären und abstimmen?
- Wie lassen sich Begleitung, Schulung und Vernetzung sicherstellen und Verabredungen erzielen über zentrales, regionales und lokales kirchliches Leben?
- Mit welchem Profil oder Angebot wollen wir präsent sein?
- Wie kann Profilbildung von Gemeinden angeregt und gestaltet werden?
- Wie lassen sich die Unterschiede von Kirche in der Stadt und Kirche auf dem Land ernst nehmen?

6. Zu Profilbildung ermutigen auf der Grundlage der Parochie
7. Profilierung, Weiterbildung und Stärkung der Funktionsfähigkeit der Gemeindegremien
8. Gespräche mit Gemeinschaftsverbänden (Landeskirchliche Gemeinschaft) über gelingende Gemeindemodelle
9. Leitung wahrnehmen
10. Kirchenmitgliedschaft bei freier Wahl der Gemeindegliederzugehörigkeit in verschiedenen Gemeindeformen begutachten und theologisch, juristisch durchdenken
11. Evaluieren schon vorhandener Gemeinschaftsaktivitäten
12. Gemeinden und mittlere Ebenen rechtlich und finanziell stärken

Aus unserer Sicht sollen nachstehende Institutionen diese Projekte durchführen (mit Angabe von Zeitraum und federführender Verantwortung).

Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen: --

3. **Praktische Handlungskonsequenzen**

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:

1. Rechtliche Voraussetzungen und Spielräume für regionale Rahmenplanung schaffen und umsetzen
2. Regionale kirchliche Entwicklungspläne erarbeiten und freiwillige Zusammenarbeit fördern
3. Rechtliche Voraussetzungen für regionale Entwicklungspläne erproben
4. Best-Practice-Beispiele (profilierter Ortsgemeinden und übergemeindliche Kooperationen) fördern und vernetzen
5. Theologische Aufarbeitung von Kirche in der Diaspora

1. Landeskirchenleitung und Kirchenkreise, 5–10 Jahre, aber jetzt beginnen
2. 100 Kirchenkreise in der EKD bis 2012
3. mindestens 10 Landeskirchen bis 2012
4. EKD, Landeskirchen – Auswertung bis 2008
- 5.
- 6.
- 7.
- 8.
9. alle Ebenen
10. Institut für Kirchenrecht in Göttingen, praktisch-theologische Fachbereiche, EKD bis 2008
11. Landeskirchen
- 12.

- Für die praktische Umsetzung geben wir folgende Anregungen: --

Forum 3: Begegnungsorte

1. *Gemeinsame Perspektiven*

- Im Blick auf das im Leuchttower 3 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:
- Begegnungsorte schaffen für unterschiedliche „Kulturen“ – kleine und große!
- Zielgruppen in den Blick nehmen (Kirche und Welt)
- Schätze des ev. Glaubens heben
- Die Landeskirchen müssen sich zu dem spirituellen Angebot Begegnungsort bekennen.
- Personalentwicklung in Richtung profilierter Begegnungsorte
- Teamorientierung in die Aus- und Fortbildung zum Pfarrberuf integrieren
- In einem Prozess zwischen Kirchenleitung und Engagierten Begegnungsorte identifizieren
- In einer zwischen den Gliedkirchen verabredeten Dichte B.orte schaffen und benennen
- Identitätsstiftende Orte neu entdecken!
 - „Landkarte der Kraftorte“
- Praktisch-theologische Fundierung des Zusammenwirkens in der Region

2. *Wichtige Diskussionspunkte*

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:
- Definition von „Region“ und „Gemeinde“
 - Analyse vorhandener Orte
- Profile und Vorrangigkeiten klären
- Konzeption und Parameter für Inhalte und Qualität
- Begegnungsort als Zusatzangebot oder als „Ersatz“ für Gemeinde / Verhältnis Begegnungsorte zu örtlichen Gemeinden und kirchlichen Werken
- Zielgruppe, Angebotsprofil, personelle Ausstattung klären (einschl. Personalentwicklung)
- Rechtsformen, Finanzen, Träger, Strukturen (unabhängig von Parochie) klären ... Leitung- und Teamstruktur der Begegnungsorte

- Handlungsfeld: missionarisch, diakonisch, kulturell, politisch ...?! ... Bildung ...?! ... erweitern!
- Was ist ökumenische Profilierung an Begegnungsorten?
- Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen: --

3. *Praktische Handlungskonsequenzen*

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
- Konzepte auf a) landeskirchlicher Ebene und b) regionaler Ebene
- Konkreter Umsetzungszeitraum
- Austausch zwischen Landeskirchen
- EKD soll Katalog guter Modelle (mit unterschiedlicher Kultur) erstellen und ein Netzwerk für Begegnungsorte einrichten.
- Kirchenleitungen sollen binnen Jahresfrist geeignete Begegnungsorte identifizieren, benennen und gezielt fördern.
- Landkarte aufstellen! Landeskirchen! Zeitplan!
- Regionale und parochiale Struktur zur Leitung dieser Orte bestimmen – Aufgabe der Landeskirchen
- Verbreitung der Zentren in einer Konferenz aller Gliedkirchen verabreden
- Jede Landeskirche muss den Prozess Begegnungsorte auf die Kirchenkreisebene bzw. Ämter und Werke transportieren.
- Aus-, Fort- und Weiterbildung der Mitarbeiter vernetzt organisieren
- Modellprojekte in jeder Landeskirche
- Aus unserer Sicht sollen nachstehende Institutionen diese Projekte durchführen (mit Angabe von Zeitraum und federführender Verantwortung): --
- Für die praktische Umsetzung geben wir folgende Anregungen: --

Forum 4: Mitgliederorientierung aller Mitarbeitenden

1. *Gemeinsame Perspektiven*

- Im Blick auf das im Leuchtfeld 4 angesprochene Themenfeld (Qualitätssicherung aller Mitarbeitenden) halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:
 - Qualität kirchlicher Arbeit ist notwendig, um Menschen mit der Botschaft des Evangeliums zu erreichen.
 - Bei den Mitarbeitenden und bei der Organisation Akzeptanz für Qualität erreichen: Professionalität; Fachlichkeit; sachliche Richtigkeit; Glaubwürdigkeit; Überzeugungsfähigkeit; Sprachfähigkeit
 - Qualität wahrnehmen und anerkennen
 - Maßnahmenkatalog für Qualitätssicherung erstellen
 - Aufgaben der Organisation
 - Mitarbeitende befähigen
 - Organisationsentwicklung und Personalentwicklung zusammendenken
 - Organisation soll sich an Zielen orientieren: Aufgaben benennen, Qualifikationsmerkmale beschreiben, Berufsbilder definieren.
 - Personalführung
 - Zielvereinbarungen, Mitarbeitende-Gespräche
 - Karriereplanung
 - Leistungen anerkennen und fördern
 - Erwartungen an Mitarbeiter
 - Fortbildung, Schulung, Weiterbildung (Pflicht?)
 - Fortbildung in Glaubensfragen
 - Bereitschaft zu Glaubwürdigkeit, Professionalität etc.
 - Persönlichkeitsbildungstraining

2. *Wichtige Diskussionspunkte*

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:
 - Leistungsanreize vergeben?

- Leistungsanreize klären und vereinheitlichen
- Nichtselektive Leistungsanreize
- Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen: --

3. *Praktische Handlungskonsequenzen*

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
 - Bitte an die Landeskirchen: Vernetzung der Fortbildungen von Pfarrern / Pfarrerinnen und Mitarbeitenden, Gesamtkonzept für Organisationsentwicklung / Personalentwicklung
 - Damit die Landeskirchen diese Aufgaben wahrnehmen können, Bitte an Rat und Kirchenkonferenz: Projekt initiieren, das den Lernprozess zwischen den Landeskirchen koordiniert, von den Landeskirchen getragen wird und bestehende Institutionen nutzt; bestehende Modelle zusammentragen auswerten, ergänzen, weiterentwickeln.
 - Aus unserer Sicht sollen nachstehende Institutionen diese Projekte durchführen (mit Angabe von Zeitraum und federführender Verantwortung).
 - Projektteam, bestehend aus: Vertretern von Landeskirchen, externen Beratern
 - Erstellung einer „Landkarte“ für abrufbare Leistungen
 - „Baukasten“ mit Hilfen, damit jede Landeskirche ihr eigenes System entwickeln kann
 - Umsetzungsplanung und Kommunikationsplanung
 - Regelmäßige Berichte an Rat und Kirchenkonferenz
- Für die praktische Umsetzung geben wir folgende Anregungen: --

Forum 5: zukünftiges Laienengagement

1. *Gemeinsame Perspektiven*

- Im Blick auf das im Leuchttower 5 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:
 - Geistliche Stärkung aller Mitarbeitenden als Voraussetzung
 - Spiritualität / Sinnerfahrung / soziale Einbindung sind Merkmale ehrenamtlichen Engagements.
 - Ehrenamtliche sind als Experten / Expertinnen ihrer Lebenswirklichkeit und ihrer professionellen Tätigkeit zu achten.
 - Wir brauchen eine Kultur des „Lassens“ für Hauptamtliche und Ehrenamtliche (Verantwortung übernehmen und abgeben können / echte Arbeitsteilung), d. h. bei Hauptamtlichen: Mentalitätswandel und professionelle Kompetenz im Umgang mit Ehrenamtlichen.
 - Kultur der Anerkennung ausbauen
 - Lust auf Beteiligung wecken

2. *Wichtige Diskussionspunkte*

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:
 - Diskussion darf sich bei Ehrenamtlichen nicht nur auf Verkündigung konzentrieren.
 - Verhältnis Ehrenamtliche und Hauptamtliche im Verkündigungsdienst klären
 - Ordination für Prädikanten / Prädikantinnen
 - Ordination für Ehrenamtliche im Verkündigungsdienst
 - Konkretisierung, Aktualisierung des „allgemeinen Priestertums“ (Grundlage für ehrenamtlichen Verkündigungsdienst?)
 - Begriffsklärung: Laie – ehrenamtlich (Freiwillige, bürgerschaftliches Engagement, Mitarbeitende – berufliche Mitarbeitende)
 - In jedem Fall transportiert der Begriff Haltungen.
 - Die Wirklichkeit in der ev. Kirche ist differenzierter und deshalb ist ein einziger evangelischer Gegenbegriff zu Laie nicht möglich.
 - EKD-Kompetenzzentrum für Ehrenamtliche?

- Klären, welche Landeskirche was hat und in den Prozess einbringen kann.
- Verschiedene Aufgaben auf Landeskirchen verteilen
- Vorhandene Ressourcen nutzen
- Angemessene Gestaltungen und Arbeitsformen finden
- Im Kompetenzzentrum sind Fachkompetenz und Multiplikatoren / Multiplikatorinnen, Fort- und Ausbildung Ehrenamtlicher dezentral.

3. *Praktische Handlungskonsequenzen*

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
 - Der Begriff Laie soll ab sofort nicht mehr benutzt werden.
 - Die Wirklichkeit in der ev. Kirche ist differenzierter und deshalb ist ein einziger evangelischer Gegenbegriff zu Laie nicht möglich.
 - EKD-weite Standards (Qualitätsmanagement, Personalentwicklung) für das Ehrenamt entwickeln
 - Dabei berücksichtigen, welche Reichweite, Intensität und Arbeitsaufgabe wahrgenommen wird
 - Aus-, Fort- und Weiterbildung anbieten (nicht nur für Verkündigung) und verbindlich gestalten
 - Vorhandene Ressourcen und Erfahrungen nutzen
 - Formen der Vergewisserung und Würdigung ehrenamtlich entwickeln und ausbauen (Einführung, Verabschiedung)
 - Vereinfachung der Verwaltung / Nutzung aller medialen Wege (z. B. Hotline)
 - Form und Zeit ehrenamtlichen Bedürfnissen anpassen
 - Sinnvolle Mischung von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen aus städtischen und ländlichen Gebieten
 - Werbekampagne für die Gewinnung von Ehrenamtlichen starten

Forum 6: Schlüsselberuf Pfarrerin / Pfarrer

1. Gemeinsame Perspektiven

- Im Blick auf das im Leuchttower 6 Schlüsselberuf Pfarrerin / Pfarrer angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:
 - Die Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung sollte Selbstverständlichkeit im pastoralen Dienst erlangen.
 - Im Pfarrberuf muss die Verbindung von missionarischer Bewegung nach außen und geistlichem Innehalten gestärkt werden.
 - Im Pfarrberuf darf es zu keinen zusätzlichen Belastungen kommen. Neue Aufgaben müssen mit Entlastungen einhergehen.
 - Die Team- und Kooperationsfähigkeit muss entwickelt und gestärkt werden.

2. Wichtige Diskussionspunkte

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:
 - Entwicklung von Qualitätskriterien in allen pastoralen Arbeitsfeldern
 - Instrumente zur Qualitätssicherung müssen verabredet werden.
 - Finanzverteilung zur Ausstattung von Fortbildungen u. a. muss geklärt werden.
 - Das Pfarrerbild, besonders unter den Aspekten Begabung – Berufung, Charisma – Persönlichkeitsentwicklung, muss diskutiert und geklärt werden.
 - Wie können Gemeindeleitung und Amt der Verkündigung in verbindlichen Dienstvereinbarungen aufgeteilt werden?
 - „Professionsethische Verhaltenszumutungen“ (Residenzpflicht) müssen diskutiert werden.
- Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen: --

3. Praktische Handlungskonsequenzen

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
 - Aufbau eines Netzwerks „kollegiale Beratung“
 - Erstellen eines verbindlichen Fortbildungskanons
 - Landeskirchen entwickeln Fortbildungskanons und verbreiten sie EKD-weit
 - Die geistliche Begleitung als Weg zur geistlichen Vertiefung durch alle Ausbildungs- und Berufsphasen wird Standard. Ein studienbegleitendes Mentorat ist verbindlich.
 - Die geistlichen Zentren der Landeskirchen (z. B. Schwanberg / Bayern) werden gestärkt.
 - Die personellen Ressourcen für Vertretungsdienste müssen gestärkt werden.
 - Pfarrerschaft muss von Verwaltungstätigkeiten ohne geistliche Anteile befreit werden. Dazu entwickeln drei Landeskirchen ein Konzept, dass eine pastorale Versorgung nur möglich ist bei Übernahme der Verwaltungsaufgaben durch die Kirchengemeinde.
 - Hierzu gehört auch die Stärkung der Verantwortung von Ehrenamtlichen in den Gemeinden.

Forum 7: Bildung, Christsein in säkularer Lebenswelt

1. *Gemeinsame Perspektiven*

- Im Blick auf das im Leuchtfeuer 7 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest: keine

2. *Wichtige Diskussionspunkte*

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:
 - Bildungsbegriff
- Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen: --

3. *Praktische Handlungskonsequenzen*

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
 - Die EKD erstellt einen evangelischen Bildungsbericht.
 - Die Bildungseinrichtungen und -verbände der Gliedkirchen werden institutionell miteinander vernetzt (Bildungswerke), regional dann zusammengefasst, wenn die Effizienz ihrer Arbeit nur so gewährleistet wird, und auf EKD-Ebene in einer Holding (Dachverband) koordiniert / geleitet / zusammengeschlossen u. a. mit den Zielen:
 - Entwicklung von Standards für qualifizierte evangelische Bildungsarbeit;
 - Sicherung der Qualität der evangelischen Bildungseinrichtungen und -verbände durch Kriterien zur internen und externen Evaluation;
 - Entwicklung von Konzepten für die Bildungsarbeit auf den verschiedenen Ebenen kirchlichen Handelns (z. B. Gesamtkatechumenat für die Gemeinde) einschließlich der Ressourcenverteilung

- Die Synode der EKD bittet die Gliedkirchen der EKD, zusätzlich zu Verkündigung, Diakonie und Mission den Bildungsauftrag explizit in ihre Verfassungen aufzunehmen.
- Die EKD koordiniert unter Nutzung der Kompetenzen der Gliedkirchen die Entwicklung und Herausgabe eines nach den verschiedenen Bildungsfeldern differenzierten Kanons.
- Die EKD bittet die Gliedkirchen, Grundkurse Theologie für alle Mitarbeitenden verbindlich durchzuführen.
- Die EKD und die Gliedkirchen entwickeln und profilieren Programme zur Förderung von protestantischen Eliten in Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur, Politik etc.
- Die Bildungskammer der EKD wird gebeten, den Begriff „Sprachfähigkeit im Glauben“ in einem evangelischen Bildungskonzept zu entfalten und dabei den Aspekt der Bildungsgerechtigkeit zu berücksichtigen.
- Die EKD und die Gliedkirchen initiieren und gestalten im Rahmen des gesellschaftlichen Dialogs kontinuierlich fachliche Foren mit Wissenschaft, Kultur, Wirtschaft, Politik etc.
- Aus unserer Sicht sollen nachstehende Institutionen diese Projekte durchführen (mit Angabe von Zeitraum und federführender Verantwortung):
Siehe Punkte 1 bis 8
- Für die praktische Umsetzung geben wir folgende Anregungen:
Siehe Punkte 1 bis 8

Forum 8: Diakonie

o. Ausgangslage:

Es gibt eine gemeinsame Herausforderung für Kirche und Diakonie durch die gesellschaftspolitische und globale Situation. In diesem Kairos liegt sowohl eine Chance als auch ein Risiko für die Verhältnisbestimmung von Kirche und Diakonie.

Arbeitstitel: „Wittenberg III“

1. Gemeinsame Perspektiven

- Im Blick auf das im Leuchtfener 8 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:
 - Die diakonische Dimension als inneres Motiv allen kirchlichen Handelns begreifen und entwickeln
 - Diakonie als Gemeinschaftsaufgabe auf allen Ebenen fördern (Diakonia-Mainstreaming)
 - Strukturelle Verankerung der Diakonie auf allen Ebenen kirchenleitenden Handelns
 - Managementkompetenz der Diakonie für Kirche nutzen
 - Die öffentliche Bedeutung der Diakonie als Teil der Identität von evangelischer Kirche anerkennen
 - Diakonische Gemeinde als missionarischen Auftrag regional und weltweit entwickeln
 - Pfarrer und Pfarrerrinnen sind kein „Schlüsselberuf“ in der Diakonie (Leuchtfener 6). Aber: Pfarrer und Pfarrerrinnen in der Diakonie sind eine wichtige institutionelle Verbindung zur verfassten Kirche. Die Bedeutung von Diakonen und diakonischen Gemeinschaften soll gestärkt werden.
 - Unterschiede in Kirche und Diakonie achten
 - Zusammengehörigkeit von Kirche und Diakonie stärken

2. Wichtige Diskussionspunkte

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:

- Theologische und ekklesiologische Klärung des Verhältnisses von Diakonie und Kirche. Dazu gehört die ständige Klärung der Rollen zwischen Amtskirche und Diakonie.

- Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen:

- Qualitätsstandards in der Fortbildung von Haupt- und Ehrenamtlichen implementieren
- Kirchliche und diakonische Strukturen auf ihre Kompatibilität hin überprüfen
- Die strukturelle Verbindung gemeindlicher und unternehmerischer Diakonie auf allen Ebenen klären und verbessern
- Europäische Dimension der Diakonie angesichts der eher landeskirchlichen Orientierung der verfassten Kirche in den Blick nehmen

3. Praktische Handlungskonsequenzen

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
 - Diakonische Themen identifizieren und Verfahren zwischen Kirche und Diakonie vereinbaren, vom Kirchenvorstand bis zum Rat der EKD (z. B. Kammerbesetzung)
 - Inhaltliche und strukturelle Verankerung der Diakonie auf jede kirchliche Agenda setzen
 - Vernetzung von Diakonie und Gemeinde vorrangig betreiben
- Aus unserer Sicht sollen nachstehende Institutionen diese Projekte durchführen (mit Angabe von Zeitraum und federführender Verantwortung), und ferner geben wir für die praktische Umsetzung folgende Anregungen:
 - Modellprojekte der Zusammenarbeit zwischen gemeindlicher und unternehmerischer Diakonie in den nächsten 3 Jahren (z. B. in Regionen und Kirchenkreisen)

- In den nächsten 5 Jahren verbindliche Gespräche zwischen Gemeinde etc. und Diakonie über Verwaltungskooperationen führen
- Vertreter / Vertreterinnen der Diakonie im Reformprozess „Kirche der Freiheit“ vollständig und strukturiert beteiligen
- Schärfung des Blickes der EKD für die deutschen und europäischen Handlungs Herausforderungen der Diakonie: gliedkirchenübergreifende Handlungsfelder kommunizieren
- Entwicklung eines Fortbildungs- und Qualitätsmanagements durch Diakonisches Werk und EKD und Bestandsaufnahme der Einbindung der Diakonie in die Strukturen der Gliedkirchen der EKD (Serviceleistung)

Forum 9: Themenmanagement

1. *Gemeinsame Perspektiven*

Im Blick auf das im Leuchttower 9 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:

- Marke evangelisch definieren und profilieren
- Meinungsführerschaft zur religiösen Dimension von gesellschaftlichen Themen
- Themenmanagement auf drei Ebenen strategisch aufbauen:
 - Eigene Themen
 - Gesellschaftliche Themen
 - Aktuelle Themen
- Kampagnenfähigkeit über alle Ebenen herstellen (Ja zur Institution)
- Fähigkeit, in gesellschaftlichen Debatten unverwechselbar evangelisch zu argumentieren
- Nachhaltige tägliche Präsenz kirchlicher Themen
- Professionalisierung der Kommunikationskompetenz mit dem Ziel der verbesserten Fähigkeit, Themen zu setzen
- Klare gemeinsame Themen

2. *Wichtige Diskussionspunkte*

Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden.

Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen:

- Wie kann die Bündelung aller Kräfte auf ein Ziel hin gelingen? (Kampagnenmatrix)
- Abstimmungsbedarf: Wer redet wann, wozu? Wir brauchen (mehrere) Personen für (verschiedene) Themen.
- Wo sprechen wir als evangelische Kirche und wo gemeinsam mit anderen Kirchen?
- Spannung Pluralismus – Zentralismus gestalten
- Kommunikation der Professionellen über alle Ebenen der Kirchen hinweg
- Kommunikation intern zwischen den Profis und allen anderen

- Welche Ebene (Landeskirche / EKD) für welches Thema? (eigene, gesellschaftliche, aktuelle Themen)
- Themendität auf EKD-Ebene
- Wie werden wir mutiger, überraschender?
- Welche Ressourcen wollen wir wie nutzen? Welche Ressourcen brauchen wir?
- Wie finden wir die Themen und wer?
- Kultur der Schwerpunktsetzung und ihre Verbesserung (Nadelöhr Pfarramt)
- Strategische Partnerschaften zur Vermittlung verschiedener Themen
- Evangelische Kriterien für Kulturkritik

3. Praktische Handlungskonsequenzen

Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:

- Nutzung des Medienausschusses mit erweitertem Auftrag (Themenfindung, Kampagnen, Kompetenz erteilen)
- Kirchenkonferenz entscheidet über Kampagnen.
- Vertrauen und Aufträge in die eigene Organisation
- Task-Force für aktuelle Themen
- Externe Kompetenz einbeziehen
- Brainstorming-Pool für eigene und gesellschaftliche Themen
- Erarbeitung einer Handlungsmatrix
- Evangelische Köpfe identifizieren
- Reformationstag (Reform-Aktion) pushen, langer Atem
- Stärker projektbezogen arbeiten, Thema als Projekt
- Professionelle Gegenwartsanalyse für Zeitansage
- Kommunikation und Beteiligung zwischen den Ebenen verbessern

Forum 10: Finanzen

1. Gemeinsame Perspektiven

- Im Blick auf das im Leuchtfener 10 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:
 - Mentalitätswandel im Blick auf Spenden und Stiften fördern
 - Drei-Säulen-Modell: Kirchensteuer, Fundraising, erwerbswirtschaftliches Handeln
 - Bindung der Nichtmitglieder durch inhaltliche Angebote zur Mitfinanzierung
 - Einheitliche positive Position zum Erhalt der Kirchensteuer
 - Konzentriertes Handeln (Strukturen, Kampagnen, Verkündigung)
 - Transparenz der finanziellen Situation
 - Auf Enttabuisierung der Kosten-Nutzen-Frage insistieren
 - Ausbau bestehender Stiftungen
 - Erkennbare öffentliche Präsenz der evangelischen Kirche
 - EKD als Unterstützungssystem nutzen
 - Abbau des Beharrungsvermögens
 - Verzicht auf Dachstiftung

2. Wichtige Diskussionspunkte

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden.
 - Theologische Reflexion zum Geben, Schenken und Stiften und deren Kommunikation
 - Mitgliederzeitschrift als Kundenbindungsinstrument (vgl. chrismon)
 - Ständige Arbeitsgruppe Leuchtfener 10
 - Entlastung von Theologen / Theologinnen von Administration
 - Einführung eines Kirchengemeindetages als Netzwerk auf EKD-Ebene
 - Konzentration von kirchlichen Einrichtungen auf bestimmte Standorte

- Aufbau einer Mitglieder-, Spenden- und Dokumentenverwaltung
- Einführung einer Relationsformel für theologische und nichttheologische Mitarbeiter
- Brauchen wir eine Kultursteuer?

3. *Praktische Handlungskonsequenzen*

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
 - Aufbau eines Dienstleistungszentrums Fundraising und Stiftungswesen (EKD)
 - Aufbau von Fundraising-Kompetenz (EKD, Landeskirchen, Kirchenkreis, Kirchengemeinde, Fundraising-Akademie)
 - Flächendeckende Einführung des Freiwilligen Kirchgeldes (EKD-weit)
 - Kampagne für Freiwilliges Kirchgeld (EKD)
 - Rückholaktionen für Ausgetretene (Kirchenkreis, Kirchengemeinde)
 - Aufbau eines Beschwerdemanagements (Kirchenkreis, Landeskirche)
 - Aufbau eines Benchmarkings (Landeskirche)
 - Einführung eines Qualitätsmanagements für gemeindliches Tätigwerden
 - Aufbau einer Danksystematik (Landeskirche, Kirchenkreis, Kirchengemeinde)
 - Errichtung eines Callcenters auf Landeskirchenebene
 - Austausch der Landeskirchen im Sinne von Good Practice zu Fundraising
 - Strategische Planung: Aufbau von Kernkompetenzen der Finanzplanung (Landeskirche)
 - Einführung der kaufmännischen Buchführung (Landeskirche)
 - Verstärkung eigenwirtschaftlichen Handelns (Kirchenkreis / Kirchengemeinde)
 - Initiierung von Netzwerken (Freundeskreis, Fördervereine), (Kirchengemeinde)

- Aufsuchende Beziehungsarbeit (Kirchengemeinde)
- Ankündigung und Durchführung von Hausbesuchen (Kirchengemeinde)
- Beziehungsarbeit für unterschiedliche Berufsgruppen definieren und bewusst aus- und fortbilden (Landeskirche, Kirchengemeinde)
- Erhebung der Mitgliederzufriedenheit (Landeskirche)
- Definieren von Kernkompetenz
- Priorisierung der Aufgaben
- Budgetierung (EKD / Landeskirche)

Forum 11: funktionierender Föderalismus

1. *Gemeinsame Perspektiven*

- Im Blick auf das im Leuchttower 11 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:
 - Gut funktionierender, lebendiger Föderalismus: Landeskirchen, die ihren Auftrag und die Grundfunktionen erfüllen und innerhalb der EKD gleichberechtigt miteinander arbeiten können
 - Leistungsfähige und in beiden Richtungen solidarverträgliche Strukturen
 - Ergänzende Kooperation von Arbeitsfeldern und gegenseitiger Austausch und Wahrnehmung von Situationen und Arbeitsschwerpunkten
 - Bei gemeinsamen Institutionen für Rückbindung in jede Landeskirche sorgen
 - Zusammenschluss von Landeskirchen, den politischen Strukturen entsprechend
 - Für alles gilt: Nutzt es der Kirche in Zeugnis und Dienst?

2. *Wichtige Diskussionspunkte*

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden:
 - Was sind die Kriterien für eine funktionierende Landeskirche, allein bzw. gemeinsam mit anderen Landeskirchen?
 - Formen der Zusammenarbeit von Kooperation über gemeinsame Einrichtungen bis zu stellvertretendem Handeln klären
 - Transparenz der direkten und indirekten Finanzströme
 - Visitationen (mit Konsequenzen), durch wen? Evtl. Visitationskommission der Kirchenkonferenz
 - Bewerbungsfreiheit und Personalaustausch konkret angehen
 - Verhältnis von EKD und Gliedkirchen (einschließlich der Organe und Aufgaben neu bestimmen); angemessene Repräsentanz in

EKD-Synode und Kirchenkonferenz diskutieren, Kriterien für Finanzausgleich entwickeln

- Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen: --

3. *Praktische Handlungskonsequenzen*

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld:
 - Positive Beispiele und Schwachstellenanalyse von Formen der Zusammenarbeit und Vereinigungen von LK angehen
 - Mindeststandards für LK entwickeln
 - Landeskirchliche Strukturen transparent machen, bis zur EKD-Synode 2007
 - Qualifizierung und Austausch von Führungskräften
 - Vorstellung von und Erwartungen an ein zukünftiges föderales System innerhalb eines Jahres mit den LK entwickeln
 - Ausschöpfen der Möglichkeiten der Zusammenarbeit
 - Plattform des Austausches – Best Practice
 - Selbstreflexion jeder LK über die Notwendigkeit ihrer Selbständigkeit und ihrer Grenzen
- Aus unserer Sicht sollen nachstehende Institutionen diese Projekte durchführen (mit Angabe von Zeitraum und federführender Verantwortung):
 - Konzeptentwicklung für Führungskräfte in Führungsakademie
 - Arbeitsgemeinschaft Finanzbeirat in Verbindung mit Rat und Kirchenkonferenz
 - Arbeitsgemeinschaft der Kirchenkonferenz
- Für die praktische Umsetzung geben wir folgende Anregungen:
 - Workshop auf Einladung der EKD

Forum 12: EKD**1. Gemeinsame Perspektiven**

- Im Blick auf das im Leuchtfeuer 12 angesprochene Themenfeld halten wir folgende Punkte als gemeinsame Perspektive fest:

Es sollen abgestimmte und verbindliche Standards festgelegt werden. Die Maxime dieses abgestimmten Handelns lautet: So viel Gemeinsames wie möglich, so viel Unterschiedliches wie nötig. Diese Standards erstrecken sich auf den Bildungsbereich (also die Aus-, Fort- und Weiterbildung der verschiedenen Berufsgruppen innerhalb der Kirche, aber auch derjenigen, die ehrenamtlich Dienst in der Kirche leisten), den Gottesdienst und die Rechtssetzungen in den verschiedenen Bereichen. Um dies zu erreichen, ist eine abgestimmte Informationspolitik nötig, die darauf achtet, dass der Informationsfluss innerhalb der Kirchen und auf den verschiedenen Ebenen der Kirchen wechselseitig stattfindet. Dies wird den Prozess voranbringen, klare und auch für Laien nachvollziehbare Kirchenstrukturen zu schaffen. Diese Strukturen sollen die Erkennbarkeit der evangelischen Kirche nach außen als auch nach innen profilieren. Die Gliederung der EKD muss ihrer Handlungsfähigkeit dienen. In der Zusammenschau der verschiedenen kirchlichen Ebenen soll dem Abbau von Redundanzen besonderes Gewicht verliehen werden. Durch eine transparente Strategie sollen EKD-weite, überregionale Kompetenzzentren sowie Servicezentren geschaffen, gestärkt und ausgebaut werden.

2. Wichtige Diskussionspunkte

- Folgende Themenaspekte müssen nach unserer Einschätzung im kirchlichen Reformprozess weiter diskutiert und geklärt werden.
- Für diese Diskussion geben wir folgende Anregungen:

Der Weg zu einem abgestimmten (einheitlichen) Kirchensteuersystem bedarf der Klärung. Die

Aufgaben für die Kompetenzzentren müssen zeitnah geklärt werden. Was muss nach welchen Leistungskriterien mit welchen Qualitätsstandards in welchen Einheiten und in welcher regionalen Verteilung geschehen? Es muss der Bedarf für Kompetenzzentren erhoben werden und eine Aufnahme der bisherigen erfolgen unter Einbeziehung einer Qualitätsanalyse. Hierbei ist darauf zu achten, dass die unterschiedlichen Rollen von Kompetenzzentren, Werken, Verbänden und Einrichtungen beachtet werden. Ein wesentlicher Aspekt ist die Kompetenz der Kompetenz, d. h., welches Gremium setzt Standards fest? In besonderem Maße wird über Qualitätsmaßstäbe für Gottesdienst und Amtshandlungen zu sprechen sein. Das Einrichten von Themenkirchen darf nicht dazu führen, dass wesensfremde Themen der einen oder anderen Kirche übergestülpt werden. Die Benennung von Themenkirchen muss in einem gemeinsamen Prozess der verschiedenen kirchlichen Ebenen abgestimmt geschehen. Das Erreichen klarer Kirchenstrukturen muss in der Zukunft verstärkt diskutiert und einer Lösung zugeführt werden.

3. Praktische Handlungskonsequenzen

- Für die praktische Umsetzung sprechen wir uns für folgende Maßnahmen bzw. Projekte aus und unterstützen diese aktiv in unserem eigenen kirchlichen Handlungsfeld.
- Aus unserer Sicht sollen nachstehende Institutionen diese Projekte durchführen (mit Angabe von Zeitraum und federführender Verantwortung):

Die Kirchenkonferenz wird damit beauftragt, in einem innerkirchlichen Prozess die vorhandenen Kompetenzzentren auf den verschiedenen Ebenen zu erheben. Die bei diesem Prozess entwickelten Ideen und Ergebnisse werden der Herbstsynode 2008 zur Diskussion und Vertiefung vorgelegt. Hierbei soll darauf geachtet werden, dass

einerseits auf gliedkirchlicher Ebene vorhandene Kompetenzzentren gestärkt und für die Gesamtheit der Landeskirchen ausgebaut werden, sowie andererseits darauf, dass nach intensiver Evaluation neue Kompetenzzentren auf EKD-Ebene entstehen.

Der Zuschnitt von Landeskirchen soll in den nächsten vier Jahren einer gründlichen Klärung zugeführt werden. Hierbei ist nach Selbstständigkeit, nach Fusion, Kooperation und Grenzverschiebungen zu fragen. Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland soll mittel- oder langfristig gestärkt werden.

Im mittel- oder langfristigen Reformprozess soll darauf geachtet werden, eine Vereinheitlichung kirchlicher Terminologie bei Amtsbezeichnungen zu erreichen.

- Für die praktische Umsetzung geben wir folgende Anregungen: Vorhandene Kompetenzzentren müssen identifiziert, gestärkt und vernetzt werden. Neue Kompetenzzentren sind zu identifizieren, aufzubauen und zu vernetzen. Bei allen Prozessen ist das Vorhandene zu würdigen und zu achten. Im gesamten Reformprozess ist darauf zu achten, dass sich zuerst den Aufgaben zugewandt wird, die eine erfolgreiche Umsetzung versprechen. Dies bezieht sich auf das Schaffen von Kompetenzzentren.

VI. SCHLUSSWORT

KIRCHE DER FREIHEIT



Dokumentation des Zukunftskongresses der



VI. SCHLUSSWORT

Abschließendes Votum des Vorsitzenden des Rates der EKD

1.
„Der Kongress tanzt.“ Das kann man von diesem Zukunftskongress nicht gerade behaupten. Aber aufgebrochen sind wir. Wir sind unterwegs. Wir bewähren uns als wanderndes Gottesvolk. „Kirche im Aufbruch“ – dieses Thema der EKD-Synode später im Jahr strahlt schon voraus. Gemeinsam sind wir Kirche Jesu Christi. Gut evangelisch streiten wir um den richtigen Weg. Aber wir lassen uns nicht auseinanderdividieren. Wir sind doch Brüder und Schwestern. Die haben eigene Meinungen, wie wir heute Morgen gehört haben. Aber sie halten zusammen – aus Vernunft und Gottvertrauen. Wir sind aufgebrochen. Zurück geht es nicht mehr.

Mein Dank gilt allen, die uns den Weg bereitet haben und hier in Wittenberg die entsprechenden Vorbereitungen getroffen hatten. Ich meine dabei die vielen inhaltlichen Diskussionsprozesse in den Gemeinden, in den kirchlichen Werken und Verbänden, in den Landeskirchen und gliedkirchlichen Zusammenschlüssen – all diese Diskussionen, von denen wir während dieser Tage gezehrt und die wir weitergeführt haben. Ebenso meine ich das Vordenken, die Planung bis hin zur organisatorischen Feinjustierung und hervorragenden Durchführung dieses Kongresses. Manchmal wurden wir in ein enges Korsett gesteckt. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben das mit sportlichem Geist genommen und dadurch das Beste daraus gemacht. Mein Dank gilt allen Mitwirkenden, allen Gästen, allen Berichterstatte-rinnen und Berichterstatte-rern, allen, die diesen Kongress im Gebet begleitet haben. Die Begegnung zwischen Menschen, die an vergleichbaren Projekten arbeiten, war ein hohes Gut.

Man hat diesen Kongress als ein erstmaliges Ereignis bezeichnet. Das stimmt. Aber was erstmalig war, braucht nicht einmalig zu bleiben. Die Veränderungen, die nötig sind, werden uns über die nächsten Jahre beschäftigen. Bei diesen

Veränderungen wollen wir auch weiterhin voneinander lernen. In allen Gliedkirchen der EKD gibt es wichtige Reformvorhaben und hoch motivierte Multiplikatoren. Ausgehend von Wittenberg werden bestimmte Projekte zu den Themen in Gang kommen, die in den zwölf Leuchtfeuern beschrieben sind. Wir werden konkreter und praktischer werden. Bestimmte Ansätze werden dabei verändert. Auch zu den quantitativen Angaben, die das Impulspapier enthält, werden wir neue Einsichten gewinnen. Die Perspektivkommission hat keine Bibel geschrieben und auch kein Bekenntnisbuch. Nach absehbarer Zeit sollten wir eine Ortsbestimmung vornehmen und uns fragen: Wo sind wir vorangekommen? Was können wir voneinander lernen? Wie geht es weiter? Deshalb bin ich davon überzeugt: Auf diesen Zukunftskongress werden weitere Schritte folgen. Und da wir uns gern von den Stätten inspirieren lassen, an denen unserer Kirche wichtige Einsichten zugewachsen sind, könnte das doch eine Idee sein: eine Zukunftswerkstatt, beispielsweise in Barmen. Wir wollen damit keine Dauerinstitution schaffen. Denn es geht um eine Arbeit, die es dann den verantwortlichen Gremien ermöglicht, die nötigen Entscheidungen zu treffen. Aber es geht zugleich darum, dass der nötige Schwung entsteht auf dem Weg zu einer nächsten großen Begegnung hier in Wittenberg – nämlich beim Reformationsjubiläum 2017. Wir haben die ganze Dekade bis 2017 im Blick; aber wir lassen uns nicht bis dahin Zeit. Unsere gemeinsamen Bemühungen um die Reform unserer Kirche verbinden unser Tun jetzt – jetzt sind wir „Kirche im Aufbruch“. Dabei wollen wir die Menschen mitnehmen. Wir freuen uns vor allem über die Beteiligung junger Menschen an diesem Prozess. Beteiligung setzt Transparenz voraus. Deshalb wollen wir uns um Öffentlichkeit und Verständlichkeit unserer Vorhaben und Strukturen noch stärker bemühen.

2.

Wir sind kritisch miteinander umgegangen – und das ist auch dringend nötig. Wir müssen uns insbesondere wechselseitig davor bewahren, dass unsere Problembeschreibung zu harmlos wird. Denn wir neigen immer wieder zu einem binnenkirchlichen Blick. Dann stehen uns zuerst die Menschen vor Augen, die uns ohnehin in unseren Gemeinden begegnen. Aber sie sind nur ein Teil derjenigen, die zu unserer Kirche gehören. Aus dem Blick geraten aber rasch auch diejenigen, die außerhalb der Kirche stehen. Das aber genügt nicht. Auch wenn wir sagen, dass die Kirche im Dorf bleibt, muss sie Kirche für das ganze Dorf sein. Das gilt auch dort, wo derzeit nur zwanzig Prozent der Dorfbewohner zur Kirche gehören. Und die Kirche in der Stadt muss „der Stadt Bestes suchen“ – und darf erst recht den biblischen Zusatz nicht vergessen: „und betet für sie zum Herrn“. Auch wegen dieses Auftrags ist die Zusammengehörigkeit von Kirche und Diakonie so wichtig und so zentral, wie dieser Kongress zu Recht gesagt hat.

3.

Unsere Aufgabe ist es, auf die Menschen zuzugehen, die Halt und Orientierung suchen. Mit einer großen Einhelligkeit haben wir das festgestellt. Die Bedeutung von Religion und Glaube verändert sich. Auf eine Phase der Privatisierung von religiösen Einstellungen und der Abwendung von Glaubensfragen folgt eine Zeit, in der die Suche nach der eigenen religiösen Bindung, die Suche nach spirituellen Erfahrungen, die Ausschau nach einer Kraftquelle für das eigene Leben viele Menschen bestimmt. Zugleich wächst der gesellschaftliche Klärungsbedarf. Auskunftsfähigkeit ist gefragt. Darin haben wir immer eine evangelische Stärke gesehen. Sie müssen wir erneuern. Die veränderte Bedeutung von Religion und Glaube ist keine Eintagsfliege, keine modische Erscheinung; sondern in ihren guten wie in ihren problema-

tischen Seiten entwickelt sie sich nachhaltig.

Darauf zu antworten, ist für uns als Kirche eine elementare Pflicht. Wenn wir unsere Fähigkeit dazu stärken, beschäftigen wir uns nicht einfach mit uns selbst. Wenn eine Religionsgemeinschaft sich kompetent mit Religion befasst, wenn die Kirche Jesu Christi den Menschen den Glauben an Jesus Christus nahebringt, dann ist sie bei ihrer Sache; aber sie beschäftigt sich nicht einfach mit sich selbst. Demografische und finanzielle Veränderungen haben wir dabei zu berücksichtigen. Sie sind Rahmenbedingungen, aber nicht der entscheidende Bezugspunkt unseres Reformprozesses. Manche können es schier nicht glauben, aber es ist so: Unsere Kirche starrt nicht auf Zahlen, sondern es geht ihr um ihre großartige Aufgabe: die Botschaft von Gottes Liebe zu den Menschen zu bringen, ihnen Jesus Christus vor Augen zu stellen, Gottvertrauen, Daseinsgewissheit und Nächstenliebe in ihnen zu wecken. Wo immer das geschieht, ereignet sich Kirche. Dafür, dass es – soweit es an uns liegt – besser geschieht, wollen wir arbeiten.

4.

In Wittenberg, der Stadt der Reformation, haben wir uns miteinander auf den Weg gemacht. Unterschiedliche Auffassungen hatten Raum oder sind auch einmal aufeinandergeprallt. Wir waren zusammen, Kardinal Lehmann hat daran erinnert, am Tag des Apostels Paulus. Papst Benedikt XVI. hat aus diesem Anlass daran erinnert, wie beherzt Paulus dem Petrus entgegentrat, den er auf einem falschen Weg sah. Mit dieser Kontroverse begann die missionarische Bewegung, der wir es zu verdanken haben, dass wir Christen sind. Als evangelische Kirche schätzen wir deshalb den konstruktiven Sinn von Kontroversen. Wir beenden diesen Kongress an dem Tag des Gedenkens an den Holocaust. Schon das wird uns daran hindern, die Verantwortung für unsere Geschichte hintanzustellen und unsere Pflicht gering zu

schätzen, für die gleiche Würde jedes Menschen in der Gesellschaft einzutreten und allen Diskriminierungen mit Nachdruck zu widerstehen.

Bestimmend für diesen Kongress, das wird aus allen Foren berichtet, war die gemeinsame Suche nach der evangeliumsgemäßen Gestalt unserer Kirche im 21. Jahrhundert. In diesem Geist haben wir unsere Kontroversen ausgetragen. Eine besonders wichtige Kontroverse galt der Frage nach der Zukunft der Gemeinde. Der Gedanke, dass der Anteil von Profil- und Netzwerkgemeinden in unseren Kirchen steigt, stößt auf viel Skepsis. Die Warnungen haben Gewicht. Aber wir sollten auch nicht verkennen: Die heutige Form der parochial verfassten Ortsgemeinde war nicht zu allen Zeiten der Christenheit bestimmend; und sie prägt das Gemeindeleben auch nicht in allen anderen Ländern und Kontinenten. Dass Menschen sich heute in Sozialräumen orientieren, kann auch für die Zukunft der Gemeinde wichtig sein. In manchen Landeskirchen sind schon Pilotprojekte im Gange, die in der nächsten Zeit verstärkt entwickelt und ausgewertet werden können. Citykirchen und Jugendkirchen oder – um auch Entwicklungen auf dem Land anzusprechen – Fahrradkirchen und Dorfkirchensommer zeigen die Entwicklung unterschiedlicher Profile an. Ich halte es für richtig, diese Entwicklungen gründlich auszuwerten, und bin dankbar dafür, dass es dazu erste Verabredungen gibt, insbesondere orientiert an dem Grundsatz: „zu Profilbildung ermutigen auf der Grundlage der Parochie“. In diese Entwicklung lässt sich auch das schöne Vorhaben einer „Landkarte der Kraftorte“ einfügen.

Umstritten war bis in diesen Kongress hinein die Frage nach der Qualität im Kernbereich kirchlichen Handelns. Gibt es dafür Kriterien? Kann man diese Qualität gar messen? Da tobt der Streit. Aber zugleich ist allen klar, dass wir etwas für die Wiedererkennbarkeit des evangelischen Gottesdienstes tun müssen – und zwar dafür, dass er nicht an seiner Formlosigkeit, sondern an

seiner Form wiedererkannt wird. Die situationsbezogene Gestaltung von Gottesdiensten in großer Vielfalt wird dadurch nicht ausgeschlossen; aber gerade eine solche situationsbezogene und situationsgerechte Gestaltung setzt Stilsicherheit und Formbewusstsein voraus.

Umstritten war bis in diesen Kongress hinein die Frage, was denn mit der Rede vom Pfarrberuf als Schlüsselberuf gemeint sei. Verwiesen wurde ganz zur Recht auf die vielen anderen wichtigen Berufe im kirchlichen Handeln, von den Kirchenmusikern bis zum Diakonat. Doch dass der Beruf der Pfarrerin und des Pfarrers für den Gesamtbereich des deutschen Protestantismus ein gemeinsam erkennbares Profil braucht, wurde als zutreffend anerkannt. Und es wurde auch festgestellt, dass wir dahin streben sollten, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer sich im Gesamtbereich der Evangelischen Kirche in Deutschland um Pfarrstellen bewerben können. Das bedeutet aber zugleich, dass die Weiterentwicklung dieses Berufs und die Standards für Aus-, Fort- und Weiterbildung eine gemeinsame Aufgabe sind.

Das Verhältnis zwischen ehrenamtlicher und beruflicher Arbeit in der Kirche ist ein Schlüsselthema der weiteren Entwicklung. Der evangelische Ausgangspunkt ist dabei die gemeinsame Verantwortung aller Getauften. Die Sprachfähigkeit des Glaubens und die theologische Grundkompetenz aller Mitarbeitenden ergeben sich aus diesem evangelischen Ausgangspunkt. Die Stärkung evangelischer Eliten, die hier zur Sprache kam, ergibt sich gerade aus der gemeinsamen Verantwortung aller Getauften.

Auch neue Fragen sind aufgetaucht, darunter viele, die im Impulspapier gar nicht behandelt werden. Ehrenamtlich engagierte Mitchristen machen uns beispielsweise darauf aufmerksam, dass wir mit den unterschiedlichen Benennungen unserer Leitungsämter nicht nur anderen, sondern auch uns selbst das Leben schwer machen. Gibt es an dieser Stelle einen Schritt nach vorn?

Wir haben keinen Masterplan zu Zahl oder Struktur der Landeskirchen. Aber wir wollen sowohl das Eigengewicht als auch das Zusammenwirken der Landeskirchen in der EKD stärken. Dazu gehört auch, dass die Landeskirchen je für sich und wir gemeinsam darüber nachdenken, was eine Landeskirche ausmacht und wie sie sich mit ihren jeweiligen Stärken in die Gemeinschaft einbringt.

In unserem Zukunftsprozess werden nun Landeskirchen Themen wählen und ihre Prioritäten setzen. Die Gremien der EKD – Synode, Kirchenkonferenz und Rat – werden sich auf einzelne Pilotprojekte verständigen – ich hoffe übrigens: auf wenige Projekte, die wir dann auch mit der nötigen Kraft verfolgen können. Wir werden nicht alles gleichzeitig machen.

5.

Es geht uns darum, Glauben zu wecken und Glauben zu stärken. Dazu sind geistliche Erfahrungen nötig. Wir wurden in solche Erfahrungen hineingenommen, als wir miteinander sangen: „Nun lasst uns Gott dem Herren Dank sagen und ihn ehren für alle seine Gaben, die wir empfangen haben.“ Wir werden es erfahren, wenn wir gleich in Martin Luthers Kirche Gottesdienst feiern und am Tisch des Herrn zusammen sind.

Gelacht hat dieser Kongress in vielen Foren, in denen die Teilnehmenden das strenge Metaplan-Verfahren mit sportlicher Heiterkeit nahmen. Ja, gelacht haben wir sogar bei der Bibelarbeit.

Wir wissen: Gott zu loben, ist die Aufgabe für alle Sinne. Deshalb wollen wir die liturgische Qualität unserer Gottesdienste stärken, wollen wir einladende Räume und neue Anlässe zur Begegnung mit dem Heiligen schaffen. Der Mut zum Ritus wird sich in unserer Kirche weiter entfalten, der Ergriffenheit beim Abendmahl werden wir uns nicht schämen.

6.

Die Kirche Jesu Christi ist eine Gemeinschaft von Gemeinschaften. Deshalb ist, wie Landesbischof Johannes Friedrich in seinem Beitrag für diesen Kongress formuliert hat, keine Gemeinde und keine Kirche sich selbst genug. Unser Glaube vernetzt uns miteinander, unser Bekenntnis verbindet, unsere Verantwortung weist uns aneinander. Aus diesem Verständnis ergibt sich meiner Auffassung nach die Folgerung, dass Aufgaben jeweils an dem Ort und auf der Ebene gelöst werden, auf denen dies am besten möglich ist. Sich darüber zu verständigen und abzusprechen, hat nach meiner tiefen Überzeugung mit Zentralisierung und Zentralismus nichts zu tun. Sehr viel zu tun hat es aber mit verantwortlicher Haushalterschaft sowie dem Nutzen von Kompetenzen und gemeinsamen Möglichkeiten. Deshalb bin ich dankbar dafür, dass für die angemessene Zuordnung bestimmter Aufgaben während dieses Kongresses wichtige Vorschläge gemacht worden sind. Die zuständigen Gremien werden nun darangehen, diese Vorschläge zu prüfen und Vorschläge zur Verwirklichung zu machen.

Die Foren haben konkrete Themen identifiziert. Verantwortliche Personen oder Institutionen, die diese Themen vorrangig behandeln können, wurden in den Blick genommen. Die Stärke dieses Kongresses, dass landeskirchen-, werke- und institutionenübergreifend Gespräche in Gang kamen, ist auch nach den Tagen von Wittenberg fruchtbar zu machen. Dass wir einander an den Fortschritten in diesen Diskussionen teilnehmen lassen, ist ein unabdingbarer nächster Schritt. In diesem Sinn und in diesem Geist werden wir uns wiedersehen und miteinander unterwegs bleiben.

7.

Dieser Kongress stand unter einem Motto. Das Motto war ihm vorgegeben durch die Jahreslosung: „Gott spricht: Siehe, ich will ein Neues

schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?“ Das ganze Jahr über verkündigen wir die gute Nachricht von Gottes verlässlicher Treue zu den Menschen und von den guten Absichten, die er mit uns hat. Das ganze Jahr über bestimmt dieser Ton unsere Predigten. Wir wollen diese Predigt auch für uns selbst als Evangelische Kirche in Deutschland gelten lassen. Wir wollen Zutrauen entwickeln zu dem Neuen, das Gott unter uns aufwachsen lässt. Das Vertraute wird uns ja nicht geraubt, wenn wir dem Neuen Raum geben. Gestern haben wir es in der Morgenandacht gehört: „Gott ist sehr gespannt auf das, was uns gelingen wird. Es liegt was in der Luft. Nicht Frust, sondern neue Lust und Liebe, Christen und Kirche zu sein, neue Wege zu gehen.“ Dieser Lust und Liebe will ich am Ende Sprache geben mit Worten – nun ja und jetzt wirklich – von Paul Gerhardt, sommerliche Worte im winterlichen Wittenberg:

„Mach in mir deinem Geiste Raum, dass ich dir werd ein guter Baum, und lass mich Wurzel treiben. Verleihe, dass zu deinem Ruhm ich deines Gartens schöne Blum und Pflanze möge bleiben, und Pflanze möge bleiben.“

Ich danke Ihnen allen von Herzen und wünsche Ihnen Gottes Geleit auf dem Weg zu unserem gemeinsamen Gottesdienst und nach Hause. Bleiben Sie behütet.

Wolfgang Huber, Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, 27. Januar 2007

Impressum

Herausgeber:

Kirchenamt der Evangelischen Kirche
in Deutschland (EKD)
Herrenhäuser Straße 12
30419 Hannover
Telefon: 0511/2796-0
Fax: 0511/2796-707
Internet: www.ekd.de

Satz:

Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik
Emil-von-Behring-Straße 3
60439 Frankfurt / Main
Telefon: 069/58098-0
Fax: 069/58098-100
Internet: www.gep.de

Druck:

wanderer werbedruck
horst wanderer gmbh
Georgstraße 7
31848 Bad Münder
Telefon: 05042/933-133
Fax: 05042/933-139
Internet: www.wanderer-druck.de

KIRCHE DER FREIHEIT
IM 21. JAHRHUNDERT

